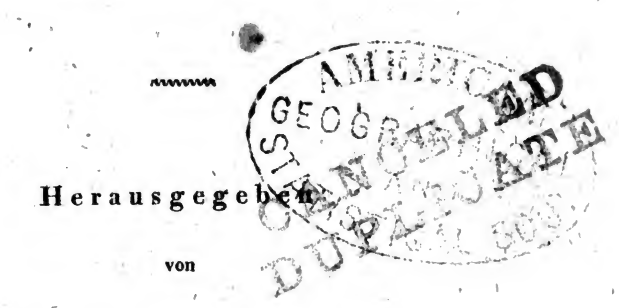



SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN



COLUMBUS.

Amerikanische Miscellen.



Herausgegeben

von

C. N. Röding, Phil. Dr.

Erster Band.

HAMBURG, 1826.

In Commission bei Herold, grosse Johannisstrasse Nro. 47.

AMERIKA

im

Jahre 1826.

Herausgegeben

von

Carl Nicolaus Röding, Phil. Dr.

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
In den Höhen herrscht der Gott;
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Natur-Gebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig seyn. —
Schiller.

Erster Band.

Hamburg, 1826.

In Commission bei Herold, grosse Johannisstrasse Nro. 47.

Gedruckt bei Hartwig & Müller.

Inhalt des ersten Bandes.

Amerika's Zeitgeschichte.

Seite.

Beiträge zur Erdbeschreibung von Amerika.

Völkerkunde.

Statistik.

Biographische Beiträge.

Merkantilische Notizen.

Poesien.

Amerikanische Charakterzüge.

Historische Notizen.

Auszüge aus brieflichen Mittheilungen, und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Amerika,
im Anfange des Jahrs 1826.

Jeder, der unpartheiisch die Begebenheiten der Zeitgeschichte mit Ruhe betrachtet und erwägt, bekennt gewiss mit uns, dass das Jahr 1825 für Amerika und dessen Staaten ein **höchst denkwürdiges** war und seyn wird. Mag man sich die dortigen Verhältnisse vorstellen, wie man will — so viel ist und bleibt notorisch, dass jetzt die sämmtlichen, dort neuentstandenen, sogenannten **de facto** Staaten, theils von ihren Mutterländern, theils von Grossbrittanien, welches als erste prädominirende Seemacht in jener Angelegenheit eine **entscheidende** Stimme hat, für unabhängig und selbstständig **anerkannt** sind. Die einzige Macht, die sich noch gegen die Anerkennung eines **gänzlich befreiten** Amerika's, den ernsten Ermahnungen Grossbrittaniens entgegen, sträubt — das unglückliche Spanien — ist so völlig entkräftet, dass dessen Regierung nicht einmal im Innern Ruhe und Ordnung aufrecht halten kann und es für ein Glück halten muss, dass noch in einigen Hauptstädten Französische Truppen für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums grossmüthig Sorge tragen. Dieses Reich, einst allgewaltig in Europa und Amerika, hat, wie aus der Note des Grossbrittanischen

Staatssecretairs **Canning** an den Spanischen Gesandten **de los Rios** vom 25. März 1825 erhellt, *) einen endlosen Krieg (*interminable war*) gegen seine vormaligen (late) Colonien beschlossen **) — während Colombische Kaper den Hafen Cadix und Spanische Seeplätze des Mittel-Meers blokirt halten. — Man darf also annehmen, dass die vormals Spanischen Colonien, die sich, als die Freistaaten Mexico, Guatemala (Mittel-Amerika), Colombia, Peru, Ober-Peru, Rio de la Plata, Buenos Ayres und Paraguay constituirt haben, von Grossbrittanien anerkannt sind, grösstentheils in London Gesandte haben und unangefochten und de facto bestehn — dieselbe Achtung als Staaten verdienen, welche den Vereinigten Staaten von Holland und West-Friesland von 1572 — 1648 zu Theil ward, obgleich Spanien erst in dem letztgenannten Jahre, bei Gelegenheit des Westphälischen Friedens, die Unabhängigkeit der damals prädominirenden Seemacht — die mittlerweile schon in Ostindien den Meister spielte — nothgedrungen anerkannte. Bekanntlich hat Herr **Canning** diesen Grund angeführt, ***) um Grossbrittaniens Anerkennung

---

*) *The New Times* vom 9. November vorigen Jahrs enthält eine „*authentic copy*" dieser Note, die man, **richtig** übersetzt, in den Hamburgischen Adress-Comtoir-Nachrichten (einer mit Einsicht redigirten Zeitung) vom 15ten November findet.

) „*Mr. Zea*," (der damalige Staatsminister) heisst es in jener Note, „*declares, that the King of Spain will **never recognise the new states of Spanish America, and that his Majesty **will never cease*** (wird nie aufhören) *to employ the force of arms against his rebellious subjects in that part of the world.*"

***) In der oben angeführten Note heisst es: *The Netherlands had thrown off the supremacy of Spain, before the end of the*

der neuen Amerikanischen Freistaaten zu rechtfertigen und jedem, der Sinn für Recht und Billigkeit hat, muss dieser Grund als vollgültig erscheinen. — Brasilien aber und Haïti bedürfen in diesem Augenblick keines weitern Zeugnisses; die Mutterstaaten Portugal und Frankreich haben dieselben freiwillig und feierlich emancipirt.

Als das Jahr 1825 begann, konnten wir in Europa noch nicht wissen, dass Sucre's ruhmbekrönte Tapferkeit bereits am 8. December 1824 in der Schlacht bei Ayacucho Peru's Befreiung entschieden hatte. Jedem Unbefangenen musste, bei den Hülfsquellen, welche die Provinz Cuzco und Ober-Peru darbieten, jener Kampf weit gefährlicher scheinen, als er sich nun erwiesen hat (s. Columbus 1, S. 22). Die Spanischen Generale la Serna, Canterac, Valdez &c., Männer, deren Ausdauer und Tapferkeit Clio's Tafeln mit Achtung nennen werden — sind nach abgeschlossener, ehrenvoller Capitulation in die Heimath zurückgekehrt; Sucre hat nach einem officiellen Berichte auf dem Fortzuge von Ayacucho (Huamanga) bis Potosi (etwa 100 Deutsche Meilen) vom 9. Dec. 1824 bis 24. Apr. 1825

16th Century; but that supremacy was not formally renounced by Spain till the treaty of Westphalia in 1648. — Portugal declared in 1648 her independence of the Spanish Monarchy; but it was not till 1668 that Spain by Treaty acknowledged that independence. During each of these intervals the abstract rights of Spain may be said to have been unextinguished. But third Powers did not in either of these instances wait the slow conviction of Spain, before they thought themselves warranted to establish direct relations and even to contract intimate alliances with the Republic of the United Netherlands, as well as with the new Monarchy of Braganza."

achtzehntausend Mann Königl. Spanische Truppen (er nennt sie soldiers of despotism) entwaffnet — selbst der hartnäckige Olaneta ist mit den letzten Trümmern der Spanischen Kriegsmacht vernichtet (s. Columbus I., S. 306. 349. II. 87) und die Spanischen Kriegs-Schiffe sind gänzlich von den Küsten des Austral-Oceans verschwunden. —

Wir dürfen also als Thatsache annehmen, dass sich die Herrschaft der Europäer über Amerika im Anfange des Jahrs 1826 blos auf solche Länder und Inseln beschränkt, die gleichsam, und grösstentheils aus eigner Wahl, Europäisches Besitzthnm bleiben.

Diese übrig gebliebenen Europäischen Colonien in Amerika sind:

1) Die Wohlthätigkeits-Colonie Grönland, wo die Königlich Dänische Regierung, menschenfreundlich, arme Eskimos mit den Segnungen der Christlichen Lehre erfreut und mit Lebensmitteln unterstützt, die nichts einträgt, die aber in den Augen dessen, der Schein vom Wesen zu sondern weiss, herrlicheren Nutzen schafft, als die Goldländer, welche Schätze, mit dem Fluche der Eingebornen belastet, spendeten, und dadurch ihren Europäischen Besitzern Gottes Strafe zuzogen.

2) Die Russischen Colonien an Amerika's Nordwestküste, nach den neuesten Gränzbestimmungen (m. s. Columbus I. S. 449. ff.) vom 54° 10′ N. Br. bis zur Beringsstrasse, höchst wichtig für den Pelzhandel mit China etc.

3) Das Brittische Nord-Amerika, dessen Bewohner als freie, selbstständige Brittische Bürger leben und Handel treiben, sich stolzer und glücklicher fühlen, als ihre Nachbaren, die Bürger der Vereinigten Staaten,

ja, die den Triumph haben, dass jene in ihr Gebiet einwandern — und die höchst wohlhabend werden, weil sie Brittisch sind. Tausende von armen, aber rechtlichen Irländern und Schotten werden nach dem üppig fruchtbaren Ober-Canada übergeschifft. Die Brittische Regierung betrachtet das Land als eine grosse Armen-Colonie für freiwillig Auswandernde — Verbrecher aber werden nach dem grossen Neuholland deportirt. Betrifft jenes Land ein Unglück, z. B. eine Feuersbrunst wie die, welche am 7ten October v. J. Frederiktown an der holzreichen Mirimichi-Bay verzehrte, so eilt die Brittische Freigebigkeit, ihre entfernten Landsleute reichlich zu unterstützen. Dabei wird für gerechte Justizpflege allenthalben gesorgt. Kurz, das Brittische Amerika ist ein Land, auf dessen Besitz die Brittische Regierung in jeder Rücksicht stolz seyn kann, und welches augenscheinlich beweist, dass keine Europäische Colonie in Amerika nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit geschmachtet haben würde, wenn man allenthalben, so wie im Brittischen Nord-Amerika, Bürgerglück und Bürgerrechte geachtet hätte. Und dabei zieht Grossbrittanien durch den Absatz seiner Manufakturen etc. mehr Nutzen aus jenem Land, als Herrsch- und Raubgier je aus andern reichern Gegenden Amerika's bezogen haben. —

4) Das Brittische, Niederländische, Französische, Dänische und Schwedische Westindien (Guiana mitgerechnet) steht in einem ähnlichen Verhältniss, wie das Brittische Nord-Amerika. Auch dort fühlt sich der Pflanzer frei und bedarf des Mutterlandes. Doch leidet dieses gesammte Westindien an dem Uebel der Negersclaverei, welche in dem verflossenen Jahre durch die Anerkennung des Negerfreistaats Haïti (S. Domingo)

in ein höchst prekäres Verhältniss versetzt worden ist, doppelt prekär, weil auch die Küsten-Freistaaten Colombia, Guatemala und Mexico die Sclaverei aufgehoben haben. Die Brittische Regierung sucht die Leiden der Sclaven möglichst zu lindern; doch die Pflanzer betrachten dieselben als preisgegebenes Eigenthum *), dessen Benutzung sie nicht entrathen können, die ihnen als Lastthiere am nützlichsten werden und widersetzen sich daher hartnäckig den menschenfreundlichen Anordnungen zu Gunsten der Sklaven. Das wird, das muss die schrecklichsten Folgen haben, besonders auch auf den Französischen Inseln, wo die Pflanzer fortfahren, selbst gegen die freien Farbigen (Mulatten) zu wüthen. Die Brittische, wie die Französische Regierung hat wenig oder nichts von dem Besitze jener Zucker-Inseln — sie überlassen es den Pflanzern, sich zu behaupten. — Zu Hunderten entziehen sich die Sklaven — jetzt bei verpöntem Sklavenhandel schwerer zu ersetzen — der Peitsche ihrer Unterdrücker, entweichen nach S. Domingo, oder schliessen sich den Seeräubern an, welche jene Gewässer noch immer belästigen. Blos wegen der Negersklaverei ist der Besitz von Westindien den Europäern gefährdet und höchst wahrscheinlich gehen dort im Laufe des Jahrs 1826 wichtige Veränderungen vor, die auch auf die Preise der Colonial-Produkte Einfluss haben werden. — Es darf nicht verschwiegen werden, dass die Kaufleute und Pflanzer auf den Dänisch-Westindischen Inseln S. Thomas &c. durch weise Gesetze zu Gunsten der Sklaven, auf deren Vollziehung strenge gehalten wird, in einem höchst günstigen Verhältnisse

---

*) M. s. die Aktenstücke in der 1825 in London erschienenen Schrift: *The Slave-Colonies of Greet-Britain etc.*, woraus weiter unten in diesem Heft ein Auszug mitgetheilt ist.

stehen. Auch sind dort gegen die Seeräuberei sehr lobenswerthe Massregeln in Kraft gesetzt.

5) Gleichfalls mit Zustimmung einer Mehrzahl der Einwohner sind die Inseln Cuba und Puerto rico noch fortwährend Spanisch; die erstere, namentlich die Hauptstadt Havana, ist im Besitze eines Welthandels, wie ihn nur wenige Städte auf Erden führen. Jener freie Verkehr hält sie an Spanien; auch bietet dessen Regierung Alles auf, sich diese Ueberbleibsel eines ungeheuern transatlantischen Reichs zu erhalten. Sie sind für Amerika's Zeitgeschichte höchst merkwürdige Punkte. So lange sie Spanisch bleiben, ist die Spanische Herrschaft in Amerika nicht von Grund aus vernichtet. Von Cuba aus findet die kleine Dünenvestung S. Juan de Ulua die Mittel, sich nun schon im dritten Jahre zu vertheidigen, wodurch der Handel des Mexikanischen Haupthafens Vera Cruz gestört wird, wenn auch übrigens der Verkehr mit jenem reichen Gebirgslande unbelästigt seinen Gang geht und ungemein zugenommen hat. Ausgemacht ist es, dass die Bewohner jener annoch Spanischen Inseln aus ihrem gegenwärtigen Verhältnisse — den Sklavenhandel und Seeraub eingeschlossen — grossen Gewinn ziehn, dass Britten und Nord-Amerikaner diese Vortheile theilen, dass aber Mexiko, Guatemala und Colombia Cuba nicht in Spanischen Händen lassen dürfen und Alles aufbieten müssen, um sich von diesem Steine des Anstosses ihrer Unabhängigkeit zu befreien. Bis jetzt reicht ihre Land- und Seemacht für eine solche Unternehmung, zu welcher Grossbrittanien und die Vereinigten Staaten wohl nie die Hand bieten werden, und die leicht Frankreich entrüsten könnte — nicht aus.

Jede andere Europäische Macht z. B. Frankreich, könnte Cuba besitzen, ohne dass dadurch die Sicherheit jener Freistaaten Gefahr litte; doch eine solche Besitznahme wird die unter den Seemächten herrschende Eifersucht nie gestatten. Jenen Freistaaten bleibt also nichts übrig als die Bewohner jener Antillen zur Unabhängigkeit zu verhelfen. — Cuba besonders ist ein Punkt, der die grösste Aufmerksamkeit des Politikers verdient. Die Lage der Insel ist wunderbar; sie ist der Schlüssel zu dem Mexikanischen Meerbusen, und kann für das mittlere Amerika das werden, was Grossbrittanien für Europa ist. (M. s. Columbus I. S. 197 flg., S. 329 flg. II. S. 422.)

Ganz Süd-Amerika ist frei, eine Erscheinung, die im Anfange des Jahrs 1825 noch problematisch war. Alle dort neu begründeten Staaten haben sich consolidirt, und stehn weit ruhiger und blühender da, wie dies am Schlusse des Jahrs 1824 der Fall war. Der Cours ihrer Anleihen auf dem Londner Markt beweist unwiderlegbar, dass auch ihr Staats-Credit begründet ist. Für Colombia und Peru bürgt ein grosser Mann, einer von denen, die in der Weltgeschichte geehrt bleiben werden. Wir meinen Simon Bolivar; kein Eroberer, kein wilder Krieger, sondern ein Feldherr, welcher Recht, Freiheit und Frieden zu verbreiten und zu bevestigen sucht. Die grosse Institution des Amerikanischen General-Congresses zu Panama ist sein Entwurf. Können wir auch unmöglich so sanguinische — oder vielmehr andererseits so melancholische Vorstellungen von diesem Congress hegen, wie sie ein de Pradt und vornämlich Chateaubriant im *Journal des Debats* vom 25. Oct. 1825 aussprach, die einen Keim mit einer Frucht — zu verwechseln scheinen, um ihrem Unmuth in

anderer Rücksicht Luft zu machen — so bleibt doch ausgemacht, dass durch jenen Congress ein Amerikanisches Staatensystem, welches Chateaubriant als *un monde republicain* bezeichnet, recht eigentlich eine Basis findet. Man bedenke aber, dass zuvörderst alle jene neuentstandenen Freistaaten ein grosses gemeinsames Interesse haben, sich gegen Spanien zu behaupten und dass sie alle gleichsam Schoosskinder Grossbrittaniens sind. Liesse sich Spanien, nach dem Beispiele Portugals, zur Anerkennung jener Freistaaten bewegen, so würde dadurch jener vielleicht gefährlichen Vereinbarung der Hauptgrund — und Entzweck genommen. Gegen Spanien, nicht gegen Europa ist jener Congress, gerichtet. Zeigt sich also, was eigentlich wohl nur ein Chateaubriant behaupten und befürchten kann — jener Amerikanischer General-Congress wirklich für Europa unglückschwanger, so ist der Umstand, dass Spanien seine Colonien nicht emancipiren will, davon die eigentliche Ursache. Brasilien z. B. hat jetzt keinen zureichenden Grund, sich jenem Amerikanischen Völkerverein mitwirkend anzuschliessen, weil das Mutterland dessen Unabhängigkeit anerkannt hat; es hätte aber an dessen Maassregeln den thätigsten Antheil nehmen müssen, wenn sich Portugal so hartnäckig bewiesen hätte, als sich Spanien beweist. Giebt dieses Englands friedlichen Vorstellungen Gehör — so herrscht zwischen Amerika und Europa der tiefste Frieden. Alle übrigen Mächte haben keine Colonien eingebüsst, und wenn sie sich für jene grosse Frage interessiren, so geschieht das nur um Spaniens Willen.

Grossbrittanien aber hat entschieden. Es scheint fast nicht zu bezweifeln, dass demselben die Befreiung Amerika's eben so am Herzen liege, als früher die Be-

freiung Europas von Napoleons Zwangherrschaft. Ein Englischer Minister, der solche Gesinnungen hegt, kann auf die Unterstützung seiner Nation in jeder Rücksicht zählen, während einer der Castlereagh's Grundsätze durchsetzen will, zwischen der traurigen Alternative des Federmessers oder des allgemeinen Missfallens zu wählen hat. Wie thätig hat sich nicht das Cabinet von S. James bewiesen, um Portugal zur Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens zu bewegen. Welche Gesinnungen aber Frankreich über diese Angelegenheit hegt, hat sich nur zu deutlich in der Anerkennung von Haïti ausgesprochen. Selbst das Königreich der Niederlande knüpft mit den neuen Freistaaten Handels-Verbindungen an, deren Wichtigkeit für dessen merkantilische Verhältnisse notorisch ist.

Mit den neuen Freistaaten ist aber der ältere Ein Herz und Eine Seele. — Dieser ältere, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, deren Bevölkerung, Schifffahrt, Handel, Seemacht und Erwerbfleiss sich von Jahr zu Jahr immer sichtbarer heben, die mit Grossbrittanien jetzt einiger sind, als jemals, scheinen als überall vorleuchtendes Beispiel auftreten zu wollen, wie sich insonderheit während Lafayette's Anwesenheit in vielen enthusiastischen Aeusserungen kund that. —

Mit der Kriegsmacht lässt sich gegen Amerika schwerlich etwas ausrichten, und auch Unterhandlungen, um es von dem einmal betretenen Wege abzulenken, scheinen fruchtlos geblieben zu seyn. Doch wer Europa kennt und zu schätzen weiss, ist weit entfernt, Furcht vor Amerikas Macht und Einfluss zu fassen. Gott sey Dank! Es giebt in Europa grosse und kleine Staaten genug, deren Bewohner, unter der Obhut einer väterlichen Regierung beglückt, durchaus nicht mit Sehn-

sucht nach Westen schauen. Grade in diesen Staaten aber leuchtet vieles, was in Amerika Segen bringt und Leben und Flor verbreitet, um so deutlicher ein, und in diesen Staaten empfinden die Bürger es tief, wie theuer den Amerikanern ihre errungene Unabhängigkeit seyn muss.

Europa wie Amerika sind beide von Gott dem Herrn reichlich gesegnet. Es ist lächerlich darüber zu hadern, welcher von beiden Welttheilen sich besser befinde; aber friedlicher Austausch beiderseitiger Erzeugnisse jeder Art verknüpfe die gegen einander über liegenden Erdtheile, die sich wahrlich nicht schaden, sondern nur nützen können. —

Fürchterliche Leiden eines Streifschützen (*trappers*) in den Wüsten des Missouri.

Der Europäer in Städten und Dörfern hat schwerlich eine Vorstellung von den Beschwerden und Entbehrungen der Wildschützen, die, wahre Amerikanische Waldmenschen, Jahr aus und Jahr ein in den endlosen Wildnissen des Missouri-Gebiets der Vereinigten Staaten, bis in die Klüfte des Felsengebirgs leben; von ihnen geleitet, war es den Reisenden (Lewis und Clarke, Long, Pike, Schoolcraft und andern) möglich, jene ungebahnten Wüsten, bis zur Nordwestküste, zu durchdringen; sie sind es, die den wichtigen Missouri-Pelzhandel vermitteln, und ihr Jagdtalent, ihre Ausdauer und Unerschrockenheit übersteigen allen Glauben. Grösstentheils stammen diese Menschen von Anglo-

Amerikanern und Bewohnern der Vereinigten Staaten ab, kommen als freie Leute in jene Gegenden und bleiben dann freiwillig dort. Jeder von ihnen ist gleichsam ein Robinson Crusoe, lebt in der Wüste allein, abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft und Beihülfe; die Natur reicht ihm unmittelbar alles, was er bedarf, und kurz, er führt ein Leben, wofür die Europäische Weltweisheit kein Gleichbild zu finden weiss und welches der eleganten Welt eine Höllenqual dünken muss. Ein solcher Wildschütz lebt in wilden, unwegsamen Einöden, oft hundert Meilen weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, in Fellen gekleidet, ohne Weib, ohne Freund, in einer Hütte von Baumzweigen; seine Kugelbüchse giebt ihm Nahrung, sein Hund ist sein einziger Gefährte; und doch vertauscht solcher Wildschütze nicht gerne seine Einsamkeit mit dem Genuss der Städte und findet das dortige Wohlseyn keineswegés beneidenswerth. Die gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit jener Einsiedler ist es, welche ihnen ihr Daseyn in der Wildniss versüsst.

Noch weit beschwerlicher, als das Leben dieser einsamen Wildschützen, deren Anzahl in jenen westlichen Gegenden keineswegés unbedeutend ist, erscheint das Leben der Streifjäger — Trapper — die fortwährend neuen Beschwerden und Gefahren ausgesetzt sind. Solcher Streifschütze kann nicht, wie der gleichsam sesshafte Wildschütze, Nahrungsmittel sammeln; er muss auf seinen Streifzügen durch die Wildniss, die er unerschrocken durchdringt, Tag für Tag für neuen Vorrath sorgen, und wenn sich kein Büffel oder anderes Wild aufspüren lässt, so muss er nicht selten mit Ueberbleibseln vorlieb nehmen, die der Wolf verschmäht hat. — Freilich nimmt er etwas Korn und Büffeltalg

mit sich, seine Büchse verschafft ihm hier und dort Leckerbissen, aber diese Ueppigkeit wechselt mit Tagen, wo er seinen Pelzrock verzehren und seine Bindschuhe (mocassins) zernagen muss. —

Im Juny des Jahrs 1824 kam ein alter Mann im Fort Atkinson (am mittlern Missouri, 41° 10′ N. Br., 280′ L., 180 Meilen nördlich von Neu-Orleans) vom obern Missouri an, der sogleich von einigen Officieren der Besatzung erkannt wurde, als ein Trapper, oder Streifjäger, den man seit zehn Monaten für verloren hielt; einige hatten ausgesagt, ihn habe ein grauer Bär (ursus horribilis) verzehrt, andere, die Arickara- (Ricaras-) Indianer hätten ihn erschlagen. Diese Gerüchte wurden aber nun durch den Augenschein widerlegt; der alte Hugh Glass, ein Pennsylvanier von Irischer Abkunft und von altirischen, obwohl amerikanisch-modificirten Sitten, stand lebendig vor jenen Officieren, und erzählte, nachdem man ihn mit Speise und Trank erlabt hatte, seine, in den letzten zehn Monaten erlebten schauerlichen Abentheuer.

Er ward im August 1823 beim Major Henry als Trapper, der nun als Wegweiser dienen musste, auf einem Streifzuge gegen die Dörfer der Ricaras am westlichen Ufer des obern Missouri, 46° N. Br., 275° L., mitgenommen. Die Indianer flüchteten, und der Major rückte mit seinen Leuten westlich gegen den gelben Stein-Fluss (Yellow Stone River), einen 120 Meilen weit schiffbaren Arm des Missouri, vor. Ihr Weg führte sie den Grand-River, einen andern Nebenfluss des Missouri, aufwärts, durch Waldwiesen, die mit dichtem Gebüsch von Zwerg-Pflaumenbäumen &c., welche dem Sandboden eigen sind, abwechseln. Da solche Streifschaar Nahrung und Bekleidung aus dem grossen

Waarenlager der Natur nimmt, so pflegen sich, wenn man eine Lagerstatt bezieht, ein paar Jäger von den übrigen zu entfernen, um ein Wild zu schiessen, damit die übrigen sich nicht hungernd schlafen zu legen brauchen. Hugh Glass, dessen Büchse man für die beste hielt, ward daher in solcher Absicht eines Abends abgeschickt. Noch nicht weit von der Lagerstätte entfernt, durchdrang er ein Dickigt, wo sich unglücklicherweise eine Bärin im Sande gebettet hatte; diese sprang auf, und, ehe der Unglückliche den Hahn der Büchse spannen, oder weichen konnte, hatte das Unthier ihn gepackt und bei der Kehle vom Boden erhoben. Glass zappelte und stemmte sich aus Leibeskräften, daher warf die Bärin ihn wieder zu Boden, biss ihm ein grosses Stück Fleisch aus der Lende und ging damit fort, um es seinen Jungen als Probe zu bringen, die ganz in der Nähe brummten. Glass suchte zu entfliehen, aber die Bärin kehrte schnell mit Verstärkung zurück, riss ihm noch ein Stück aus der Schulter, zerfleischte seinen linken Arm, und biss ihm in den Hinterkopf. Die jungen Bären wollten ihn nun vollends auffressen, als einer der andern Trapper auf sein Geschrei herbei kam. Diesen aber nöthigte ein junger Bär zum Rückzug über einen nahen Bach, wo sich der Jäger schussfertig machte und den Feind dermassen aufs Leder brannte, dass er todt hinstürzte. Nun kamen auch die übrigen Jäger herbei und retteten mit 10 — 12 Schüssen den Halbzerrissenen aus den Tatzen der Ungeheuer. Der arme Glass hatte viele tiefe gefährliche Wunden, sein ganzer Körper war gequetscht, er verlor viel Blut und litt die schrecklichsten Schmerzen. Ein Wundarzt war auf 50 Meilen Wegs nicht zu haben und ihn fortzubringen, war auch unmöglich. Die Sicherheit einer solchen

Streifparthei, die nur eine mobile Colonne in dem Lande feindlicher Indianer bildet, hängt durchaus von der Schnelligkeit ihrer Bewegungen ab. Hätte man den Verwundeten fortgeschleppt, so würden dadurch alle übrigen in Gefahr gerathen seyn, und er selbst hätte unfehlbar von der Bewegung den Tod genommen. Daher vermochte Major Henry zwei Soldaten, unter Verheissung einer bedeutenden Belohnung, bei ihm so lange zurückzubleiben, bis der Mann gestorben sei, oder sich so weit erholt habe, dass man ihn nach einem der nächsten Pelzhändler-Quartiere schaffen könne. Diese blieben fünf Tage bei dem Unglücklichen und verliessen ihn dann mit unmenschlicher Grausamkeit; ja sie nahmen sogar seine Büchse, Kugeltasche, sein Feuerzeug &c. mit, und beraubten ihn also der Mittel, Feuer zu machen und sich Mundvorrath zu schaffen. Diese Unmenschen folgten nun der Spur der Streifparthei, holten dieselbe ein, und berichteten, Glass sei an seinen Wunden gestorben und sie hätten ihn bestmöglichst beerdigt. Glass gelangte durch die schreckliche Angst, als er sich verlassen fühlte, zu einem Aufschwung der letzten Lebenskraft, kroch mit grosser Mühe an einen nahen Bach und blieb dort 10 Tage liegen. Er lebte von den Kirschen, die über den Bach hingen, und von sogenannten Büffel-Körnern, (*grains des boeufs?*) die in seinem Bereich wuchsen. Endlich erholte er sich ein wenig und beschloss nun nach Fort Kiawa, einer Pelzhändler-Faktorei, etwa 65 Deutsche Meilen von der Stelle, wo er lag, entfernt, hin zu kriechen. Welch ein Entschluss! — Er musste durch ein feindliches Land, war ohne Feuergewehr, litt bei jeder Fortbewegung Höllenschmerz und konnte keine Nahrung zu finden hoffen, als wilde Beeren. Zu seinem Glücke traf

er unterwegs einen Haufen Wiesenhunde, die ein Büffelkalb eingeholt hatten und tödteten. Jene Thiere sind leicht zu verscheuchen, und obgleich Glass kein Feuer machen und das Fleisch rosten konnte, so erlabte er sich doch nicht wenig an dem rohen Fleische und an dem warmen Blute. So erreichte er endlich Fort Kiawa. Doch ehe noch dort, wo er die freundlichste Aufnahme fand, seine Wunden gänzlich geheilt waren, erwachte ein Geist der Rache in ihm und er entschloss sich, fünf Pelzhändler-Dienern (*engagés*), die in einer Piragua den Missouri aufwärts nach den Yellow Stone River gingen, zu begleiten. Dort hoffte er seine Waffe wieder zu finden und zugleich die Unmenschen, die ihn in der höchsten Noth verlassen und beraubt hatten. Als sie bis zum alten Mandan-Dorfe, 276° 30′ L. 47° N. Br. gelangt waren, verliess Glass, unter grosser Gefahr zu ertrinken, die Piragua und landete in der Gegend von Tiltons Fort, um von dort aus auf näherem Wege zu Lande den Yellow Stone River zu erreichen. Tags darauf wurden seine Gefährten von den Ricaras-Indianern ermordet. Er aber näherte sich mit Vorsicht dem Tiltons-Fort und bemerkte zwei wilde Mädchen (*squaws*), die er sogleich für Ricaras erkannte, und die, so wie sie ihn erblickten, sich auf die Flucht machten. Er ward nun inne, was noch Niemand im Fort Kiawa wusste, dass die Ricaras das Mandan-Dorf besetzt hatten, und fühlte nun die Gefahr, worin er sich befand. Jene wilden Mädchen riefen Krieger ihres Stamms herbei, die ihn sogleich verfolgten. Noch geschwächt von seinen schweren Wunden konnte der Unglückliche nicht weit fliehen, und schon waren die Feinde ihm auf Schussweite nahe, als zwei berittene Mandan-Krieger, Verbündete der Vereinigten Staaten,

herbeisprengten, ihn auf ein, in dieser Absicht mitgebrachtes Pferd setzten, und ihn unverletzt nach Tiltons Fort brachten. Sie waren von dort, wo man ihn bemerkt hatte, ausgeschickt, um ihn vor den Feinden zu schützen.

Doch Glass hatte keine Ruhe; noch an demselben Abend verliess er Tiltons Fort, reiste 38 Tage lang durch die Wildniss der feindlichen Indianer und erreichte glücklich Henry's Fort, eine Pelzhändler-Faktorei am Bighornfluss, 45° N. Br. 271° 35′ L., einem südlichen Arm des Yellow Stone Rivers. Hier erfuhr er, dass die Soldaten, die er suchte, nach Fort Atkinson zurückgekehrt waren, und liess sich also gerne gebrauchen, um dorthin Briefe zu überbringen. Am 28. Februar 1824 verliess er das Fort. Vier Mann begleiteten ihn. Sie reisten an den Pulver- (Powder) Fluss, der sich unterhalb des Bighorns in den Yellow Stone River ergiesst, verfolgten jenen Pulverfluss bis an seine Quelle aufwärts, und gelangten so an den von Westen herströmenden Plattefluss, der unter 41° N. Br. in den Missouri geht. Dort, am Plattefluss, baueten sie sich Lederböte und erreichten darin das untere Ende der Côtes noirs (Blackhills), wo sie 38 Wohnungen der Ricara-Indianer entdeckten. Dies Lager gehörte der Schaar des Grauäugigten (*Gray eye.*) Dieser Häuptling war bei einem Angriffe der Amerikaner auf dieses Dorf getödtet und Langue de Biche (Elk's Tongue, Elendthier-Zunge) führte jetzt diese Schaar an. Dieser Häuptling nöthigte die Amerikaner freundlich ans Land, und wusste durch seine Vorstellungen ihnen allen Argwohn zu benehmen. Glass hatte schon einmal einen ganzen Winter bei diesem alten Indianer zugebracht, war mit ihm auf der Jagd gewesen, hatte aus seiner

Pfeife geschmaucht, und manche Flasche mit ihm am Feuer seines Wigwams (Hütte) geleert. Als er das Ufer betrat, umarmte der Wilde seinen alten Bekannten aufs herzlichste. Die Weissen fassten nun völliges Zutrauen und nahmen die Einladung an, in der Hütte des Indianers eine Pfeife zu rauchen. Während sie dort sassen, hörten sie ein Kind schreien — welches ihnen einigen Argwohn erweckte. Sie blickten aus der Thüre und sahen die Mädchen (squaws) des Stammes die Waffen und übrigen Sachen der Reisenden fortschleppen. Die Gäste sprangen von ihren Sitzen und flohen eilends, verfolgt von ihren verrätherischen Wirthen; die Weissen rannten, um ihr Leben zu retten, die rothen Krieger dürsteten nach ihrem Blute. Zwei der Weissen wurden eingeholt und wenige Schritte von Glass getödtet; dieser aber gewann Zeit, unbemerkt eine Felsenschlucht zu erreichen und sich dort vor den Blicken seiner Feinde zu verstecken. Mit der Art, wie die Wilden ihren Krieg führen, genau bekannt, blieb der alte Trapper in seinem Schlupfwinkel, bis die Feinde des Suchens müde waren. Als die Nacht einbrach, schlich er hervor und verfolgte seine Wallfahrt nach Fort Kiawa. Die Büffelkälber waren um diese Jahrszeit erst wenige Tage alt, aber da das Land, welches er durchreiste, daran einen grossen Ueberfluss hat, so gelang es ihm oft ohne Schwierigkeit, eines zu erhaschen. "Obwohl ich wieder, erzählte er, meine Büchse und all meinen Plunder verloren hatte, so fühlte ich mich doch ganz reich, als ich mein Messer, Stahl und Stein in meiner Kugeltasche fand. Diese kleinen Dingelchen sind einem Manne Gold und Perlen werth, wenn er ein Paar hundert (Englische) Meilen von jeder Mann und jedem Wohnort entfernt ist, ganz allein unter

Wilden und wilden Bestien. (*Although I had lost my rifle and all my* **plunder**, *I felt quite rich, when I found my knife, flint and steel in my shot-box. These little fixens make a man feel* **right pearl** *when is three or four hundred miles* **from** *any body or any* **place**, — *all alone among the* **vainters** *and wild* **varments** *).

Eine Reise von 15 Tagen brachte ihn nach Fort Kiawa. Von dort ging er nach Fort Atkinson by Council Bluffs, wo er richtig einen der Unmenschen fand, die ihn so schändlich verlassen und bestohlen hatten. Dieser war mittlerweile Unteroffizier geworden und das schützte ihn vor Züchtigung (*shielded him for chatisement.*) (Wie war das möglich!!! —) Der commandirende Officier des Postens befahl, dem alten Trapper, der wahrlich ungeheure Beschwerden, Noth und Gefahr erlitten hatte — seine Büchse wieder zu geben und versah ihn mit andern Bedürfnissen und Dingelchen (fixens), wie er sie nannte, um ihn dergestalt fähig zu machen, wieder in die Wüste zu ziehen. Der alte Glass erfreute die dortigen Officiere und Soldaten durch seine Erzählungen nicht wenig und aus seinem eignen Munde hat Schreiber dieses vernommen, was hier mitgetheilt ist. Wer den einfachen Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, selbst gehört, wird ihm unbedingten Glauben schenken. Seine schreckliche Verwundung durch die Bären ist durch Augenzeugen, und seine Anwesenheit an den erwähnten, so weit von einander liegenden Punkten jener Wüste, durch briefliche Zeugnisse bestätigt. Das wunderbarste und un-

---

*) Ein Pröbchen des Englischen, welches die wackern Trapper reden. A. d. U.

glaublichste bei der Sache ist aber über jeden Zweifel erhoben, nämlich der Umstand, dass er jene Leiden überlebt hat, und wieder völlig gesund ward. —

(*Richmond Commercial Compiler*, herausgegeben von William Pollard et Comp. vom 21. Mai.)

Westindische Raubscenen.

Nach John Hawison. *)

I.

Eine kleine Amerikanische Brigg, welche der Capitain Smichton führte, und die nach Jamaica bestimmt war, traf an der Südküste von Cuba einen Seeräuber-Schooner. Die Brigg war nur mit sieben Mann besetzt, und daher jeder Widerstand unnütz; denn ihr Feind zählte 40 — 50 Mann, fast sämmtlich Schwarze mit Flinten bewaffnet, und hatten überdiess eine Drehbasse. Die Neger kamen an Bord und bemächtigten sich sogleich eines Theils der Ladung, als der Amerikanische Capitain in ihrem Anführer einen Mann erkannte, der früher unter seinem Commando als Bootsmann gedient hatte. Dieser Seeräuber war sogleich seiner frühern Verbindlichkeit eingedenk, und befahl seine Leute, sogleich vom Plündern abzulassen und ruhig an Bord des Schooners zurückzukehren. Doch diese murrten und behaupteten, dieser Befehl sey den

---

*) M. s. *Foreign Seenes and Travelling Recreations. By John Howison. 2. vols, 12mo, 2d. Edition, Edinburgh, Oliver and Boyd.* 1825.

Bedingungen, welche sie mit ihm, als sie in seinen Dienst traten, abgeschlossen hätten, durchaus zuwider. Der Seeräuberhauptmann blieb standhaft in der Vertheidigung seines alten Freundes. Doch die Neger griffen nun die Amerikaner an, entwaffneten und banden sie; auch ihren Befehlshaber und den Capitain Smichton, welche während des Gefechts zwei Neger verwundet hatten. Beide erwarteten sofort den Tod; aber die Schwarzen liessen nach einer kurzen Berathung das grosse Boot der Brigg über Bord, und befahlen die beiden Capitaine, es ohne Verzug zu besteigen und so schnell wie möglich fortzurudern. Sie wagten es nicht, sich dieser grausamen Massregel zu widersetzen und arbeiteten kräftig rudernd fort; denn als sie rückwärts blickten, sahen sie drei Flinten auf sich gerichtet, andeutend, welchen Empfang sie zu erwarten hätten, wenn sie es wagten, an die Brigg oder an den Schooner zurückzukehren. Alles dieses geschah um Mittag. Die Capitaine waren noch nicht drei Englische Meilen von den Schiffen entfernt, als sie beide unter Segel gehn und in See stechen sahen. Jetzt erst spann sich ein Gespräch zwischen den beiden Unglücks - Gefährten an. Capitain Smichton war höchst traurig, dass er seinem Bekannten diesen Unfall zugezogen, und äusserte seine Furcht, dass dessen Edelmuth sich nun in Wuth gegen ihn verwandeln werde. Doch der Neger äusserte nur Zorn gegen die Meuterer, die ihn ausgesetzt hatten, und sprach dem Capitain Muth ein. „Cuba's Küste liegt vor uns," sagte er, „dort wollen wir während der Nacht landen; ihr habt mich, als ich unter euch diente, gut behandelt; ihr sollt sehn, dass ich mich dankbar zeige und euch schützen und beistehn werde."

Die ganze Nacht hindurch ruderten sie unablässig und erreichten endlich eine wüste Stelle am Strande der Insel Cuba. Der Pirate legte hier das Boot vest und schlich dann mit seinem Freunde eine dunkle Felsenkluft, voll Gebüsch und ohne irgend einen Fusspfad, aufwärts. Doch jener schien mit der Gegend wohl bekannt zu seyn und schritt so schnell vorwärts, dass der Capitain ihm kaum folgen konnte. Bald sahn sie in der Nähe ein Licht schimmern; der Neger pfiff, und in wenigen Augenblicken standen sie bei einigen niedrigen, schlecht gebauten Hütten. In eine derselben führte der Neger den Capitain, der hier, zu seinem nicht geringen Erstaunen, zwei Negerinnen, einige Männer und Kinder erblickte, die seinem Begleiter mit einem herzlichen Willkommen entgegeneilten, und sich höchlich über seine unerwartete Ankunft wunderten. Der Pirate unterhielt sich mit ihnen in einer Sprache, die der Amerikaner nicht verstand und die beiden Frauen bereiteten nun ein Abendessen. „Eine von diesen Frauen," sagte der Pirate, „ist meine Frau; hier lebe ich, wenn ich nicht auf der See bin; in diesen Hütten verwahre ich meine Waaren und mein Geld; doch liegt diese Stelle so versteckt, dass, wäret ihr jetzt am Strande, ihr ohne Wegweiser nicht wieder hierher finden würdet." Bald darauf setzte man sich zu Tische und ward recht gut bewirthet. Dann zeigte der Pirate dem Capitain eine Schlafstelle und liess ihn dort allein. Doch ehe der Tag anbrach, weckte er ihn und führte ihn an den Strand, wo zwei Maulthiere gesattelt standen, und ein Neger bei ihnen. „Dieser Mann," sagte der Pirate, "wird euch durch die Waldung nach einem, 4 Englische Meilen von hier liegenden Ort führen; dort werdet ihr leicht Gelegenheit

finden, nach Havana zu kommen. Dem Manne müsst ihr, als eurem Diener, einen Pass verschaffen. Ich weiss, ihr habt alles verloren; nehmt dies, um euch für den Augenblick zu helfen!“ Mit diesen Worten reichte er ihm einen Beutel mit Piastern und entfernte sich eilends. Der Capitain bestieg sein Maulthier, und, nach einer beschwerlichen Reise durch fast undurchdringliche Urwaldung, erreichte er spät am Abend den Ort seiner Bestimmung. Als er sich von seinem Begleiter trennte, wollte er diesem etwas Geld reichen, doch jener nahm es nicht an und schritt sogleich fort. —

Anderthalb Jahre vergingen, ohne dass der Capitain Smichton das geringste von seinem Piraten-Freund sah oder hörte. Um die Mitte des Jahrs 1824 führte ihn eine Seefahrt nach der Thompson's-Insel an Florida's Küste; es waren dort von einem Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten Seeräuber eingebracht. Sogleich fiel ihm sein Retter in der Noth an Cuba's Küste ein — und welche Freude für ihn! schwer verwundet war auch Johnny, so hiess jener Neger, gefangen, und seine Hinrichtung blos aufgeschoben, weil man glaubte, er werde wohl an seinen Wunden sterben. Smichton aber sorgte redlich für seine Verpflegung und bewirkte bei seinen Landsleuten dessen Begnadigung. Johnny lebt jetzt mit seinem Weibe und drei Kindern als Pächter auf einem Gute Smichton's am Mississippi, und hat das Enterbeil des Piraten weislich mit der Hacke des Landbauers vertauscht. —

II.

Eine Warnung. Die Spanische Regierung hat sich in den letzten Jahren bemüht, Ansiedlungen an Cuba's wüsten Küsten zu Stande zu bringen, und allen Fremden, die dahin auswandern, Strecken unangebau-

ten Landes angeboten. Vor etwa vier Jahren legte in Folge dessen ein Franzose aus den südlichen Staaten von Nord-Amerika, eine Pflanzung auf der Südküste Cuba's an. Er hatte sich 16 Neger gekauft und diese beschäftigte er mit Tobackbau; aber er war ein so strenger Herr, dass seine Sklaven sich unglücklich fühlten und ihn hassten. Da das ganze umliegende Land wüste und gänzlich menschenleer ist, so machten sie anfangs keinen Versuch zu entfliehen, weil sie wussten, dass sie ohne Zweifel in der Urwaldung verschmachten müssten. — Dennoch verschwanden bald darauf plötzlich zwei Neger und waren trotz der strengsten Nachsuchung nicht wieder zu finden. Der Eigner selbst konnte ihnen kaum einen Schritt über seine Pflanzung hinaus nachspüren. Im Laufe der nächsten Woche gingen wieder mehrere auf dieselbe unerklärliche Weise verloren und der Franzose fasste nun den Verdacht, dass die Zurückgebliebenen die Verschwundenen bei ihrer Flucht unterstützt hätten. Er suchte sie demnach erst durch Drohungen, dann durch die strengsten Züchtigungen zum Geständnisse zu zwingen. Nun aber machten sich täglich Sklaven aus dem Staube und bloss die ältesten und schwächsten blieben zurück. Der Pflanzer gerieth dadurch in eine fürchterliche Lage; er konnte seine Pflanzung ohne Neger nicht anbauen und es fehlte ihm an Gelde, neue zu kaufen. Sein Haus lag an dem Ufer eines kleinen Flusses, der von der Mündung bis zu dem Platze der Pflanzung für flache Boote schiffbar ist. Als er sich eines Abends schlafen gelegt hatte, hörte er plötzlich ein Geräusch, wie von Rudern, und sah beim Sternenschein — ein Boot voll Leute ankommen. Diese sprangen sogleich ans Ufer, packten und banden ihn, plünderten sein Haus gänzlich aus und brachten alles,

was nur einigen Werth hatte, in ihr Boot. Als sich der Franzose ein wenig von seinen Schrecken erhohlt hatte, bemerkte er, dass die Mehrzahl der Räuber aus seinen entlaufenen Sklaven bestand; auch gaben sie sich ihm zu erkennen, erinnerten ihn an die Grausamkeiten, welche er gegen sie verübt hatte und drohten ihm sein Haus zu verbrennen. Doch ihr Hauptmann verhinderte diese Gewaltthat; alle schifften nun sich wieder ein und fuhren mit ihrer Beute lustig singend stromabwärts. Später erfuhr der Beraubte, dem nun die Lust, eine Pflanzung mit neu erkauften Sklaven zu bebauen gänzlich verging — dass die Mannschaft eines Seeräuberschiffes an dem Strande in der Nähe seiner Pflanzung gelandet sei und einen seiner Sklaven getroffen habe, welcher sich ihnen anschloss und mit ihnen davon fuhr. Dieser besuchte bald darauf heimlich seine früheren Mitsklaven und überredete sie, ihren grausamen Herrn zu verlassen; als dieser nun sich noch hartherziger bewies, kehrten alle Entflohenen zurück und nahmen an ihm die erwähnte Rache, die für diejenigen Herren, welche auf ähnliche Weise in Amerika Pflanzungen anzulegen denken, höchst abwarnend ist. —

III.

Ein, gleichfalls mit Negern besetztes, Seeräuberschiff griff in den Westindischen Gewässern im Märzmonat des Jahrs 1823 eine Dänische Schaluppe an, welche von S. Thomas nach Havana bestimmt war. Das Schiffsvolk wehrte sich tapfer, aber die Piraten drangen enternd ein und nahmen blutige Rache. Der Schiffer hatte unglücklicherweise seine Frau an Bord. Sie blieb unter Deck und der Mann vertheidigte in der Verzweiflung den Weg zur Kajüte auf das hartnäckigste; doch bald war er niedergeschlagen und er-

mordet. Als die Unglückliche dieses sah, sprang sie aus der Kajüte in den untersten, ganz dunkeln Schiffsraum, welcher durch eine Luke mit der Kajüte in Verbindung stand. Hier verkroch sie sich in ein leeres Weinfass, deckte den Deckel über, und suchte durch das Spuntloch frische Luft zu schöpfen. Sie vernahm, von tiefer Dunkelheit umgeben, dass endlich oben das Mordwerk vollendet war. Bald trat tiefe Stille ein; dann ward die Lucke geöffnet, die Neger stiegen hinab und schleppten eine Anzahl Ballen und Kisten aufs Deck, um sie in ihr Schiff zu bringen. Auch das Fass ward aufgehoben und in der Meinung, dass es Wein in Flaschen enthalte, ward es mit Vorsicht aufgewunden und in ein Boot gebracht. Man denke sich die Angst der in ihrem Schlupfwinkel fortgeschleppten Wittwe. — Das Fass ward mit gleicher Vorsicht an den Piraten-Schooner gebracht und mit andern geraubten Waaren in den Raum hinuntergewunden. Die Seeräuber lichteten nun die Anker und waren bei ihrer Schiffs-Arbeit zu emsig beschäftigt, als dass sie sich mit der Untersuchung der gemachten Beute hätten aufhalten sollen. Die fürchterlich Geängstete, die wohl wusste, dass, so wie die Räuber sie entdeckten, die scheusslichste Misshandluug ihr Loos seyn werde, und dabei quälenden Durst litt, entschloss sich endlich zu einem Wagstück. Als sie aus der allgemein herrschenden Stille wahrnahm, dass die Mitternacht eingebrochen sei, verliess sie ihren hölzernen Kerker. Ringsum herrschte die tiefste Finsterniss; bloss durch eine Spalte schimmerte ein schwacher Schein. Sie blickte an die Stelle hin und bemerkte, dass es aus dem Schlüsselloche der Kajüten-Thüre kam. Sie öffnete leise diese Thüre und fand den Seeräuber-Hauptmann auf einem Ruhebette

schlafen, mit einer Lampe vor sich auf dem Tische. Nachdem sie die andere Thüre, die von oben herabführt, zugeriegelt hatte, weckte sie ihn so leise, wie möglich; er schlug seine Augen auf, starrte erschrokken empor und wollte forteilen. Doch sie warf sich ihm zu Füssen, erklärte ihm schnell, wer sie sei, die Art, wie sie an sein Schiff gekommen, und flehte um seinen Schutz. Als sich der Neger von seiner Bestürzung erhohlt hatte, hörte er nicht ohne Mitgefühl und aufmerksam ihr Flehen an, und sagte ihr dann, dass sein Ansehen über seine Leute nicht so weit reiche, sie vor Misshandlung zu schützen, und dass sie also in ihrem Verstecke bleiben möchte, bis sich eine Gelegenheit für sie fände, den Schooner zu verlassen; auch versprach er, sie mit Speis' und Trank zu versehn. Er führte sie nun wieder in den Schiffsraum, stellte das Fass an eine Stelle, wo es nicht so leicht beunruhigt werden konnte, und brachte ihr dann Speise und Wein. Die Wittwe blieb zwei Tage in diesem Zustand, unentdeckt vom Schiffsvolke; jede Nacht brachte der Capitain ihr Speise und Trank; die ganze Nacht konnte sie im Raume herumgehn; bei Tage aber musste sie sich versteckt halten, da dann das ganze Zwischendeck den Blicken der Neger Preis gegeben war. Endlich liess sich ein Spanischer Küstenfahrer *) sehn; der Pirate gab Befehl, darauf zuzusteuern, brachte dann plötzlich seine Gefangene aufs Verdeck, zum unbeschreiblichen Erstaunen seiner Leute, und führte sie selbst an den Küstenfahrer, gab dem Schiffer Geld und den Auftrag, jene Frau nach dem nächsten Hafen zu bringen. Schon Tags darauf langte die Wittwe glücklich in Havana an. —

---

*) Die Piraten bei Cuba verschonen alle Schiffe unter Spanischer Flagge. A. d. H.

Heldenmuth einer Amerikanischen Hausfrau.

Zu Newbardstown, jetzt ein ziemlich bedeutender Ort, damals im ersten Anbau begriffen, 15 Englische Meilen von Sandy Creek in dem westlichsten Theile des Staats Kentucky, ward im März des Jahrs 1788 das einsam stehende Haus eines Herrn Merril bei Nacht von räuberischen Indianern überfallen. Das Bellen der Hunde weckte den Hausherrn. Dieser stand auf und trat aus der Thüre, ward aber sogleich von drei Flintenkugeln getroffen, so, dass er mit zerschmettertem Arm und Bein ins Haus zurück sank. Die Frau, schnell entschlossen, warf die Thüre zu, wo die Indianer eindringen wollten, ihre 15jährige Tochter hielt dieselbe so lange zu, bis die Mutter sie vest verriegelt hatte. Die Indianer brachen ein Brett der Thüre aus, doch so wie Einer den Kopf durchsteckte, ergriff die heroische Mutter, unter den Jammern des Mannes und dem Geschrei ihrer Kinder, eine Axt, und versetzte damit dem Räuber einen solchen Schlag, dass er todt ins Haus stürzte. Vier andere, die sämmtlich meinten, ihren Kameraden sei es gelungen, einzudringen, hatten dasselbe Schicksal, ehe sie ihren Irrthum entdeckten. Die Uebrigen zogen nun ab und die Thüre ward wieder sicher gestellt. Schon jubelte die Familie in der Hoffnung, die Räuber gänzlich vertrieben zu haben, als plötzlich wieder die Thüre, heftiger wie zuvor, angegriffen ward. Zwar gelang es den Wilden diesmal nicht, sie wieder zu erbrechen. Doch plötzlich hörten sie Tritte auf dem niedrigen Dache und merkten, dass einige Indianer in den Rauchfang zu klettern suchten. Nun rief der Verwundete einem der jüngern Kinder zu, es solle

schnell ein mit Pferdehaar gefülltes Kissen auf das noch glimmende Fener des Heerdes werfen. Dies geschah; der fürchterliche Dampf betäubte die schon einkletternden Räuber und zwei stürzten herab, denen der Verwundete mit einem Holzklotze sogleich den Kopf zerschmetterte. Einen Wilden gelang es, ein Loch in die Thüre zu Stande zu bringen. Doch dieser erhielt von der Tochter einen so starken Hieb auf die eindringende Faust, dass er sogleich abliess. Was ist dir Bruder? rief ihm ein anderer zu. „Verfluchte Neuigkeit, sagte er; die Weiber (squaws) wehren sich mit Holzbrechern (breech-clout) und kämpfen schlimmer als mit langen Messern.“ Da die Wilden sahen, dass die Thüre nicht zu erbrechen war, zogen sie endlich gegen Morgen ab; die Familie sah sich gerettet und auch der Hausvater ward bald von seinen Wunden hergestellt.

(Aus einem Schreiben des damals in jener Gegend commandirenden Amerikanischen Obristen James Porry an den Pastor Jordan Doge, datirt Cauton Nelson, Kentucky, vom 20. April 1788, der jenen Vorfall als eine zuverlässige Thatsache erzählt.

(*Hillsborough Recorder.*)

Hafen-Ordnung zu Rio de Janeiro.

(Aus der National-Gazette.)

So wie Schiffe einer befreundeten Nation in die Hafenbay der Kaiserlichen Hauptstadt Brasiliens einlaufen, wird ihnen sogleich eine Militairwache an Bord geschickt. Die Böte der verschiedenen Regierungsbehörden besuchen das Schiff und das Zollhausboot legt

sich zur Seite, um zu erfahren, ob der angekommene Kauffahrer nach Rio bestimmt ist, oder nur Lebensmittel einnehmen und dann die Reise fortsetzen will. Ist das Schiff nach Rio bestimmt, so wird Kajüte und das Vordertheil des Schiffs aufs strengste visitirt und alle dort gefundenen Waarenpackete (parcels) ins Zollhaus gebracht, von wo man sie nur gegen Erlegung der (meistens sehr hohen) Zölle wieder abholen darf; der Schiffsraum wird versiegelt und dem Capitain gestattet ans Land zu gehn, nachdem er vorher seine Chartiepartie (Manifest oder Cargo-Book) und eine Declaration in Portugiesischer Sprache unterzeichnet hat. Besagt die Chartiepartie, dass das Schiff nach Rio bestimmt ist, so muss die ganze Ladung gelösst und für dieselbe der volle Zoll bezahlt werden. Ist aber das Schiff nach einem andern Hafen bestimmt, so ist demselben eine gewisse Frist gestattet, um Lebensmittel &c. einzunehmen, und die Luken (hatches) werden nicht versiegelt. Ist das nach Rio bestimmte Schiff versiegelt, so darf es an den Kayen (Franquia) kommen, und geniesst dort des Vorrechts, einen Theil der Ladung zu landen und zu verkaufen, und nur von dem gelandeten Theil den Zoll zu entrichten. Erklärt der Capitain, durch Irrthum des Uebersetzers der Portugiesischen Declaration, dass sein Schiff nach Rio bestimmt sei — obgleich seine Chartiepartie beweiset, dass er nach einem andern Orte segeln soll, so hat er Schwierigkeit, an Franquia anlaufen zu dürfen. Auch dort dürfen Schiffe nur einmal des Tags eine Ausladung vornehmen — und oft muss das Ausladen unterbleiben, weil entweder kein Raum im Zollhause ist, oder es an Wachen mangelt, um die gelössten Waaren zu begleiten. So wie ein Ewer (Lichterschiff) beladen

ist, werden die Luken sogleich wieder versiegelt; es sei denn, dass den Zollbedienten zuvor die Erlaubniss ausgewirkt ist, an Bord zu bleiben, und zu gestatten, dass die Ladung auf dem Schiffe hingepackt und der Schiffsraum in Ordnung gebracht werde; für diese Gefälligkeit muss man die Zollbeamten besonders bezahlen, und diesen muss man überhaupt gut begegnen, weil sie einem sonst grossen Verdruss und Unbequemlichkeit verursachen können, da sie in der Ausübung ihres Amts völlig freie Hand haben und durch keine Klage gegen sie etwas auszurichten ist; dem Worte des niedrigsten Zollwächters wird bei den Behörden mehr Glauben geschenkt, als der redlichen Aussage des achtbarsten Schiffers. Drei Zollbeamten werden an Bord geschickt, um jede Parthei gelösster Waaren zu begleiten, und bleibt einer derselben aus, so ist keine Entladung verstattet. Erst nach Tagesanbruch dürfen die Schiffe zu lössen anfangen, und der Capitain ist verpflichtet, sein Boot bei Zeiten an die Küste zu schicken, oder ein anderes für diesen Zweck zu besorgen. Die Wachen kosten bei jeder Entladung etwa 5 Piaster; das ist die gewöhnliche Gebühr, um sich die Höflichkeit jener Leute zuzusichern, obgleich es ihnen eigentlich von den Ober-Zollbeamten untersagt ist, etwas anzunehmen; aber wer nichts zahlt, der ist ihren Plackereien ausgegesetzt. Alle Lichterschiffe mit Waaren müssen zwischen 7—8 Uhr Morgens am Zollhause seyn, und da die Schiffe oft weit ab in der Bay liegen, so können nur kleine Entladungen mit einem Male gemacht werden. Schiffe mit Stückgütern (*dry goods*) beladen, werden oft zehn bis vierzehn Tage zwischen jeder Entladung aufgehalten, bis sie endlich einmal wieder die Reihe trifft.

So zweckdienlich und billig diese Anordnungen auch erscheinen mögen, so sind sie doch in der Anwendung für die fremden Schiffe höchst lästig, für eine grosse Handelsstadt widersinnig und zeugen von der Engherzigkeit der Menschen, welche sie erfunden haben. Die Regierung sucht dadurch Zollunterschleife zu verhüten und sich ihre Einnahme zu sichern, obgleich durch diese strengen Einrichtungen auch in Rio wenig ausgerichtet wird. Der grosse Canal ist die Zollhausthür — aber für die untern Zollbeamten ist es vortheilhaft, ihren Vorgesetzten einigen blauen Dunst vorzumachen, und diese scheinen es sich gerne gefallen zu lassen, da ihnen unmöglich die Kunstgriffe unbekannt bleiben können, die aller Welt bekannt sind, nur denen nicht, welche sie nicht wissen wollen. — Sie schlagen für den Kaiser auf den Busch, aber ihren Freunden lassen sie alles Wild zukommen. (*They beat the busch for the Emperor, but let their friends get all the game.*) Neuen Verordnungen zufolge sind alle Güter, die sich im Vordertheil des Schiffs oder sonst im Raume, aber nicht unter Siegel befinden, selbst wenn sie im Connossement verzeichnet sind, der Confiscation unterworfen. Kein Schiff sollte daher nach Brasilien ausklariren, oder dahin Consular-Certificate mitnehmen — sondern lieber den Rio de la Plata (*la Plate*) oder das stille Meer „Pacific!“ oder irgend einen andern Hafen als Bestimmungsort angeben! —

Anm. *Relata refero.* Die Zweckdienlichkeit und Wahrheit dieser Nord-Amerikanischen Angaben wird der in die Merkantilischen Mysterien Eingeweihte zu beurtheilen wissen.

D. H.

Die Wallfischfänger-Insel Nantucket.

(Aus dem Nantucket Inquirer.)

Selten hört man in Europa den Namen dieser, an der Küste des Staats Massachusetts, 307° 50′ L. 41° 20′ N. Br. (Vereinigte Staaten, Nord-Amerika) liegenden Insel, die, so klein sie auch ist, in Rücksicht ihrer Bevölkerung und ihres Handelsverkehrs doch wahrlich höchst merkwürdig erscheint. Sie misst nur 3 Deutsche Meilen von Osten nach Westen und etwa 1½ Meilen von Norden nach Süden, hat einen höchst unfruchtbaren Boden und daher ist die Thätigkeit ihrer Bewohner auf das sie umgebende Atlantische Meer hinausgewiesen. Namentlich treiben sie den Wallfischfang mit fast beispiellosem Erfolge. Ihre Ländereien werden wenig beachtet, sondern dienen bloss, um dort die reiche Beute des Oceans anzuhäufen, als Wohnung für ihre Familien und als eine Zuflucht für den Winter des Greisen-Alters. — Die Stellen, die gute Weideplätze darbieten, sind und bleiben Gemeingut. — Während der beiden Kriege mit Grossbrittanien litt die Insel sehr viel, weil sie gleichsam einen preissgegebenen Vorposten bildet, und büsste durch feindliche Kaper fast alle ihre Schiffe ein. Aber unermüdliche Betriebsamkeit und kühner Unternehmungsgeist machten diesen Schaden bald wieder gut, und sie zählt jetzt mehr eigne Schiffe, als sie jemals besass. Es giebt dreissig Wallrath-Kochereien auf dieser Insel, die über ½ Million Dollars werth sind. Die Zahl der Einwohner (1820: 6807) ist auf 7500 gestiegen. Ihrem Hafen, sicher und bequem, gehören 60 bis 70 Schiffe, jedes über 300 Tonnen gross. Etwa 60 Segel, die Briggs und kleinern Fahrzeuge nicht mitgerechnet, sind mit dem Wallfischfange beschäftigt, die

übrigen treiben Frachtfahrt zwischen den Häfen der südlichen Vereinigten Staaten und Europa. Im Ganzen sind fortwährend und ausschliesslich 20,000 Tonnen Schiffslast mit dem Wallfischfang beschäftigt. Im Juli 1825 lagen 20 dieser Schiffe im Hafen und über 40 waren auf der Reise; einige von diesen holen mittelst einer Erdumseglung Wallrath herbei; denn es sind die Cachelotts der Südsee, welchen sie vornämlich nachstellen. Sie besuchen alle Küsten von Süd-Amerika, die Falklands-Inseln, Neu-Süd-Shetland, Californien, die Nordwestküste und selbst Japan. — Beständig suchen diese kühnen Seefahrer neue Inseln und Küstenpunkte des Südmeeres und bringen gewöhnlich drei Jahre auf Einer Reise zu. Gemeiniglich sind 2000 Seeleute abwesend; die übrigen beschäftigen sich daheim als Handwerker und Arbeiter jeder Art, und andere bringen als Küstenfahrer die erzielten, kostbaren Waaren aufs Vestland, von wo sie dann alle Bedürfnisse des Lebens, welche die unfruchtbare Insel nicht erzeugt, herbei holen. Nirgends giebt es kühnere, unerschrockenere Seeleute. So wie sie, meistens schon im 14ten Jahre die Schiffe betreten, kennen sie nur Ein Ziel ihres Ehrgeizes, — Beförderung. Sie ringen darnach, selbst ein Schiff zu führen, und nicht selten gelingt es ihnen schon als Jünglinge Commandeure*) zu werden. Als solche wissen sie die Frucht einiger gelungenen Reisen mit grosser Klugheit zu benutzen; dadurch werden sie

*) Commandeur ist der gewöhnliche Name der Schiffer, welche die zum Wallfischfang ausgerüsteten Fahrzeuge führen. Sonderbar, dass der Wallfischfang den Europäern, selbst den Britten, so schlecht gelingt, während die Amerikaner ihn noch beständig mit grossem Vortheile treiben. A. d. H.

Eigner von Schiffen, Wallrathkocher oder dergleichen, und leben ruhig und glücklich im Schoosse ihrer Familien. Ungeachtet der Dauer ihrer langwierigen Reisen, der Gefahren und des grossen Klima-Wechsels, den sie auszustehn haben, wissen sie wenig von Krankheit und ein seltnes Glück begleitet ihre Wagefahrten. Unsittlichkeit, Rohheit, Unmässigkeit und Verschwendung sind gleichfalls unter ihnen in der Regel nicht bekannt, und erwecken allgemeine Verachtung. Dasselbe kann man von den Bewohnern der nahen Halbinsel Cape Cod sagen, die mit gleichen Eifer den Stockfischfang treiben.

Die Behandlung der Neger-Sklaven
auf den Brittisch-Westindischen Inseln.

(Nach officiellen Aktenstücken.)

Man lässt die Negerkinder ganz unwissend aufwachsen, weil der Grundsatz bei den Pflanzern herrscht, dass der Neger, je unwissender, um so brauchbarer als menschliches Lasthier sei. In den vormals Spanischen und Portugiesischen Besitzungen darf der Eigner die Sklaven nicht vom Religions-Unterricht abhalten; in den Brittischen Westindien verfolgt man, trotz aller darüber vom Könige erlassenen Gesetze und Parlaments-Akten, diejenigen Männer, namentlich die Methodisten, welche jenen Unglücklichen den Trost der Religion zu spenden wagen.

Mit welcher Gewissenlosigkeit Neger gerichtet werden, beweisst folgender, unumstösslich erwiesener Fall: „In dem vorigen Jahre schimpfte ein Pflanzer Roberts zu S. Mary, auf der Insel Jamaica, einen Neger aus. Der

Neger, um dem Schelten ein Ende zu machen, sagte: Er wisse, die Neger hätten eine Verschwörung gemacht. Gleich darauf am 17. December wurden viele Neger ergriffen, und auf das Zeugniss eines Weibes und eines Knaben am 19. December verurtheilt und am 25. December, also, allem Brauche zum Hohne, gerade am Christtage, hingerichtet. Der Knabe leistete nicht einmal den, vor den Englischen Gerichten unter solchen Umständen gewöhnlichen, Eid — weil er gar nicht wusste, was schwören bedeute. Dennoch legte dieser Zeugniss gegen seinen eignen Vater und das Weib Zeugniss gegen ihren eignen Mann ab. Und was sagten diese Zeugen aus: Nichts, als dass auf dem Wege am Meere viele Neger in einem Haufen gestanden und gesprochen hätten. Man fand bei der Untersuchung der Hütten jener angeklagten Neger einen Korb — und die Ankläger meinten, darin könnten wohl Waffen gewesen seyn. Ein Sklaven-Aufseher behauptete: Er habe einen Schuss und Trompetentöne gehört, und das meinte er, wären wohl aufrührerische Signale gewesen, und die Richter fanden dieses ganz vernünftig. Einer, der zu Gericht sitzenden Pflanzer behauptete: Man müsse jezuweilen einen Neger aufknüpfen, gleich viel, ob schuldig oder unschuldig, das setze die übrigen in Furcht. — Bloss eine Kugel und einige Hagelkörner wurden bei den Negern gefunden, und daraus machte man — versteckte Munition."

Im Februar wurden in Jamaica wieder 13 Neger als Rebellen verurtheilt; aber der Gouverneur weigerte sich, das von den Ortsrichtern gefällte Todesurtheil zu bestätigen, weil durchaus kein Beweis gegen die Angeklagten vorhanden sei; 9 wurden freigelassen

und die übrigen wegen einiger unvorsichtigen Reden eine kurze Zeit gefangen gehalten.

Nach einer 1823 erlassenen Parlaments-Akte ist es verboten, die Sklavinnen mit der Peitsche zu züchtigen. Widersetzt sich ein Neger einem Weissen, selbst wenn dieser der Ehre seines Weibes nachstellt, so hat der Weisse das Recht, ihn sogleich niederzuschiessen. Das ist auf den Inseln geschriebenes Gesetz, weil das Negerweib dem Herrn zugehört. — In Demerara (Guiana) behaupten die Pflanzer in Schriften, die dem Parlament vorgelegt sind: Der Sklave sei ihr Eigenthum, so gut wie Rind und Schaaf, und keine Regierung habe das Recht, ihnen Vorschriften zu machen, wie sie ihr Vieh, selbst wenn es menschliche Gestalt habe, zu behandeln hätten; es wäre bezahlt. — Auf Trinidad behaupten die Pflanzer: „Ohne Peitsche sei kein Neger zu regieren; sie besässen sie, um Nutzen von ihnen zu haben, daher müssten sie sie, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, mit der Peitsche abstrafen, und crepire einmal einer oder eine an den Hieben, so hätten sie den Schaden davon; nicht die Mitglieder des Parlaments. Die Peitsche sei für die Neger so nothwendig, wie die Pressfreiheit für die Britten." Diese Grundsätze äussern auch die sämmtlichen, auf den Westindischen Inseln erscheinenden Blätter. — Der Neger, sein Weib, sein Kind wird gepeitscht und man sieht keinen Rücken ohne alte und neue Narben. — Klagt ein Sklave bei dem Fiskal über unmenschliche, jetzt ganz widergesetzliche Behandlung, so hat dies keine weitere Folge, als dass er auf der Plantage oder im Hause des Herrn um so öfterer gezüchtigt wird. Von diesen Sklaven leben auf den Brittisch-Westindi-

schen Inseln und im Brittischen Guiana (Essequibo, Demerara und Berbice) über 800,000 Seelen.

Selbst die schwangern Negerfrauen werden mit der Peitsche zum Kaffeepflücken angehalten und müssen, wenn sie diese Arbeit stehend nicht länger aushalten können, dieselbe knieend verrichten. Oft entstehen daher frühe Geburten, und es kommen nicht selten verkrüppelte Kinder, in Folge der, den Müttern zugefügten, Misshandlungen zur Welt. Auf jede Weise suchen die Pflanzer die Ehe — unter ihnen zu verhindern, damit ihnen Weib und Kind nicht theuer werden. Hat ein Neger einem andern zur Flucht verholfen, so wird er dafür gebrantmarkt oder ihm wird ein Finger abgehauen. Sklavinnen, die ihre Säuglinge tragen, müssen damit Kaffee- und Zuckerfelder vom Unkraute reinigen, und unterstehen sie sich, ihren Kindern während der Arbeit die Brust zu geben, so werden sie dafür gepeitscht. — — Alle diese Fälle sind, z. B. auf der Insel Dominica, förmlich zur Klage gebracht — aber der Fiskal, ein Königl. Beamter, hat diesen Abscheulichkeiten nicht steuern können. — — (Unsere Leser werden sich mit diesen Proben aus dem neuern Werke: *The Slave Colonies of Great Britain &c. London* 1825. begnügen; sie umständlich mitzutheilen, wie sie dort erzählt sind, erregt Schauder — und leider findet sich kein einziger Fall, der nicht auf's augenscheinlichste und in voller Wahrhaftigkeit erwiesen wäre. Muss sich nicht jeder Menschenfreund freuen, wenn auch im Brittischen Westindien die schwarzen Menschen, durch Haïti's Beispiel aufgemuntert, sich endlich gegen ihre Tyrannen, die sich gegen jedes Gesetz, welches zu Gunsten der Neger von Grossbritanniens menschenfreundlicher Regierung erlassen wird, tückisch

auflehnen, empören und die Unmenschen vernichten und vertreiben, die sie so unbarmherzig quälen?" —)

Dr. R—g.

Der See Seneca im Staate New-York.

Der See Seneca im Staate New-York, zwischen den höchst fruchtbaren Cantonen Tioga, Tompkins, Seneca, Ontario und Steuben gelegen, 40 Dtsch. Meilen nordwestlich von der Stadt New-York, (13 Meilen von Norden nach Süden und eine bis eine halbe Meile von Osten nach Westen) hat, wie die in Alexandria (Distrikt Colombia) erscheinende Phenix-Gazette vom 12. Aug. versichert, eine sehr merkwürdige Eigenschaft. Es sind in den letzen 12—15 Jahren, worin die Umgebung dieses Sees angebaut worden ist, etwa 16 Menschen, und noch im Juny dieses Jahrs ein junger Mann, Namens Wood, in dem unergründlich tiefen Wasser desselben ertrunken; aber in keinem Fall ist ein Leichnam an den Strand getrieben, oder sonst wiederzufinden gewesen. Wahrscheinlich steht der See durch unterirdische Abflüsse mit dem, 5 Meilen nördlich davon liegenden grossen Ontario-See, der in den S. Lorenzstrom nach Nordosten abfliesst, in Verbindung, und führt diesem seine Beute zu.

Die ersten Regierungsbeamten der Amerikanischen Staaten.

(Im Anfange des Jahrs 1826.*)*

Amerika bietet der Genealogie keinen Stoff dar, denn die einzige Kaiserfamilie, die es dort giebt, ist Europäischer Abkunft; aber für alle, welche sich

für Politik interessiren, möchte eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten Regierungsbeamten, denen die Vollziehungsgewalt in den dortigen Freistaaten übertragen ist, in mannigfacher Rücksicht wichtig seyn; wir kennen keinen Kalender, und keine Zeitschrift, worin sich solche Uebersicht findet. Nächstes Jahr wird sie noch vollständiger seyn.

1) Vereinigte Staaten. (25 an der Zahl und 5 Gebiete, 174300 Geogr □Ml., 1824: 9,654, 415Einw.) Hauptort der Union, Washington, in dem für sich bestehenden Distrikte Columbia, Sitz des Congresses. Präsident: John Quincy Adams, geboren zu Braintree, im Staate Massachusetts, den 11. July 1767; installirt den 4. März 1825 *) für die Jahre 1825 — 1828. Jährliches Gehalt 25000 Dollars. — Vicepräsident: Calhoun. Gehalt 5000 Dollars; Clay, Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; Rush, Staatssecretair des Schatzes; Barbour, Staatssecretair des Kriegsdepartements, ... Minister des Innern, (jeder mit 6000 Dollars Gehalt).

2) Haïti, (Insel in Westindien, sonst Hispaniola oder S. Domingo genannt, 1385 □Ml. 1824: 935335 Einwohner,) Hauptort: Port au Prince, Sitz des Präsidenten und der Regierungsbehörden. Präsident auf Lebenszeit: Jean Pierre Boyer, seit 1818, ein Mulatte, geboren zu Port au Prince; seit Christoph's Tode, im October 1820, constitutioneller Gebieter über die ganze Republik, welcher 1821 auch der vormals Spanische Antheil hinzugefügt ward. Gehalt 50000 Doll. Die Constitution vom 2. Juny 1816 ist fortwährend in Kraft.

*) Ueber die Wahl und die Funktionen des Präsidenten s. Columbus I, S. 252.

3) Vereinigte Mexikanische Staaten, (*Estados unidos mexicanos*) (72700 □Ml., 6866400 Einwohner). Sitz der Regierung und des Congresses: Xalapa. Präsident: Fernandez Guadalupe Vittoria, geb. zu Durango 1789; installirt den 27. März 1825, auf 4 Jahr. Verfassungsurkunde vom Oct. 1824. Marschall Bravo, Vicepräsident; Don Jose Ignacio Estavan, Finanzminister; Lucas Alaman, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, (jetzt Gesandter beim General-Congress in Panama).

4) Guatemala (Vereinigte Provinzen von Mittel-Amerika, 15498 □Ml., 1,485,400 Einwohner). Sitz der Regierung: Neu-Guatemala. Don Manoel Jose Arco, Präsident auf 4 Jahr, installirt im Mai 1825; Vicepräsident, Don Mariano Petronena. —

5. Freistaat Colombia. 88200 □Ml., 3,600000 Einwohner und 12 Kreise (Partidos), die aber keine besondere Legislatur haben. Hauptstadt und Sitz der Regierung: Bogota. Präsident auf Lebenszeit: der Befreier Simon Bolivar, geboren in Caracas den 25. July 1785 (s. Columbus I, 440. II, 172. 284. 303). Vicepräsident: Dr. Cristoval Mendoza, beide im August 1825 auf 4 Jahr erwählt. Don Manoel Gual, Minister der auswärtigen Angelegenheiten (jetzt Gesandter beim General-Congress in Panama); del Castillo, Finanzminister; General Soublette, Minister des Kriegsdepartements; Restrepo, Minister des Innern.

6) Freistaat Peru. 28239 □Meil., 1825: mit Arequipa (196960 Einw.): 1,658566 Einwohner (s. Columbus II, 359). Sitz der Regierung: Lima. Simon Bolivar, Dictator seit den 10 Februar 1824. Generalsecretair Jose Gabriel Perez; Regierungsrath seit

Februar 1825; Präsident: Hypolite Unare; Vicepräsident: Thomas de Heras; Finanzminister: Pando.

7. Freistaat Ober-Peru (Peru Alta). 22730 □M. 400000 Einwohner. Sitz des Congresses: Potosi. Unter Aufsicht des Grossmarschalls von Ayacucho, Antonio Jose de Sucre, nach Simon Bolivar's Dekret aus Arequipa vom 16. May 1825. (Der Freistaat Peru und die Platastaaten haben ihre Ansprüche an Ober-Peru aufgegeben.)

8) Freistaat Chile. 8437 □Ml. 1,200000 Einw. Sitz der Regierung: Santiago de Chile. Director: General Romano Freyre, auf Lebenszeit, installirt den 9. April 1823.

9) Die Vereinigten Staaten des Rio de la Plata. Buenos Ayres, Sitz des Congresses seit November 1824. Installirter Präsident: Juan Gregorio de las Heras, am 1. April 1824 auf 3 Jahre erwählt; Manoel Jose Garcias, Minister und Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; Balcarce, Minister und Staatssecretair des Kriegsdepartements; Oberbefehlshaber der Truppen, Grossmarschall: Don Juan Antonio Alvarez de Arenales.

10) Paraguay. sechs Kreise, 6840 □Meilen, 300000 Einwohner. Sitz der Regierung Assuncion, Direktor: Gasparo de Francia, 1808 durch die Landes-Gemeinde erwählt.

11. Brasilien, 1824: 126931 □Ml., 4,877892 Einwohner. Rio de Janeiro, Residenz des Kaisers und Sitz der Regierung; constitutioneller Kaiser: Don Pedro I., geboren den 12. Oct. 1798, vermählt mit Leopoldine, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, geb. den 22. Januar 1797 (vier Töchter). Luis Jose Carvalho e Melho.

Minister - Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; Francisco Villetta Barboza, Minister-Staatssecretair der Marine; Clemente Ferreira Franca, Minister der Justiz; J. S. Maciel da Costa, Minister des Innern; M. J. Percira do Fonceca, Minister der Finanzen; J. G. da Silveira Mendonza, Minister des Kriegsdepartements.

Amerikanische Rechtspflege.

I.

Hinrichtung des Colombischen Obristen Leonardo Infante.

Man hat den neuen Amerikanischen Staaten häufig den Vorwurf gemacht, dass daselbst die Justizpflege nicht strenge genug sei, um Achtung vor den bestehenden Gesetzen einzuflössen. Die junge Republik Colombia, obgleich erst seit wenigen Jahren den Gefahren eines, mit entsetzlicher Wildheit geführten, Krieges und einem anarchischen Züstande entrissen, scheint, wie ein neuerer Vorfall beweisst, selbst ihren ältern Schwestern in dieser Hinsicht mit dem guten Beispiele einer unpartheiischen Rechtspflege vorzuleuchten. Obrist Leonardo Infante, ein ausgezeichneter Krieger, der sich durch viele tapfere Thaten im Befreiungskriege seinen Rang in der Armee erkämpft hatte, und von seinen Waffengefährten sehr geschätzt ward, vergass sich in Anfang des Jahrs 1825 so weit, einen Infanterie-Lieutenant, Francisco Perdomo, aus Caracas gebürtig, verrätherisch und mit Vorbedacht zu ermorden. Er ward verhaftet, vor ein Kriegsgericht von Staabsofficie-

ren gestellt, und von diesen zum Tode verurtheilt, welches Urtheil auch das höchste Kriegsgericht bestätigte; doch der Präsident des höchsten Justizhofes, Dr. Peña, weigerte sich, in der Hoffnung den Verbrecher, dem es an mancherlei Fürsprache nicht fehlte, zu retten, den Befehl zur Hinrichtung zu unterzeichnen. Aber wegen dieses Benehmens ward Dr. Peña von der Repräsentantenkammer der Republik vor den Senat belangt, welcher den Gerichtspräsidenten schuldig fand, und ihn mit 12monatlicher Suspension von seinem Amte bestrafte. Dr. Peña bot seine ganze Geschicklichkeit auf, sich zu vertheidigen, aber die Majestät der Gesetze triumphirte, und die Entscheidung dieser wichtigen Sache wird ohne Zweifel höchst wichtige Resultate für die künftige Justiz-Verwaltung der Republik Colombia hervorbringen.

Der 26. März 1825 ward demnach zur Hinrichtung des Obristen Infante bestimmt. Sie ward auf den Hauptmarkte der Hauptstadt Bogota, wo der Galgen errichtet war, vor einer grossen Volksmenge vollzogen. Der Verurtheilte zeigte viele Fassung und ging mit derselben Standhaftigkeit, womit er so oft sein Leben für sein Vaterland gewagt hatte, der Todesstrafe entgegen. Nachdem die Hinrichtung vollzogen war, zeigte sich der Vice-Präsident, General Santander, zu Pferde, und redete die, auf dem Platze versammelten Truppen, folgendermassen an:

„Krieger der Republik! Schaut diesen Leichnam! Die Gesetze haben hier einen Akt der Gerechtigkeit vollführt. So lange Obrist Infante sein Schwerdt gegen die Feinde der Republik führte und ihr treu und muthvoll diente, überhäufte ihn die Regierung mit Ehren und Belohnungen; doch das Gesetz wandte sich

mit ganzer Strenge gegen ihn, als er pflichtvergessen handelte und einen Mitbruder, der wie er dem Staate diente, meuchlings mordete. Durch glorreiche Opfer erwarb sich Colombia diese Segnung; jeden trifft das Gesetz ohne Unterschied, der es verletzt. Mein Herz bricht vor Kummer beim Anblicke dieses grausen Schauspiels, und ich muss alle Stärke meiner Grundsätze aufbieten, um vor dem Leichnam des Mannes, der auch mir einst theuer war, zu Euch zu reden. — Soldaten! Die Waffen, welche Euch die Republik anvertraut hat, darf Niemand gebrauchen, um sie gegen friedliche Bürger zu wenden, oder um die Gesetze Eures Vaterlandes umstürzen zu wollen; sie sind Euch gegeben, um unsere Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, Eure Mitbürger zu beschützen, und die Gesetze, welche die Nation sich gegeben hat, unverletzt zu bewahren. Weicht Ihr von diesem Wege ab, so rechnet auf Strafe, wie gross auch immer die von Euch geleisteten Dienste seyn mögen."

Die Soldaten antworteten mit dem herzlichen Zuruf: Es lebe die Republik! (Viva la Republica!)

II.

Freisprechung eines frechen Negermörders in Georgien *).

Im May des Jahrs 1825 ward von dem Gerichtshofe zu Jefferson, Canton Jackson, 45 Deutsche Meilen

*) Dass es leider in den Vereinigten Staaten mit der Rechtspflege nicht so steht, wie in Colombia, beweist folgender schrecklicher Fall, durch dessen Erzählung wir fast das Zartgefühl unserer Leser zu verletzen fürchten.

von Georgien's Haupthafen Savannah, ein Sklaven-Aufseher, Namens Scarbrough, angeklagt, einen gemietheten (*hired*) Sklaven gemordet zu haben. Der getödtete Sklave hiess Ishmael, war zwischen 50—60 Jahr alt, sehr schwach (*very infirm*) und heftigen Anfällen von Bauchgrimmen unterworfen; doch die Eigenthümerin und Vermietherin des Negers behauptete gegen den Aufseher, um ihr Miethsgeld nicht zu verlieren der Kerl sey voll Ränke, stelle sich nur krank, um nicht arbeiten zu dürfen. Eines Morgens zog der Aufseher mit dem Sklaven zu Felde; jener führte ein Pferd, dieser einen Pflug, und ging, nach der Aussage mehrerer Zeugen, vesten Schritts, wie ein Gesunder. Im Vorübergehn sagte Scarbrough zu den andern Sklaven, die bereits auf einem Felde arbeiteten, er wolle dem Ishmael seine Arbeit anweisen und dann zu ihnen zurückkehren. Doch er blieb lange aus und kam dann im Hemde ganz erhitzt zurück; seine Kleider, die er auf dem Arme trug, waren mit Schmutz bedeckt. Er, der Unmensch selbst, erzählte den Sklaven: Ishmael habe sich ihm widersetzt. Er habe das Leitseil viermal zusammengedreht und es dann auf dem Rücken des Sklaven zerhauen; er habe Zweige gesammelt und ihn damit durchgepeitscht, ihn endlich ans Pferd gebunden, und ihn 30—40 Ellen weit geschleift — davon sei der Sklave ohnmächtig geworden und, er, der Aufseher, habe ihm ins Gesicht ge.... *), um ihn wieder herzustellen. — Es brach gerade ein schwerer Regen ein, und als dieser vorüber war, wurden die Neger auf das andere Feld

*) Unsere Leser mögen sich das unübersetzte Wort — hinzudenken. Anm. d. H.

geschickt, um zu sehen, was aus dem gemisshandelten Ishmael geworden sei. Sie fanden ihn, und führten ihn, weil er keine zwei Schritte allein gehen konnte, in eine Hütte. Sein Gesicht war geschwollen und voll Blut, und seine alte Jacke noch weit zerrissener als am Morgen. Ishmael blieb drei Tage in der Hütte; er klagte über innere Verletzungen, und hielt sich Brust und Seiten, um anzuzeigen, dass er dort heftige Schmerzen fühle. Scarbrough wandte sich an Ishmael's Herrin und fragte, was dabei zu thun sei? Jene wollte keinen Arzt holen lassen, besuchte aber doch den Kranken; auch der Pflanzer, für den er gearbeitet hatte, meinte, dass dem Kerl wohl nichts fehle. Doch konnte der Unglückliche, der ohne alle Pflege in der Hütte lag, nicht aufrecht stehen, sondern kroch zwanzig Schritte weit auf Händen und Füssen an einen Graben, um sich das Blut und den Schmutz vom Gesichte zu waschen. Der Aufseher holte nun endlich den Arzt; dieser verordnete Salze; der Kranke konnte sie nicht niederschlucken, aber der Aufseher meinte: Er habe den Teufel im Leibe! (he had the devil in him!) Nachher verordnete der Arzt einen Aderlass, die Eigenthümerin erklärte sich dagegen und meinte, der Kerl habe kein Blut zu verlieren, doch Scarbrough erwiderte fluchend (*damn him*), er hat zu viel Blut; ich will ihm etwas abzapfen. Er bohrte ihm nun die Lanzette in den Arm; es floss aber nur wenig Blut. Tags darauf ward der Unglückliche in eine bessere Wohnung gebracht und am 6ten Tage nach der erlittenen Misshandlung starb er. Ein Arzt führte bei der Untersuchung des Leichnams den Vorsitz, liess ihn aber nicht öffnen und erklärte, aus den äussern Symptomen ergebe sich, ob die, von dem Aufseher ihm zugefügten

Misshandlungen die Ursache seines Todes sei. Doch waren Lippen, Backen und Vorderkopf geschwollen und zerschrammt, auf der rechten Seite ein grosser blauer Streif, 8 — 9 Zoll breit; der Rücken voller Schwielen und durchhauen, und um den Hals ein Eindruck, wie von einem Strick — womit er zugeschnürt gewesen. — (Das war doch wahrlich ein recht derbes Symptom!) Die vorgeführten weissen Zeugen (Schwarze dürfen auch in solchen Fällen nicht zeugen) behaupteten, Scarbrough sei ein menschlicher Aufseher (humane overseer), nur gegen seines Gleichen heftig, wenn er gereizt werde. Einige Zeugen nannten den Gemordeten einen treuen, fleissigen Sklaven — andere behaupteten, er sei faul und zur Verstellung geneigt gewesen. Die Geschwornen thaten nach einer Berathung von mehreren Stunden den Ausspruch: dass Scarbrough an dem Tode des Negers nicht schuldig (*not guilty*) sei, und somit ward der freche Bösewicht frei gesprochen! —

(*National-Gazette* 15. *Juny.*)

Durchfahrten durch die Halbinsel Ost-Florida.

(Aus dem New-York National-Journal.)

„Folgendes,“ sagt dieses Journal, „ist die Uebersetzung einer Französischen Handschrift, die an Bord eines, von einem Amerikanischen Kriegsschiffe zu New-Orleans vor 16 Jahren aufgebrachten Seeräuberschiffes gefunden ward, und früher nie gedruckt ist.“

Die Halbinsel Ost-Florida (jetzt Gebiet der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika) ist eine lange,

Landzunge, die im Norden mit dem vesten Lande von Nord-Amerika in Verbindung steht, und zwischen dem 30° bis 25° N. Breite liegt. Sie misst 70 Deutsche Meilen von Norden nach Süden und 20 — 30 Meilen von Osten nach Westen. Im Osten ist der Bahama-Canal, der sie auch im Süden von der Insel Cuba trennt, und im Westen der Mexikanische Meerbusen. Sie ist ein niedriges, flaches Land, von vielen bedeutenden Flüssen durchschnitten, welche Inseln von verschiedener Grösse, Buchten und Seen im Innern bilden, die mit einander in Verbindung stehn, bis jetzt aber grösstentheils noch unerforscht sind.

Es giebt, mittelst dieser Flüsse und Seen, Durchfahrten, die ohne die geringste Gefahr beschifft werden können, von der West- nach der Ostküste und umgekehrt. Es öffnet sich nämlich an der Westküste (27° 31′ N. Br.) die Bay S. Esprit*), welche über 10 Meilen weit in die Halbinsel eindringt und dort, mittelst eines Flusses, sich dem See S. Esprit (Lac du S. Esprit), der sich etwa 16 D. Meilen von Nordwesten nach Südosten erstreckt, anschliesst. Aus diesem See geht ein grosses Flussgewässer, welches sich an zwei Stellen als Seen (Second Lac und Lac du Nord) ausbreitet, gerade mit der Ostküste parallel nach Norden und, sich unweit Fort Picolata östlich wendend, als S. Jean-Fluss, nördlich von St. Augustin und ganz nahe südwärts von

*) Auf einer vor mir liegenden Charte: *Carte reduite des côtes et de l'intérieure de la presqu' isle de la Floride, pour le service des vaisseaux du Roi. Paris* 1780, ist jene Hauptverbindung bereits ganz deutlich angegeben, und nur mit Hülfe jener Charte ist es möglich, die Notiz der Zeitung, die an sich selbst höchst verworren lautet, mitzutheilen. D. H.

der bekannten Schleichhändler Insel Amelia, an Georgiens Gränze, ins Atlantische Meer. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass zur Zeit der Spanischen Herrschaft diese Wasserstrasse schon von Schleichhändlern &c. benutzt worden ist. Die Mündung des S. Jeanflusses ist breit und sehr bequem. Sein Lauf beträgt 20 Seemeilen (20 = 1° des Aequators); er ist 4, 5—6 Seemeilen breit und hat allenthalben 5 — 7 Klafter Wassertiefe, ausgenommen dort, wo der Fluss in den See S. Esprit übergeht; dort ist er nur 2 Klafter tief. Vor der Bucht S. Esprit ist eine Insel (Isle longue auf der Karte,) die 1½ Seemeilen von Süden nach Norden misst und zwei Einfahrten bildet. (Es liegt nämlich nördlich von Isle longue, die viel grössere Isle de Bota, und südlich davon ein grosses dreieckiges Vorland, welches im Süden von der S. Carlos-Bay begränzt wird). Die südliche Einfahrt, (auf der Karte als Entrée de la Chaloupe bezeichnet) liegt unter 27° 30′ N. Br. Die Mündung der Bay ist etwa 3 Seemeilen breit. Nordwärts von derselben liegen mehrere Inseln längs der Küste und dazwischen eine Watte, zwei Seemeilen breit, deren Tiefe nicht bekannt ist, und welche zur Bay de S. Joseph führt, die 12 Seemeilen nördlich von der Bay S. Esprit liegt. An dem Ostende der Bay S. Esprit kommt man durch einen, etwa zwei Meilen langen, Kanal (M. s. oben) in den See S. Esprit, dieser misst 22 Seemeilen von Norden nach Süden und 6 — 7 Seemeilen von Osten nach Westen. Er steht an mehreren Stellen unmittelbar mit dem Bahama-Canal (einem Theile des Atlantischen Meers) in Verbindung. Die vornehmste und bekannteste Durchfahrt liegt am Südende des Sees, 3 Seemeilen westlich von Florida Pointe, unter dem 26° 20′ N. Breite. Diese Einfarht

durchbricht die dort sumpfige Küste, und an deren Ende sind zwei Untiefen (Shallows) und 6 kleine Inseln, die man Inseln S. Esprit (oder *Islas de Biscayno*) nennt. Sie stossen südlich an Capo Largo.

Der Fluss Amazugo geht 18 Seemeilen nordwärts von der Bay S. Esprit, unter 28° 25′ N. Br. (von Nordosten) in die Bay S. Joseph). Seine Mündung ist drei Seemeilen breit und bleibt über 10 Seemeilen aufwärts eine Seemeile breit. Er bildet mehrere Arme oder Kanäle zwischen einer grossen Anzahl Inseln, und so (für den, der sie zu finden weiss) eine Durchfahrt in den Atlantischen Ocean oder in den Bahama-Kanal. oberhalb Cap Cañaveral (28° 15′ N. Br. an Ostflorida's Ostküste), durch die Flussmündung des Musquito (28° 50′); oder unterhalb Cap Cañaveral durch die Flussmündung S. Lucie (27° 33′). Dieser Fluss S. Lucie (er befindet sich auf unserer Karte, doch ohne Namen; seine Mündung ist als *Petite Entrée* bezeichnet) steht auch mit dem See und der Bucht S. Esprit in Verbindung, und diese Communication ist kürzer als die mittelst des Amazuro-Stroms; aber die beste Durchfahrt, die leicht für die grössten Schiffe brauchbar gemacht werden könnte, ist die gerade (?), auf dem S. Jeanfluss, der unter 30° 20′ 7 Seemeilen nördlich von S. Augustin, Ostflorida's Haupthafen, ins Atlantische Meer geht.

Wir brauchen nicht hinzuzufügen, wie wichtig die nähere Erforschung dieser Durchfahrten für den Handel Europa's mit Neu-Orleans und Mexiko werden könnte; die gefährliche Fahrt durch den Bahama-Kanal, das Grab vieler hunderte von Kauffahrern, und durch die von Seeräubern umgebenen Westindischen Inseln, würde dadurch vermieden und die Reise bedeutend abgekürzt. Doch wäre die Frage, ob die Nord-

Amerikaner diese Durchfahrt Europäischen Schiffen gestatten würden. Gewiss nicht zollfrei! — da sie ja auch den Sundzoll zahlen müssen. — R. Dr.

Bemerkungen
über den Handel mit Mexiko, Peru und Chile.

I. Mexiko.

Bis jetzt sind durch eine Verordnung der Mexikanischen Regierung eigentlich nur fünf Häfen dem Verkehr mit dem Auslande geöffnet.

Drei an der Küste des Mexikanischen Meerbusens: Vera Cruz, Alvarado und Tampico und zwei an der Westküste oder am Austral-Ocean: S. Blas und Acapulco.

Unter diesen ist Vera Cruz der einzige Hafen, der grosse Schiffe aufnehmen kann; aber der Ankerplatz ist schlecht, daher pflegen die Kauffahrer seit Sept. 1823 gewöhnlich bei der Insel Sacrificios zu ankern.

Doch weit mehr wird jetzt das schnellaufblühende Alvarado besucht; ist die dortige Barre, die man nur mit Hülfe eines Lootsen zu befahren wagt, passirt, so finden Schiffe unter 200 Tonnen in der Flussmündung völlige Sicherheit.

Tampico, nördlich von Vera Cruz, macht gleichfalls bedeutende Geschäfte, weil ein grosser Theil des Innern seine Bedürfnisse von dorther bezieht; es wird besonders von den Amerikanern aus New-Orleans, Mobile &c. besucht. Branntwein, Leinwand, Gallanterie- und Baumwolle-Waaren finden dort guten Absatz.

Soto la Marina, nördlich von Tampico, ist eigentlich nur ein Hafen für Schleichhändler aus New-Or-

leans, Havana und Westindien, die mit kleinen Schiffen dahin kommen.

Vittoria auf der Flussinsel Tabasco, und Campeche, südlich von Alvarado, sind nicht nur Häfen für die an Färbeholz reiche Halbinsel Yucatan, sondern auch für das nördliche Guatemala, Chiapa &c. und die Produkte dieser höchst gesegneten Gegenden werden gleichfalls daselbst ungehindert umgesetzt.

Wünschen Schiffer ihre Waaren schnell abzusetzen, so müssen sie von Ende Octobers bis Anfangs April an Mexiko's Ostküste kommen. In diesen Monaten herrschen die dort so gewöhnlichen ansteckenden Krankheiten nicht, und nur dann wagen sich die Eingebornen, welchen jene Seuchen eben so gefährlich sind, als den Ausländern, an die Küsten, um sich mit Bedürfnissen zu versehn. Es ist dieses freilich die Zeit der Nordweststürme: aber diese sind im Westindischen Meere gefährlicher, als in dem Mexikanischen Meerbusen.

Anfangs war der Handel mit Mexiko grösstentheils in den Händen der Nord-Amerikaner; doch die Leinen, die sie dahinbrachten, waren meistens Deutschen Ursprungs. Nach ihnen trat die Rheinisch-Westindische Gesellschaft auf, und machte wegen der sorgfältigen Auswahl ihrer Sendungen höchst vortheilhafte Geschäfte. Jetzt spielen die Britten auch in Mexiko, wie in Süd-Amerika, den Meister; die Nord-Amerikaner sind fast vergessen und nur die Rheinisch-Westindische Compagnie sucht die Concurrenz mit England auszuhalten. Uebrigens sind die Geschäfte mit Mexiko sehr bedeutend, wie z. B. die Zollisten von Vera Cruz beweisen. Dort liefen ein:

		Werth der Einf.	Werth der Ausf.
1820:	186 Schiffe,	13,551717 Piaster	10,893700 Piaster
1821:	116 „	7,245052 „	9,969517 „
1822:	130 „	3,723019 „	10,307459 „
1824:	180 „	6,825620 „	10,699767 „

Die vorzüglichsten Absatzartikel sind Bretagnes (Leinen). Der Mexikaner aber unterscheidet die Französischen, die er britanias legitimas nennt, von den Schlesischen, die dort britanias contracchas heissen. Die Schlesier bemühen sich jetzt, ihre Waare der Französischen möglichst ähnlich zu machen. Der Unterschied der Preise ist 30 pCt. und darüber. Die beliebtesten Sorten, worauf man die Sendungen beschränken sollte, sind diejenigen, welche die Franzosen Secondes Superieurs, Prémières Fines und Secondes Fines nennen; alle übrigen Sorten sind nicht anzubringen. Der Verbrauch der gedachten Sorten ist aber ausserordentlich gross, weil sie die Leibwäsche beider Geschlechter liefern. Bombassin, schwarzer, sehr fein, mit einem Seidenglanz, wird auch sehr viel verbraucht. Papier, weisses, davon geht der Absatz ins Unendliche; schon der Gebrauch in den Regierungsbehörden, in den immer mehr Beschäftigung findenden Druckereien und in den Cigarren-Fabriken ist höchst bedeutend. Doch muss die Waare an Farbe, Format und Stoff derjenigen gleichen, welche die Fabriken in Valencia und Catalonien liefern. Der Deutsche Fabrikant muss sich diese Sorten, die man florete und media florete nennt, verschaffen und nachahmen. Jene Fabriken sandten früher jährlich 300—400000 Ries nach Mexiko. Das Ries wird willig mit 3½ Piatser bezahlt.

Die vornehmsten Retouren sind edle Metalle, Vanille, Indigo, Zucker von vorzüglicher Güte, aber theuer, Jalapa-Wurzeln und Sarsaparille.

Die Verpackung und Emballirung bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Mexiko hat im Innern nur wenige grosse Landstrassen und fast durchaus keine innere Schiffahrt. Die Waaren werden auf Maulthieren fortgeschafft; die Collys müssen so eingerichtet seyn, dass die Maulthiere sie bequem fortbringen können. Die Umpackung kommt in dem Hafen theuer zu stehn und wird oft schlecht beschickt. Die vestgesetzte Last für ein Maulthier ist 16 Arroben = 400 ℔ Hamburger Gewicht. Des Gleichgewichts wegen muss diese Last in zwei Hälften getheilt werden, daher sind Packen von 8 Arroben am zweckdienlichsten.

Alle Flaggen (die Spanische ausgenommen) werden respektirt, wenn die Capitaine die gesetzlichen Abgaben zahlen und in die oben genannten Eingangshäfen einlaufen.

Beladene, nach Mexiko bestimmte Schiffe zahlen als Fremde ½ Piaster Tonnengeld für jede Schiffslast; einheimische nur einen Real, über dies aber noch Leuchtthurmgeld in Vera Cruz, Lootsengebühr und andere Kosten.

Sobald das Schiff im Hafen Anker geworfen hat und die Zollbeamten an Bord kommen, muss der Super-Cargo oder der Capitain ihnen das doppeltausgefertigte Manifest zustellen. Dieses muss enthalten: 1) Den Namen des Capitains, des Schiffes, den Tonnengehalt, die Stärke der Mannschaft, den Abgangshafen und wie viele Tage das Schiff unterwegs zubrachte; 2) alle Collys müssen nebst Mark und Numero specificirt, und deren Inhalt genau angegeben seyn; es werden dann die Schiffsluken geschlossen und mit dem Zollsiegel versiegelt. Das Manifest wird der Zollbehörde sogleich übergeben. Innerhalb 24 Stunden muss der

Capitain im Zollhause eidlich bekräftigen, dass sein Manifest richtig sey; hat sich ein Fehler eingeschlichen, so ist es die höchste Zeit, ihn dann noch zu verbessern. In 48 Stunden hat er nun zu erklären, ob er seine Ladung löschen und wieder absegeln will; in diesem Fall erhält er sein Manifest zurück, muss aber sogleich den Hafen wieder verlassen. Die Zollverordnung heischt, dass alle Ballen, Packen &c. wenigstens ein Gewicht von 9 — 10 Arroben haben sollen; aber durch Zusammenschnüren mehrerer kleiner Collys unter einer gemeinschaftlichen Nummer darf man sich helfen.

Die Löschung der Ladung erfolgt unmittelbar nach der Erklärung des Capitains, dass er im Hafen bleiben wolle, und nachdem er den Inhalt seiner Ladung in doppelter Ausfertigung declarirt hat. Fehlt bei der Löschung etwas an der, im Manifest verzeichneten Ladung, so ist die Strafe, dreifacher Zoll nach dem hohen Tarif-Ansatz. Finden sich Güter, die nicht im Manifest stehen, so werden sie ohne irgend eine Schonung confiscirt.

Zollfrei werden eingeführt: Quecksilber, alle Arten physikalische, chirurgische, und sonst den Wissenschaften nützliche, Instrumente und Werkzeuge; alle Arten von Maschinen für den Ackerbau, den Bergbau und die Künste; alle ungebundene Bücher, mit Ausnahme derer, die gegen Religion und gute Sitten sind; einzelne Kupferstiche oder Hefte mit Zeichnungen, Rissen &c., besonders auch zum Nachzeichnen für Anfänger; doch keine Kupferstiche gegen Religion und gute Sitten; geschriebene und gedruckte Musikalien; Sämereien; gemalte und ungemalte Leinwand; lebendige Thiere.

Die Einfuhr der folgenden Gegenstände ist untersagt: 1ste Classe: Esswaaren, Liqueure &c. Branntwein, ausgenommen Traubenbranntwein; Knoblauch, Zwiebeln, Piment oder Chile-Pfeffer, Amidam, welsche Bohnen, Erbsen, Anies, Kümmel, Kaffee, Kohl, Kartoffeln, Salz- und Rauchfleisch, Gärste, Wachs, Chocolade, Bohnen, Gemüse, Aepfel, Trauben; Schiffszwieback, Hühner, Korn, Mais, Rogken, Pferdebohnen, Mehl, grüne Früchte, Eyer, Seife jeder Art, Linsen, Schmalz, Bärenfett, Molasse, Nüsse, Nudeln, Rum, Salz, Talg, eingesalzenes Speck. 2te Classe: Baumwolle, Baumwollen-Garn und alle daraus verfertigten Kleidungsstücke, Decken, Fussdecken &c. 3te Classe: Wollne Waaren und Tücher. 4te Classe: Verarbeitete Seide und Seidenzeuge, Mäntel, Westen, Spitzen, Tressen mit oder ohne Metall, seidne Kleider; Felle und Leder, bereitet und unbereitet, Stiefeln und Halbstiefeln, Schuhe aller Art, kalblederne Beinkleider, Maroquin von allen Farben und Sorten, Pergament, lederne Hüte und Mützen, Stiefelschächte, Schuhsohlen; alle Arten von Fayence nnd Steingut, Backsteine und gebackene Pflastersteine, Fluren, Dachziegel, Töpfe und thönerne Flaschen aller Art, alte und neue Metalle, rohes Kupfer in Barren und Platten, rohes Blei, alle Silber- und Goldschmiede-Arbeit, Epaulets und alle Arten von Drahtzieher-Arbeit. Holz aller Art.

Alle hier nicht als verboten oder Zollfrei bezeichnete Waaren zahlen 20 pCt. Abgabe vom Werth, 1½ pCt. pro consulado und für die Einfuhr in die Provinz Vera Cruz noch ½ pCt. Zollvergütung von 5 pCt. findet statt: 1. für die Einfuhr mit Mexikanischer Flagge; 2. für Importen direkte von Europa; 3. für Importen aus den Nord-Amerikanischen Staaten.

II. Peru.

Peru war bis zu dem Anfange des Jahrs 1825 zu sehr durch bürgerliche Unruhen bewegt, als dass sich etwas Näheres über den Handelsflor, den dieses Land künftighin erlangen kann, sagen liesse. Bis jetzt sind nur einige commercielle Verbindungen mit Mexiko, (Acapulco und S. Blas), Guatemala, Guayaquil, und zu Lande mit Quito wieder angeknüpft; die Geschäfte mit Europa aber sind noch sehr beschränkt; die Produkte jener Gränzlande Peru's, nämlich Cochinille, Vanille, Fieberrinden, Cacao, Wolle und Leder bilden einen grossen Theil der Rückladungen. Die Schiffe, die man nach Peru schickt, dürfen nicht von zu grossem Tonnengehalte seyn, um so mehr, da der Absatz der Europäischen Produkte daselbst nur sehr langsam von Statten geht. Der Europäische Verkehr in Peru beschränkt sich heut zu Tage auf Britten und Franzosen; die letztern haben etwa ⅓ dieses Handels.

Die Britten verdanken ihr Uebergewicht den grossen Capitalien, die sie auf diesen Handel verwenden, und dem Umstande, dass sie Handelshäuser in Lima errichtet haben. Die Französischen Sendungen haben ungefähr im Durchschnitt 28 pCt. ausgetragen, zuweilen haben sie bis 100 pCt. abgeworfen und dieser ausserordentliche Gewinnst ist eine Ursache gewesen, dass die Handelsverbindungen daselbst sich nicht weiter ausgebreitet haben, da er nicht auf ehrlichem Wege erlangt ist. Man klagt nämlich, dass die Französischen Händler oft schlechte Waaren für gute verkauft haben; dieser Betrug ist in Peru um so gehässiger, dass fast alle Verkäufe mittelst Schleichhandel abgemacht werden, und die Käufer genöthigt sind, sich auf die Redlichkeit der Verkäufer zu verlassen, und die Colys, ohne sie zu

untersuchen, annehmen müssen. Nun haben sie mehr als einmal gefunden, dass in den Weinkisten drei Viertheile der Flaschen leer waren; so gieng's auch mit den Eisenwaaren, und die Ellenwaaren waren um 75 pCt. weniger werth als die Proben, über welche der Verkauf geschlossen war.

Die Europäischen Waaren, welche in Peru am meisten Absatz finden, sind: Lein von allen Sorten; die mittlern Sorten von 6 Stab (aunes) kosten 35 — 140 Piaster; Tücher, die von zweiter Qualität gelten 7 — 8 Piaster der Stab; die von erster Qualität, 9 — 10 Piaster. Man nimmt von blauer, grüner, schwarzer und brauner Farbe am liebsten; weisse Baumwollenzeuge, baumwollene Strümpfe, Calicots zu Hemden, gestreifte und blauquarrirte Cattune; Sammt und Bänder jeder Art, dann gute Seidenzeuge und Taffte von allen Farben; Flanelle, Casimire, Shawls, Schnupftücher; Glaswaaren und Steingut; Käse und geräucherte Schinken; weisses und gelbes Wachs; (es gilt 120 Piaster der Centner;) Quecksilber. Luxus-Artikel: Spitzen, Schleier, Shawls und Bijouterien müssen nur in kleinen Massen hingeschickt werden. Nur gute Waaren darf man nach Peru bringen; die besten Sorten geben den meisten Gewinnst. Retour-Artikel sind: Baumwolle, Rinden, Lamm- und Vigogne-Wolle, Reh- und Gazellenfelle, Hörner, und besonders Cochenille, Vanille und Cacao von Guayaquil. Doch alle diese Erzeugnisse sind selten, Ladungen sind schwer zu erhalten, daher besteht die Rückfracht gewöhnlich in Baarschaft.

Die Hafen Callão (jetzt auch Chorillos und Ancon) und der südlicher liegende Huacho (Huasco) stehen allein den Schiffen neutraler oder befreundeter Nationen offen, unter der, den Capitainen auferlegten Ver-

pflichtung, die Zölle zu zahlen und die vorgeschriebenen Formalitäten zu befolgen. Die nach Peru bestimmten Schiffe zahlen ein Ankergeld von 4 Realen für die Tonne Schiffslast für die fremden, und 2 Realen für National-Schiffe. 10 Stunden nach dem Einlaufen der Schiffe, müssen die Capitaine und Subcargos ein vollständiges Manifest ihrer Ladungen abliefern; der Translator der Regierung überliefert der Zollbehörde in 48 Stunden eine Uebersetzung des Manifestes. Durch ein Decret Bolivar's vom Monat März 1825 kann jeder Fremde in Peru freien Handel treiben, und von den Capitainen und Subcargos als Consignataire der Ladung angegeben werden, welches in 48 Stunden geschehen muss. Wenn diese Formalitäten erfüllt sind, kann der Capitain die Ladung zu löschen anfangen; sonst muss er in 6 Tagen den Hafen verlassen, von dem Tage der Ankunft an gerechnet. Während der Ausladung sind die Lichterschiffe der Untersuchung der Zollbeamten unterworfen. Stimmt die Ladung nicht mit dem Manifest überein, so wird, wenn der Unterschied geringe ist, das Uebrige confiscirt; ist der Unterschied bedeutender, so wird doppelter Zoll bezahlt. Jeder Schleichhandel zieht Confiscation des Schiffes und der Waaren nach sich.

Zollfrei sind: Quecksilber, Werkzeuge für den Bergbau, Kriegsbedürfnisse, Pulver ausgenommen, Bücher, Wissenschaftliche Instrumente, Landkarten, Kupferstiche und Maschinen aller Art.

Die Zölle werden nach den laufenden Preisen des Platzes und nach dem Preise der Faktur berechnet.

Die nicht zollfreien Waaren zahlen auf peruanischen Schiffen 16 pCt.; auf den Schiffen der Freistaaten von Chile, Rio de la Plata und Colombia 18 pCt.,

auf allen andern Fahrzeugen doppelt. Zölle zahlen Manufaktur-Waaren, oder solche, welche mit Peru's Erwerbfleiss in Concurrenz treten, z. B. fertige Kleider, gegerbtes Leder, Sohlen, Schuhe, Stiefeln, Stühle, Sopha's, Tische, Wagen, Lederzeug, Lampen, Sattel, Talg-, Wachs- und Wallrathkerzen, und Schiesspulver. Zur Zahlung der Einfuhrrechte sind 120 Tage eingeräumt; sie werden in drei Fristen, jedesmal der dritte Theil, bezahlt. Die Consignataire sind allein für ihre Zahlung verantwortlich. Die Ausfuhr von Gold und Silber, in Barren und verarbeitet, ist bei Strafe der Confiscation untersagt. Vor der Ausfuhr werden die Abgaben durch den Ausführer bei der Einschiffung bezahlt. Von gemünztem Silber 5 pCt., von gemünztem Golde 2½ pCt., von andern Artikeln auf peruanischen Schiffen 3 pCt., auf Schiffen aus Chile, Rio de la Plata und Colombia 3½, auf andern Schiffen 4 pCt. Jeder Capitain oder Subcargo kann von seinen ausgeschifften Waaren nach Belieben wieder ausführen, gegen eine Transit-Abgabe von 1 pCt.; die Einfuhrzölle werden zurückgezahlt. —

III. Chile.

Der auswärtige Handel hat bis jetzt nur eine sehr beschränkte Ausdehnung. Sehr unterrichtete Männer sind der Meinung, dass Chile nebst Peru jährlich höchstens 20 — 24 Ladungen Europäischer Waaren consumiren kann. Die Ladungen verkaufen sich langsam und schwierig, und oft kommen Fahrzeuge in Ballast zurück *). Auch hier haben die Britten mehrere Handels-Häuser etablirt; daher sind es besonders ihre

*) Einige neuere Unternehmungen nach Chile sind sehr günstig ausgefallen. A. d. H.

Waaren, die Absatz finden; ¾ des Einfuhr-Handels ist in ihren Händen; in dem übrigen ¼ theilen sich die Franzosen und Nord-Amerikaner; beide sind wegen ihrer Rechtlichkeit und Anstelligkeit beliebt. Französische Unternehmungen nach Chile haben 28 pCt. Gewinn abgeworfen; aber durch schlechte betrügliche Waare ist auch hier dem Handel grosser Schaden zugefügt.

Eine Brittische Gesellschaft hat gegen die jährliche Erlegung einer Pacht von 350,000 Piaster, welche Summe gerade die Zinsen der Brittischen Anleihe deckt, das Monopol der Einfuhr der Weine, der Liqueure, des Tobacks, des Thees und Kaffees erworben; für einen jungen, kaum organisirten Staat, eine nicht unweise Massregel, worüber aber andere Nationen nicht wenig erbittert sind; auf Betrieb dieser Gesellschaft ist es den Schiffen, die ihre Ladungen ihr nicht verkaufen wollen, nicht erlaubt, länger als 14 Tage im Chilischen Hafen zu verweilen.

Waaren, welche in Chile Absatz finden, sind: Seidenwaaren, Strümpfe ausgenommen, Tücher, besonders leichte, Parade-Waffen; Hüte, gut getheerte Tauwerke und Ankertaue; Butter, aber in doppelten Fustagen, weil sie die Linie passiren muss; Kühe, Rauchfleisch, Branntweine; Weine und Franzbranntweine werden sehr gesucht, unterliegen aber bis jetzt dem Brittischen Monopol. Uhren und Mobilien gehen gar nicht ab; der Uhrenhändler Rostell in Bristol hat in allen Amerikanischen Städten geschickte Arbeiter etablirt und Mobilien müssen eine Abgabe von 40 pCt. vom Werth zahlen, und daher können sie nicht die Concurrenz mit den Französischen Arbeitern aushalten, die sich in Chile

etablirt haben. Es ist daher klüglich gethan, nur kleine Schiffe mit allerlei Waaren nach Chile zu schicken.

Die Hauptausfuhr-Artikel Chile's sind Häute und Kupfer, welches besonders zu Münzen sehr tauglich ist; die Häute aber taugen nicht viel und sind theuer; das Kupfer unterliegt einem grossen Ausfuhrzoll. Die Retouren bestehen also grösstentheils in Baarschaften.

(Man muss nicht vergessen, dass Peru's, besonders aber Chile's Hafen den Brittischen, Nord-Amerikanischen und selbst den Russischen Südseefahrern und Cachelottfängern als Einkehr dienen, und dass diese dort manches hinbringen, was mit grossem Vortheile nach Europa geführt werden kann).

Lord Cochrane,
als Admiral im Dienste des Freistaats Chile und des Kaiserreichs Brasilien.

(Nach Mistress Graham, Steevenson, Mathison &c.)

Im Jahre 1818 lud die, durch den Heldenzug des General San Martin befreiete Republik Chile, welcher die Nothwendigkeit fehlte, sich mittelst einer Seemacht gegen die Spanische Land- und Seemacht im stillen Meere zu vertheidigen, den Lord Cochrane*) ein, den Oberbefehl über ihre Flotte anzunehmen. Er verliess England, wo er mancherlei Verdriesslichkeiten

*) Lord Cochrane hat sich als Fregatten-Capitain in der Englischen Marine durch Tapferkeit und Unerschrockenheit ausgezeichnet; vornämlich im Jahre 1810 durch die Verbrennung mehrerer Französischen Kriegsschiffe, die auf der Rhede der Insel Aix, in der Nähe von Rochelle an Frankreichs Westküste, sicher zu liegen glaubten.

gehabt hatte, langte im November 1818 in Chile's Haupthafen, Valparaiso, an und ward im eigentlichsten Sinne des Worts Schöpfer der Chilischen Marine.

Am 22. December 1818 pflanzte Lord Cochrane seine Admiralflagge auf eine, den Spaniern abgenommene Fregatte von 40 Kanonen, Maria Isabella, auf, welche nach dem damaligen Director von Chile den Namen O'Higgins empfing. Die Chilische Flotte bestand zu dieser Zeit aus dem Schiffe Lautaro, von 50 Kanonen, dem Linienschiffe San Martin, von 64 Kanonen, der Corvette Chacabuco, von 20 Kanonen, und aus den Briggs Araucana, Pueyerredon und Galvarino.

Schon am 6. Januar 1819 segelte Lord Cochrane von Valparaiso ab, in der Absicht, die weit stärkere Spanische Flotte in dem Peruanischen Haupt-Hafen Callão zu vernichten. Er hatte nur 300 tüchtige Matrosen an Bord, die übrigen waren wilde Bergchilier, die er indess bald durch fleissige Uebung zu trefflichen Seeleuten bildete. Ihm folgten die Chilischen Kriegsschiffe San Martin, Capitain Wilkenson, und Chacabuco, Capitain Carter; weil aber eine Meuterei auf diesen Schiffen ausbrach, lief der Admiral in Coquimbo ein, liess die Rädelsführer ans Land bringen und niederschiessen.

Am 29. Februar griff er in Callão den Spaniern, die von seiner Ankunft unterrichtet waren, ehe sie Gegenanstalten machen konnten, ihre, in einem Halbmond vor Anker liegende Flotte an. Das Spanische Schiff Esmeraldo, von 45 Kanonen, feuerte zuerst. Unglücklicherweise wurde Capitain Guise, gleichfalls ein Britte, im Anfange des Gefechts schwer verwundet und sein Schiff wich; der O'Higgins schlug sich zwei Stunden, ward aber schlecht unterstützt, und musste sich daher zurück-

ziehen. Die Spanier feuerten mit glühenden Kugeln aus dem Fort von Callão; trafen aber nicht. Der damalige Vice-König, General Don Joaquimo de la Pezuela y Sanchez hatte sich durch den Erzbischof von Lima, mittels eines Hirtenbriefs zum Gebrauch derselben wider Rebellen und Ketzer besonders ermächtigen lassen. Callão blieb indess blokirt. Lord Cochrane und der Vicekönig parlamentirten über die Auswechselung der Kriegsgefangenen. Die zahlreichen Kanonenböte suchten dem Blokade-Geschwader Abbruch zu thun und dieses nahm nicht nur viele Küstenfahrer weg, sondern machte auch hier und dort an der Küste plötzliche Besuche. Am 22. März griff Lord Cochrane abermals die Spanische Flotte an, doch wieder ohne Erfolg, weil die übrigen Schiffe auch diesmal den O'Higgins nicht unterstützten. Da kehrte der Lord nach Valparaiso zurück, um neue Verstärkung an sich zu ziehn. Auch hatte sich ein Zwist zwischen dem Lord und seinen Offizieren über einen augenscheinlich höchst unbedeutenden Gegenstand entsponnen. Der Name des den Spaniern in Valvidia abgenommenen Kriegsschiffes Esmeralda (?) ward umgeändert; einige Offiziere, sämmtlich Engländer, machten dagegen Vorstellungen; Lord Cochrane liess sie deshalb vor ein Kriegsgericht stellen, welches sie sämmtlich verurtheilte, das Schiff zu verlassen und zwei von ihnen ihres Dienstes für verlustig erklärte. Die Folge war, dass der Capitain Guise, unter dessen Obhut diese Offiziere nach Süd-Amerika gekommen waren, sich weigerte, noch länger unter dem Lord zu dienen. Capitain Spry, Guise's Freund, der sich gleichfalls weigerte, das Commando seines Schiffes zu führen, ward auf Befehl des Lords Cochrane ver-

haftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und seines Commando's beraubt. Des Admirals Benehmen fand im Allgemeinen keine Billigung; denn der Capitain Guise und Spry reiseten in San Martin's Hauptquartier, wo man sie mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit empfing und der Capitain Spry zum Adjudanten beim Stab der Marine ernannt wurde.

Am 11. September 1819 verliess Lord Cochrane Valparaiso und erneuerte bereits am 28. September die Blokade von Callao. Seine schnellen Fahrten im stillen Meere erregten allgemeines Erstaunen und die Regierung von Chile verlieh ihm das schöne Landgut Quintero, in der Nähe der Hauptstadt Santiago. Allnächtlich neckte er die Spanische Flotte und Strandbatterien. Doch entwischte ihm die Spanische Fregatte Prueba. — Lord Cochrane erstürmte nun das südlich von Callao liegende Fort Pisco, um sich Mundvorrath und Schiessbedarf zu verschaffen und fuhr dann nach dem jetzt Colombischen Hafen Guayaquil, nördlich von Callao, um daselbst die Fregatte Prueba zu nehmen. Es scheint, als habe er die Absicht gehegt, den Spaniern kein einziges Schiff in dem, am stillen Meere gelegenen Hafen zu lassen. Am 27. November traf er dort ein, fand die Prueba nicht, wohl aber die dort ankernde Fregatte Aquila von 30 Kanonen und Vigona von 20 Kanonen; beide mussten sich ihm ergeben. In Guayaquil's Umgegend wächst treffliches Schiffsbauholz; er liess davon fällen und an Bord bringen. Nun trat er am 27. Dec. mit ausgebesserten Schiffen die weite Fahrt nach Chile's südlichsten Hafen Valvidia, der noch in den Händen der Spanier war, an. Am 22. Januar 1820 traf er auf dieser Fahrt in Talcahuana dem Seehafen der Stadt la Concepcion, ein, fand dor

zwei neue Chilische Kriegsschiffe, recognossirte den Hafen Valvidia in dem Chilischen Schooner Montezma unter Spanischer Flagge, kehrte dann wieder nach Talcahuana zurück, wo der jetzige Director von Chile, Ramon Freyre, ihm 250 Mann Landtruppen unter dem Major Beauchef an Bord gab. In der Nacht des 2. Februars wurden die Landungstruppen auf Böten eingeschifft und ankerten nahe bei dem Fort S. Carlos und bei den Batterien auf den Aguada-Inseln. Die Truppen wurden bei Sonnen-Untergang unter dem Feuer des Forts ausgeschifft, und da die starke Brandung die Ausschiffung erschwerte, so gewannen die Spanier, die, etwa 2500 Mann stark, Stadt und Aussenwerke besetzt hielten, Zeit, sich hinter den steilen Felsen an der Küste zu sammeln. Die Marine- und Landsoldaten aber jagten den Feind in die Flucht, verfolgten ihn bis in die Batterien auf den Aguada-Inseln, die sie sofort besetzten — und ins Castel S. Carlos, welches sie bei einbrechender Dunkelheit, trotz der tapfersten Gegenwehr, erstürmten; auf gleiche Weise wurden die Forts Avanzado, Barro, Amugos und Chorocomayo gewonnen. Ins Castel Corral drangen Cochrane's Leute mit dem Feinde zugleich ein; auch alle südlichen Vestungswerke, durch Natur und Kunst stark beschützt, wurden bezwungen, und 70 Stück schweres Geschütz nebst dem Kriegsschiffe Dolores genommen. So ward das wichtige Valvidia den Spaniern abgejagt und dem Freistaate Chile einverleibt.

Ein Versuch auf die Nordküste der Insel Chiloe, wo sich der tapfere Quintanilla noch im März 1825 behauptete, misslang, weil die Schiffe in dem gefährlichen Fahrwasser Schaden litten. Der O'Higgins musste in Valvidia ausgebessert werden und die (verfaulte)

Brigg Intrepid gieng verloren. Doch ward das Fort Osorno, 41° S. Br., welches die Verbindung Chiloe's mit Chile's Küste beförderte, am 26. Februar 1820 durch Major Beauchef genommen.

Auf San Martin's Betrieb ward nun der Plan zu einer Unternehmung gegen die Spanier in Peru beschlossen; sie erforderte eine Anstrengung, welche den Staatskräften des kaum befreiten Chile's gar nicht angemessen war. Was in die Staatskassen floss, ward zu Anleihen benutzt, — wovon die Beamten ihren Nutzen zogen. Die Matrosen und Seesoldaten empfingen ihren Sold nicht in den bestimmten Fristen. Der Lord, der seine Prisengelder schon dem Staate geopfert, bot das ihm geschenkte Landgut zum Verkauf aus, um seine Seeleute bezahlen zu können.

Am 15. August 1820 segelte Lord Cochrane mit der nach Peru bestimmten Expedition von Valparaiso ab; die Flotte, deren Oberbefehlshaber er war, bestand aus dem O'Higgins von 60 Kanonen, (Mathison, der das Schiff am 27. April 1822 besuchte, nennt es an old forty gun Frigate), Admiralschiff, aus dem S. Martin von 60 Kanonen, dem Lautaro von 40 Kanonen, der Independencia von 24 Kanonen, 3 kleinern Kriegs- und 20 Transportschiffen, sämmtlich den Spaniern abgenommene Prisen. Die auf denselben eingeschifften Truppen, 4,400 Mann stark, theils Chilier, theils aus den Platastaaten und Buenos-Ayres, standen unter dem Befehl des General Thomas de las Heras (jetzigen Vicepräsidenten des Regierungsraths von Peru); beim Vorbeisegeln wurden aus Coquimbo noch 500 Mann Truppen, nebst Waffen und Schiessbedarf für 15,000 Mann, grösstentheils von Britten und Nord-Amerikanern geliefert, an Bord genommen; den Oberbefehl

über die ganze Expedition führte der damalige Held des Tages, General San Martin. — Die ganze Küste vom 2° 12′ — 21° 40′ S. Br. (von Iquique bis Guayaquil) ward von der Regierung von Chile in Blokadezustand erklärt; damit aber der Handel unter neutraler Flagge nicht zu sehr gestört würde, erhielt der Admiral Vollmacht (natürlich gegen gewisse Gebühr) Licenzen zu ertheilen.

Bereits am 7. September erreichte die Armada den Hafen Pisco, 22 Deutsche Meilen südlich von Lima, und am 11. wurden die Truppen ausgeschifft. Der Spanische Vicekönig von Peru, Don Joaquimo de la Pezuela y Sanchez *), von der Ankunft und den Streitkräften jener Expedition vollkommen unterrichtet, concentrirte seine Truppen zu Miraflores bei Lima, und wusste San Martin zu einem Waffenstillstand, der aber bereits am 4. October Spanischer Seits gebrochen ward, zu bewegen. Die Independenten rückten die kleine Strecke nördlich bis Ancon und Huaro vor und blieben dort an der heissen ungesunden Küste unthätig stehn. —

Mittlerweile ankerte Lord Cochrane mit einem Theile seines Geschwaders auf der Rhede vor Callão und holte sich schon am 5. November zwischen den Spanischen Batterien, die mit glühenden Kugeln feuerten, und zwischen den dort liegenden feindlichen Kriegsschiffen und Kanonenböten, das Linienschiff Esmeraldo heraus, eine kühne Waffenthat, die bereits in Columbus I. 266. erzählt ist. Die Spanier verloren ausser

*) Derselbe, der sich im Mai 1825 durch seine Standhaftigkeit bei der Epurations-Commission zu Madrid so brav bewies A. d. H.

diesem Schiffe, 120 Mann an Todten und Verwundeten, 204 wurden gefangen; Cochrane zählte 11 Todte und 30 Verwundete; er selbst ward am Schenkel getroffen. Die übrigen Spanischen Schiffe wagten es nicht gegen ihn zu kreuzen, er war Herr der Küste, und hielt Callão so strenge blokirt, dass dessen Einwohner, so wie die in Lima, in die äusserste Noth geriethen.

Im Februar 1821 setzten die Einwohner und die Spanischen Truppen in Lima den Vicekönig Pezuela ab und den General La Serna ein, welcher mit seinen Truppen im Juli die Hauptstadt verliess, wo San Martin am 15. mit grossem Pompe einzog. Peru's Unabhängigkeit ward am 28. Juli feierlich proklamirt; Lord Cochrane war dabei gegenwärtig. Bei dieser Festlichkeit, im Theater, und allenthalben, wo er sich öffentlich zeigte, ward er von dem Volke mit lauter Freude begrüsst.

Gleich nach der Uebergabe von Lima forderte der Admiral den General San Martin zur Erfüllung seiner oft wiederholten Zusage auf, so wie die Hauptstadt in seinen Händen und er an die Spitze der Regierung gestellt sei, der Mannschaft den rückständigen Sold zu zahlen, dem Admiral und den übrigen Officieren ihre geleisteten Vorschüsse zu erstatten und Geld zu Ausbesserung der bei der Blokade beschädigten Kriegsschiffe zu schaffen. (War doch wahrlich auch viel gefordert). Der General behauptete, er habe kein Geld und erklärte, um doch einen Vorwand zu haben, er könne keine Zahlungen leisten — bis der Admiral die Flotte (die aus Chilischen Schiffen bestand —) ganz zu Peru's Disposition gestellt habe; er bedürfe der Flotte, um Callão auszuhungern. — Nun rebellirte die Mannschaft des Schiffes Lautaro und verliess dasselbe. Dem San

Martin war dieser Vorfall nicht unlieb; er hoffte durch Vorenthaltung des Soldes Cochrane's Leute zu bewegen, bei Peru's neuer Marine Dienste zu nehmen. Die Flotte erhielt von Peru nichts weiter als Proviant, d. h. stinkendes, gedörrtes Rindfleisch; die Kleidung der Seeleute fiel ihnen fast vom Leibe; dennoch holten sie wieder am 15. August 2 Spanische Kriegsschiffe und eine Brigg aus dem Hafen von Callão.

Diese Festung war noch in den Händen der Spanier, deren Hauptcorps unter La Serna und Canterac ins fruchtbare Thal Jauja zog, und sich so den Weg zu dem reichen Oberperu offen hielt. Jene Küstenfestung ward ein neuer Grund zu einer Entzweiung zwischen San Martin und Lord Cochrane; dieser bestand darauf, man solle sie erstürmen, was gewiss für Peru's Befreiung sehr erspriesslich gewesen wäre. Doch San Martin, der am 3. August den Titel eines Protectors von Peru annahm, weigerte sich — weil er durch eine Capitulation die sämmtliche, dort aufgehäufte Beute, für sich allein zu gewinnen hoffte.

Am 10. September entsetzte ein starkes Spanisches Corps unter Canterac Callão, holte alle Schätze heraus und zog damit von dannen, ohne dass San Martin, dessen Truppen ganz in der Nähe standen, einen Angriff wagten. Einige Tage darauf ging Callão an die Independenten über.

Weil so schlecht für die Flotte vor Callão gesorgt ward, nahm die Unzufriedenheit unter den Leuten immer mehr überhand, und dem Admiral war es nicht möglich, strenge auf Disciplin zu halten. Dies war überhaupt schon wegen der Beschaffenheit der Mannschaft schwer; theils bestand sie aus Chiliern, die ihrer Heimath gewaltsam entrissen, höchst unwillig waren,

theils aus einem bunten Gemisch von gedienten Leuten: Engländern, Amerikanern, Franzosen, Dänen, Schweden und andern, die weit mehr für einen Seeräuber- als für einen regelmässigen Marine-Dienst geeignet schienen. Dennoch that die Mannschaft bei jeder vorkommenden Gelegenheit gegen den Feind ihre Pflicht. Als der Admiral am 24. Juli Abends eine Oeffnung in der Kette des Hafens wahrnahm, liess er Nachts den Capitain Crosbie mit Schiffsböten hinein rudern und die Spanischen Briggs Fernando, Milagro und Resolucion heraus holen; kurz zuvor war das Kriegsschiff San Martin an den Felsen in der Chorillos Bay gestrandet.

Aus Furcht vor Canterac hatte der Protector alle Staats- und Kriegskassen, die in seinem Besitze waren, nach Ancon transportiren und an Kauffahrtei-Schiffe bringen lassen. Zufällig lag das von der rebellischen Mannschaft verlassene Chilische Kriegsschiff Lautaro in diesem Hafen. Schnell begab sich der Admiral dahin, und liess mit Hülfe dieses Kriegsschiffs alle, an die Kauffahrtei-Schiffe gebrachten Baarschaften des Staats Peru für seine nothleidende Marine in Beschlag nehmen. Gewiss, ein Gewaltstreich, der wenige seines Gleichen hat, und der den Lord — charakterisirt. Der Protector mochte dagegen einwenden, was er wollte, er musste zugeben, dass der Sold der Marine aus den in Ancon sequestrirten Geldern bezahlt wurde. Jeder Matrose und Officier empfing volle Löhnung und was ihm sonst zukam; nur der Admiral machte sich nicht bezahlt.

Mittlerweile unterhandelte der Spanische Commandant von Callão, La Mar, einer Seits mit dem Admiral, anderer Seits mit dem Protector; in der That

ein merkwürdiger Fall in der Kriegsgeschichte. Der Admiral forderte die Uebergabe der Stadt und Vestung **an die Flotte**, unter der Bedingung, dass ein Drittel des in der Vestung befindlichen Eigenthums für die Sicherung der übrigen $\frac{2}{3}$ entrichtet werden sollte; dafür verpflichtete sich der Admiral auch, Transportschiffe für die Abziehenden, die ungefährdet fortreisen sollten, zu liefern. San Martin aber erbot sich, alles Eigenthum zu schützen, sobald nur die Spanier Schutzbriefe — von ihm kaufen wollten. La Mar fand diesen Vorschlag passender; aber so wie die Vestung von den Truppen des Protectors besetzt war, forderte dieser die Entrichtung des halben Vermögens der Altspanier und erlaubte sich mancherlei Misshandlungen gegen die wehrlosen Spanischen Familien, die keiner glauben würde, wenn sie nicht unpartheiische Augenzeugen bestätigten.*) Diejenigen, die sich an die Flotte flüchteten, fanden bei dem Admiral grossmüthigen Schutz. Er nahm für die Bedürfnisse der Flotte $\frac{1}{3}$ ihres mitgebrachten Eigenthums, aber nichts für sich.

Die Fehde zwischen dem Admiral und dem Protector ward nun durch Briefwechsel um so heftiger fortgesetzt (Mathison nennt diese Fehde ein *paper-war*). In der Nacht des 26. Septembers wurden auf der Flotte vor Callao zwei Adjudanten des Protectors ergriffen, welche unter glänzenden Verheissungen die Schiffsmannschaft zu verleiten suchten. Mehrere Offiziere folgten ihrer Lockung.

---

*) Z. B. Mathison in seinem Narrative &c., S. 255. 287, wo auch der Bericht in der, unter den S. Martins Augen erschienenden Gazetta de Gobierno vom 2. May 1822, über die Gewaltthätigkeiten — welche man edle Rache nennt, mitgetheilt wird.

San Martin erliess nun einen Befehl an den Admiral, Peru's Küsten mit seinem Geschwader zu verlassen und verbot den Commandanten der Seeplätze derselben, irgend eine Unterstützung an Wasser, Ausrüstungsmitteln und Mundvorrath zu leisten; kurz, er that die Flotte gleichsam in Bann.

Cochrane verliess demnach am 6. October mit den Kriegsschiffen O'Higgins, Valvidia, Independencia, Lautaro und San Fernando den Hafen Callão, um die Spanischen Fregatten Prueba und Venganza aufzusuchen. In Guayaquil, einem Colombischen Hafen, reparirte Cochrane seine Flotte und bezahlte alles baar. Am 20. November erliess er eine Proclamation, worin er sein Benehmen zu rechtfertigen suchte, und segelte am 3. December aus dem Meerbusen von Guayaquil. Aber sein Admiralschiff war in einem so schlechten Zusande, dass es nicht See halten konnte und der Admiral genöthigt war, in der Fonseca- (oder Jiquilisco-) Bay (an Guatemala's Südwestküste, nördlich von Realejo) zu ankern. Er verweilte hier, um sein leckes Schiff wieder ausbessern zu lassen. Am 6. Januar 1822 warf er in der Bucht Tehuantepec (an Mexiko's Südwestküste) Anker, um frisches Wasser einzunehmen. Am 29. Januar besuchte er Acapulco, segelte am 3. Febr. von dort wieder ab, in der Hoffnung, die so sehnlich gesuchten Fregatten bald zu erreichen. Strömungen und Windstillen hielten ihn lange auf; auch setzte ihn Wassermangel in grosse Verlegenheit. Der O'Higgins ward wieder leck, so auch die Valvidia; der Admiral liess daher die Independencia zurück, um den Fregatten aufzulauern.

Als er im Anfange des Märzes wieder zu Guayaquil eintraf, fand er die so eifrig gesuchte Fregatte

Venganza dort, deren Befehlshaber sich aber schon der Regierung von Peru ergeben hatte; ein gleiches hatte auch die bald nach Cochrane's Abreise in Callão eingetroffene Fregatte Prueba gethan; beide hatten bedeutende Schätze an Bord. Die Uebergabe dieser Fregatten ward am Sonntage den 14. April durch ein glänzendes Dankfest gefeiert. Cochrane, höchst erbittert, fuhr nun wieder, trotz San Martin's Verbot, bei Callão vor und forderte am 6. April die Zahlung des rückständigen Soldes und der Prisengelder; San Martin, gegen den Mistress Graham die unerwiesene Beschuldigung vorbringt, er hätte den Admiral zweimal durch Meuchelmörder aus dem Wege zu schaffen gesucht, wollte ihn begütigen und zu einer Expedition gegen die Spanischen Philippinen-Inseln (in Ostindien) bereden; aber von jener Zahlungsforderung wollte der Protector, der bereits im September desselben Jahrs seine Diktatur niederlegte und Peru, aber nicht mit Ehren, verliess, nichts hören. — Der Lord Cochrane, der sogar durch die Drohung, die eroberten Fregatten — die er als seine Prisen in Anspruch nahm, mit Gewalt fortzuführen, die Besatzung von Callão in Schrecken setzte, segelte endlich am 27. May von Callao ab und erreichte bereits am 22. Juny den Hafen Valparaiso in Chile.

Der Admiral fand dort in Chile Alles zu einer baldigen Staatsveränderung, die auch schon im Aufang des folgenden Jahrs 1823 wirklich erfolgte, gereift. Der Staatsdirector O'Higgins, ein sehr tapfrer Officier, der durch seine Ausdauer, seinen Muth und edle Gesinnung sehr viel zur Befreiung Chile's von dem Spanischen Joche beigetragen hatte, besass nicht die ruhige Enerie, wodurch sich ein Staatsmann allein geltend macht;

er überliess daher die Zügel der Regierung sehr gerne dem General Romano Freyre, der sich noch jetzt behauptet, und zog sich ins Privatleben unangefochten zurück. Cochrane sah ein, dass O'Higgins nicht im Stande war, ihm zur Entschädigung zu helfen; auch hatte das Benehmen gegen San Martin den Lord keinesweges in Chile Achtung und Beifall erworben.

Daher fand er es gerathener, seine Ansprüche an Chile nicht weiter geltend zu machen, sondern es nun auch einmal im Dienste eines Amerikanischen Kaisers zu versuchen, und nahm daher die Anerbietungen, die ihm in Rio de Janeiro gemacht wurden, gern an. Der Brasilische Kaiser, Pedro I., hat Titel und Orden zu spenden und ist damit nicht karg. Dem Lord, nun Grossadmiral der neu erfundenen Brasilischen Flagge, gefiel es so sehr an dem Kaiserhofe, dass er sogar seine Gemahlin nach Brasiliens Hauptstadt kommen liess, um der Brasilischen Kaiserin, einer sehr huldreichen Oesterreichischen Prinzessin, als Hofdame zu dienen.

Im Anfange des Aprils 1823 blokirte Lord Cochrane die, von dem Portugiesischen General Madeira hartnäckig und fast bis zur Hungersnoth vertheidigte, Brasilische Hafenstadt Bahia, und die, in der Hafenbucht liegenden, zwanzig Portugiesischen Kriegsschiffe, die es aber nicht wagten, die kleine Brasilische Flotille anzugreifen. Am 2. Juli räumte Madeira die Stadt mit allen Europäischen Truppen, die er auf den zwanzig Kriegsschiffen und sechzig Transportschiffen fortschaffte; die Schiffe segelten einzeln ab und entgingen so der Aufmerksamkeit des Blockade-Geschwaders. Doch so wie die Abfahrt ruchtbar ward, gab Lord Cochrane sogleich Befehle, die Entwischten zu verfolgen; 30 Schiffe mit 1200 Mann Truppen wurden von ihm

aufgefangen und nach Pernambuco, Bahia &c. geschickt. Die Portugiesischen Schiffe vertheidigten sich nicht, weil der Divisionschef João Feliz an Bord des Linienschiffs João VI. keine Befehle zur Gegenwehr ertheilte.

Durch Cochrane's Thätigkeit ward auch die Nordküste von Brasilien, wo bis dahin noch die Portugiesen den Meister spielten, für die Kaiser-Herrschaft gewonnen. Gegen das Ende des Augusts lief er mit seinem Admiralschiff Don Pedro I. in Maranhão, den vornehmsten Hafen jener Küste, ein, und nahm denselben förmlich als einen Theil des Brasilischen Reichs in Besitz. Alle Europäischen Portugiesen wurden entwaffnet, alle Aemter mit gebornen Brasiliern besetzt und sechszehn im Hafen liegende Portugiesische Schiffe mit Beschlag belegt. Den Capitain Grenfell schickte Lord Cochrane mit dem Linienschiffe Don Miguel nach Para (Belem) ab, und auch diese wichtige Stadt ward auf gleiche Weise der Krone Brasilien gewonnen; dort fielen zwei Portugiesische Schiffe in Grenfell's Hände. Für diese ausgezeichneten Dienste ernannte der Kaiser den Lord Cochrane zum Marques von Maranhão. Auch ist nicht zu läugnen, dass Lord Cochrane's muthiges Einschreiten viel beitrug, um dem neuen Kaiserreiche an der Londoner Börse Credit zu verschaffen.

Als der Aufstand des Carvalho in Pernambuco ausbrach, verfügte sich Admiral Cochrane, der sich fortwährend in Maranhão aufhielt, die Blokade jenes Hafens unter dem Commodore Taylor, die dieser am 7. April 1824 zu Stande brachte. Doch im Juni musste derselbe die Blokade wieder aufheben und mit seinem Geschwader nach Rio de Janeiro eilen, weil sich dort das

Gerücht verbreitet hatte, es sei ein Landungscorps aus Portugal unterweges. Allein bereits im August ward der Hafen Pernambuco wieder durch Taylor aufs strengste blokirt. Mit Marinesoldaten unter Jewett, einem vertrauten Freunde Cochrane's, ward eine Landung bewirkt, Carvalho flüchtete auf ein Brittisches Schiff, die Forts wurden erstürmt und Pernambuco gezwungen, die Kaiserliche Regierung am 17. September 1824 wieder anzuerkennen.

Erst am 29. September langte Lord Cochrane mit seinem Geschwader vor Pernambuco an, auf seinem Admiralschiff an den natürlichen Kinderblattern erkrankt. Nach seiner Genesung begab er sich wieder nach Maranhão, wo er am 9. November eine Versammlung der angesehensten Einwohner berief und nicht nur dort, sondern auch in den östlicher liegenden Provinzen Cearà und Paraiba do Norte die durch Partheienwuth gestörte Ruhe, wieder herstellte.

Seine Kaper hatte viele Portugiesische Schiffe aufgebracht; davon forderte er für seine Leute, denen auch ihr Sold nicht ganz richtig bezahlt ward, Prisengelder.

Darüber entstanden bei der Rückkehr des Lords nach Rio de Janeiro, im Anfange des Jahrs 1825, allerlei ärgerliche Discussionen, welche ihn vermochten, den Brasilischen Dienst zu quitiren, und auf der Brasilischen Fregatte Peranga unerwartet nach England zurückzukehren, von wo er jetzt nach Frankreich gegangen ist, und, wie es in öffentlichen Blättern heisst, keine Lust bezeugt wieder nach Brasilien zu gehn.

Lord Cochrane genoss als Grossadmiral der Brasilischen Flotte ein Gehalt von fast 5000 Pf. Strl.

(36000 Rthlr.), und die Hälfte dieser Summe war nach seinem Ableben seiner Gemahlin, die schon 1824 nach England zurückgekehrt ist, lebenslänglich zugesichert.—

Der Präsident Adams

Herr John Quincy Adams, geboren den 11. July 1767 zu Braintree, im Staate Massachusetts, dessen noch lebender Vater, John Adams *), gleichfalls die Präsidenten-Würde von 1801—1809 bekleidete, ist ein Mann von 5 Fuss, 5—6 Zoll, zur Corpulenz geneigt, sehr kahl, mit einer vorstehenden, etwas spitzen Nase, gewölbtem Vorkopf und sehr freundlicher Miene, bei tiefen, denkenden, doch nie finsteren Zügen. Sein Lächeln ist sehr einnehmend, und blos in seinem Auge spiegelt sich Hoheit des Geistes. Sein ganzes Benehmen ist einfach, aufrichtig, ohne alle Geschliffenheit der grossen Welt, flösst grosse Achtung und Vertrauen, und beruhigt und erheitert auch den Schüchternsten, der sich ihm naht.

Als der Präsident im September des Jahrhs 1825 in einem Dampfboot von Washington nach Philadelphia fuhr, redete ihn ein wohlgekleideter, starker, gesund aussehender Mann an und sagte: „Ich bin ein Irländer, Herr, ich höre, Sie sind der Präsident der Vereinigten Staaten, ich möchte gerne die Ehre haben, Ihnen die Hand zu schütteln.“ „Mit vielem Vergnügen, Herr,“

---

*) Er ist durch mehrere treffliche Schriften bekannt, auch durch eine Reisebeschreibung, die vornämlich über Schlesien und dessen Industrie handelt und beweist, dass er Deutschland mit grosser Aufmerksamkeit bereiste.

D. H.

sagte Adams, reichte ihm die Hand, die der Irländer kräftig schüttelte. „Darf ich Sie fragen, Herr," fuhr der Präsident fort, „wie Ihnen dieses Land gefällt?" „Fürwahr, Herr!" sprach der Irländer, „mir gefällt es recht sehr; mir gefällt es so, dass ich die Absicht habe, bald ein Eingeborner (*native*) zu werden." Der Präsident lächelte und sagte mit einer Verbeugung: „Wir werden uns glücklich schätzen, Herr, solchen Mitbürger zu besitzen!" Auf diese Weise unterhielt sich der erste Staatsbeamte des mächtigsten Landes in Amerika mit jedem aus seiner Reisegesllschaft. —

(*Philadelphia Advertiser.*)

Dekrete des Congresses des Freistaats Colombia im Jahre 1825.

Von dem gesetzgebenden Congresse des Freistaats Colombia wurden während der diesjährigen Sitzung (1825) folgende Dekrete und Gesetze erlassen:

1. Ueber die Organisation und die Staatverwaltung der Kreise (Departamentos) und Provinzen (provincias).

2. Ueber die Bestimmung, Einnahme und Verwaltung der Municipal-Einkünfte.

3. Bestätigung des Freundschafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

4. Vertrag mit denselben Staaten zur Verfolgung des Sklavenhandels.

5. Gesetz, wodurch dieser Handel verboten, und dem Seeraube gleich erklärt wird.

6. Bevollmächtigung der Vollziehungsgewalt wegen Verwaltung der Einkünfte der Militär-Hospitäler.

7. Abschaffung gewisser, bisher durch die Geistlichen erhobenen, monatlichen und jährlichen Abgaben.

8. Ermächtigung der Vollziehungsgewalt, die Wahllisten von drei Candidaten, welche von dem Prälaten und dem Geistlichen Rath demselben vorgelegt werden müssen, zu verwerfen, wenn diese Wahllisten Unwürdige enthalten, oder sie die Würdigern nicht vorgeschlagen haben!

9. Ertheilung eines ausschliesslichen Privilegiums an Christian L. Manhardt, Dampfschiffe und Fahrböte auf dem See Maracaybo und auf dem Flusse Zulia (der in denselben mündet), anzulegen.

10. Ermächtigung für den General Sucre, dessen Officiere und Truppen die Belohnungen, welche ihnen die Regierung von Peru bewilligt hat, anzunehmen.

11. Geschenk an den General Bermudez von 12000 Piaster, den Ueberschuss der Staatseinnahme des Hafens Soledad am Magdalenenstrom, wo er commandirt.

12. Verordnung, dass auch Unehelichgeborne Sachwalterstellen erhalten und öffentliche Aemter in Colombia bekleiden können.

13. Strafverordnungen für die Wahlherren, die sich nicht zur rechten Zeit bei den ordentlichen und ausserordentlichen Wahlversammlungen einfinden.

14. Verordnung, dass Geistliche, die im Dienste der Republik abgehalten werden, oder abwesend sind, ihre Canonicate dennoch in Besitz nehmen können.

15. Verordnungen, dass bei Klagefällen in Finanz-Angelegenheiten die Schatzmeister bei den Untergerichten und die Fiskale bei den Obergerichten ausschliesslich die Klage führen sollen.

16. Verbot an die Vollziehungsgewalt, den eingebornen Unterthanen der Nation, welche mit Colombia noch Krieg führen, (also den Spaniern) Naturalisationsbriefe zu bewilligen.

17. Erlaubniss zur Errichtung der Bank von Venezuela in Caracas.

18. Ermächtigung der Vollziehungsgewalt zur Einrichtung, Vereinigung und Abtrennung neuer Cantone (Unter-Abtheilungen der Provinzen).

19. Reglement für die Gold- und Silberschmelzen.

20. Pension-Bewilligung für Pater Mariano Fernandez von 50 Piaster monatlich auf Lebenszeit.

21. Abschaffung der Auflage von einem Piaster von jeder Mark Goldes und von einem Real von jeder Mark Silber, zur Errichtung des Museums in der Hauptstadt Bogota.

22. Bewilligung gewisser Vortheile für diejenigen, welche Gasthöfe und Schenken an den Landstrassen errichten.

23. Bestätigung des von der Vollziehungsgewalt vorgelegten Contrakts, wegen Abschluss einer Anleihe von 30 Millionen Piaster, wodurch die allgemeine Verpflichtung von Calais, so wie die von Hamburg ratificirt wird.

24. Vestsetzung der Besoldung der Diplomaten.

25. Vestsetzung der Dauer des gegenwärtigen Präsidat und Vicepräsidats der Republik bis zum 12. Januar 1827 und dass die Wahl im Congresse von 1826 statt finden soll.

26. Verbot der Einfuhr des Anis in die Häfen der Republik vom Januar 1826 an.

27. Bewilligung von 1 Million Piaster zu Gunsten des Ackerbaues in den Ackerbau treibenden De-

partementen; von welcher Summe den Grundeigenthümern Anleihen, zu 6 pCt. jährlicher Zinsen, gemacht werden sollen; in Capitalien nicht grösser als 6000 Piaster.

28. Bestätigung der Schuldforderung des General Grajov Mar Gregor an die Republik.

29. Bestätigung des Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrags mit Grossbritannien.

30. Ermächtigung der Vollziehungsgewalt zu Gunsten des Einganghafens Buenaventura am stillen Meere, 270 Meilen nördlich von Lima, und zu Eröffnung einer Landstrasse, die von dort ins Thal der Cauca führt.

31. Verordnung zur Umprägung der Scheidemünze, die mit einem Rande versehen seyn soll.

32. Ermächtigung der Vollziehungsgewalt, Schulen der Steuermannskunst in dem, am Meere liegenden, Departementern zu errichten.

33. Bestellung von Behörden, um die Baurechnung der Cathedral- und Pfarrkirchen zu untersuchen und zu bestätigen.

34. Ermächtigung der Vollziehungsgewalt, den Sold der Beamten der Republik zu vermehren, neue Aemter zu errichten und nutzlose abzuschaffen.

35. Beauftragung der Vollziehungsgewalt, in London die nothwendigen Erkundigungen einzuziehn, in Rücksicht der Verhältnisse der Negociation der Anleihe von 30 Millionen Piaster, und über das Ansehn (respetabilitad) und die Verantwortlichkeit des Hauses Francisco und Arturo Bailly et Isaac L. Goldsmith.

36. Errichtung des Amts eines Münz-Graveurs.

37. Erlaubniss für den Feldwebel Jos. Maria Saez den (Sonnen-) Orden zu tragen, den ihm die Regierung von Peru verliehen hat.

38. Reglement des Civil-Prozesses.

39. Organisches Gesetz der Richterlichen Macht.

40. Verbesserung und Erweiterung des Gesetzes der direkten Abgaben.

41. Dekret über die neue Anleihe von 16—20 Millionen Piaster, vorgeschlagen durch S. Juan Bernardo Elvers, um die Zinsen der letzten Anleihe zu zahlen und die Schuld des Innern zu decken.

42. Ueber die Formation und Anordnung der National-Miliz.

43. Verordnung, dass die in dem Tribunale des vormals Spanischen Amerika aufgenommenen Advokaten, ihre Geschäfte in Colombia treiben dürfen.

44. Bevollmächtigung der Vollziehungsgewalt, die Uniformen der Land- und Seemacht zu bestimmen.

45. Naturalisation der Ausländer, die sechs Monate in Colombia's Marine dienen.

Zwei Briefe aus Brasilien,

von einem ausgewanderten Mecklenburgischen Handwerksmanne.

(Aus dem freimüthigen Abendblatte.)

I.

Rio Janeiro, den 7. December 1824.

Lieber Schwager und liebe Schwester!

Ich habe Euch in dem letztverflossenen Augustmonat einen Brief von Hamburg zugesandt, worin ich meldete, dass ich nach Südamerika, und zwar nach Brasilien reisen wollte, welches denn auch geschehen.

Melde daher meine glückliche Reise und einige Umstände dieses Landes.

Den 24. Sept. 1824 ging die Reise vorwärts. Den 26. kamen wir in die Nordsee und segelten an der linken Seite des Helgoland vorbei. Diese kleine Englische Insel zeigt sich wie ein Kirchthurm hoch, ist von lauter röthlichen Felsen und dem Anscheine nach ohngefähr eine Stunde oder Meile gross, und wird von wenigen Menschen bewohnt.

Den 28. kamen wir auf den Canal, der die Nordsee mit dem Atlantischen Meere verbindet. Wir hatten an beiden Seiten Land, zur linken hatten wir Frankreich, wo zugleich Callee zu sehen war, und rechts England, wo gleich vornean die Stadt Tober (Dover) liegen soll. Den 29. September kamen wir in das Atlantische Meer, denn der Canal soll 80 bis 90 Meilen lang seyn. Noch in diesem Monat kamen wir zur linken Hand die Spanische Insel Madeira vorbei.

Den 5. Oktober passirten wir die Azorischen Inseln vorbei, wo (wie man mir gesagt) wir die eine Insel zu Gesichte bekamen, sie soll heissen Teneriffa, worauf ein sehr hoher Berg, Namens Pic, liegt. Diesen Berg hatten wir sehr nahe und dessen Gipfel reicht viel höher über die Wolken als der Fuss. Wir kamen auch, aber in der Nacht, bei der Insel St. Antoni vorbei und sahen sie den 11. October; auch an diesem Tage kamen wir beim grünen Vorgebirge, oder nach der Landkarte genannte Capor- oder Caperdische Inseln vorbei, diese sollen, wie ich hörte, zu Afrika gehören, sie lagen uns zur linken Hand und zeigten eine unabsehliche Menge von Bergen. Der höchste davon soll 11,496 Fuss hoch seyn, also über dreimal höher als der Brocken. Am 29. October Nachmittags

passirten wir die Sonnenlinie, wo ich es aber nicht so gefunden habe, wie ich früher hörte; denn die Hitze war nicht so gross, wie man bei Euch sagt, es war nicht heisser, als wie an einem heissen Sommertag bei Euch, und nicht so, wie man mir früher sagte: dass das Schiff anbrenne, und müsse deshalb stets mit Wasser begossen werden; aber dennoch muss diese Gegend etwas besonderes an sich haben, denn vier Mann und eine Frauensperson wurden etwas weitläuftig im Kopf, welches aber nur ungefähr 8 Tage dauerte, nachher sie den völligen Besitz ihres Verstandes wieder bekamen. Und dieses soll, wie ich von den Menschen selbst gehört habe, durch grosse Kopfschmerzen entstehen.

Den 10. November sahen wir das erste Brasilische Gebirge und den 12., Nachmittags 1 Uhr, warfen wir im Hafen bei Rio de Janeiro die Anker. Dieser Hafen umschliesst die eine Hälfte der Stadt, und von der andern Seite wird sie vom Gebirge umschlossen.

Als wir unsere Ankunft durch 21 Kanonenschüsse angekündigt hatten, so war auch gleich von der hiesigen Polizei nebst Doktor auf unserm Schiffe, um die Papiere und Gesundheitsumstände zu untersuchen, und als diese für gut befunden waren, kam um 4 Uhr selbst der Kaiser auf das Schiff. Er besah die Mannschaft, die aus 263 der Zahl bestand, und fragte, ob viele Altgediente dazwischen wären und diese mussten gleich vortreten, und wie er sie durchschaut hatte, ging er wieder ab; er konnte aber nicht Deutsch sprechen. Den andern Tag wurden wir ans Land gesetzt und in Kasernen gebracht. Die sich aber hatten als Kolonisten anschreiben lassen, blieben zurück. Nun will ich mit ersteren erst fortfahren und die 49 Kolonisten zurück lassen.

Die erste Kaserne war ein Kloster, wo der Kaiser die Pfaffen (wie ich gehört) aus vertrieben hat; hier waren wir eine kurze Zeit, als wir unter die Grenadiere und Jäger vertheilt wurden; so kamen wir letzteren in eine andere Kaserne, die aber nicht weit von da ab war; die Grenadiere aber blieben und sind bis jetzt noch da, die mehrsten kamen unter die Jäger, worunter ich auch bin, nämlich bei dem zweiten Deutschen Jäger-Bataillon. Wir erhalten nun täglich 4 Wentin, die Hälfte davon wird alle fünf Tage ausbezahlt, nämlich 10 Wentin, und 10 beiden in der Massa stehn (rückständig), und dieser Rückstand wird dazu angewandt, wenn jemand, ausser seinen gelieferten Sachen, etwas an Hosen, Hemden oder Schuhbesohlen u. dgl. nöthig hat, so wird es von der Massa bezahlt, und was dann noch übrig ist, wird alle Vierteljahr ausbezahlt. Ueberdiess wird an Kleidungsstücken so viel geliefert, dass einer wohl mit auskommen kann. Wir Deutsche erhalten alle Tage ein Brod von Türkischem Weizen, ohngefähr so gross wie bei Euch 1 Groschenbrod, und zweimal Warmes zu essen, welches wir alle aber nicht gewohnt sind und mehrentheils wegwerfen. Es sind röthliche Vicebohnen, die es bei Euch auch giebt, mit etwas Essig und viel Zwiebeln und Schweineschmalz angebraten, dieses kriegen wir des Morgens 10 Uhr, und Nachmittags 4 Uhr giebt es Rindfleisch, Reissuppe mit gedörrtem Brod eingebrockt und etwas Pfefferwerk eingethan; also auch dieses Essen ist nicht so gut wie bei Euch eine Kartoffelsuppe, und das Fleisch so schlecht und kraftlos, dass es schlechter als Brod schmeckt, denn obschon zur Zeit schon einige hundert Pfund gekocht werden, so habe ich niemals ein Fettauge darauf gesehen; wenn man es in Deutch-

land hätte, so würde man es zum Leimkochen gebrauchen.

Wie lange wir dienen sollen, wissen wir nicht, auch ist uns und unsern zweijährigen Vorgängern noch kein Eid der Treue abgenommen, nur die hier früher angekommenen Schweizer, deren Zeit bald um ist, haben auf 3 Jahre kapitulirt. Von Morgens 4 Uhr bis 8 Uhr wird exiciert, von Nachmittags 4 bis 7 wieder. Das Exircitio ist zwar leicht, aber es wird Portugiesisch commandirt, welches auch sehr schwer hält zu lernen. Alle Deutsche haben eine Hautkrankheit, welches aber keine Krätze ist, und mehrere liegen hieran und an mehreren andern Krankheiten im Krankenhause. Auch liegen einige grosse Kriegsschiffe hier im Hafen, auch findet man hier von allen Gegenden Schiffe im Hafen liegen.

Das Schlafen geschieht auf einer Britsche oder Bank, eine Matte aufgelegt und mit einer wollenen Decke zugedeckt, auch bei dem Civilstande habe ich es nicht besser gesehen.

Nun will ich kürzlich von den Kolonisten erwähnen. Diese wurden nachher in ein anderes Boot geladen und jenseits des Hafens in ein Dorf, selbes man von hier sehen kann, in ein Haus zur weitern Versorgung gebracht, und den 12. November wurden sie aufs neue wieder eingeschifft und nach Porto-Allegro in die Plantasche St. Leopold gebracht. Es ist 150 Meilen von hier noch weiter nach Süden, wo es etwas kälter ist; wie man sagt, sollen sie 8 Monate lang jeden Tag 8 Wentin erhalten, dieses soll ihr Vorschuss seyn, um sich das Nöthige davon anzuschaffen, überdies wohnen sie 8 Jahre frei. Es soll aber in dieser Gegend nicht so theuer seyn als hier. Auch sollen alle Deutsche

Produkte da wachsen, nämlich Weizen, Rocken, Hafer, Kartoffeln, Flachs und Hanf, besonders aber Taback. Nur alle Arbeit, besonders Handwerksarbeit, soll da theurer seyn, wie hier. Ehe ich es aber vergessen sollte, will ich Euch erst den Werth der hiesigen Münze schreiben, 1 Wentin (Vintems) ist $1\frac{1}{4}$ ß Hamburger Kurant, 16 Wentin ist ein Potack (Potacas) oder in Hamburg ein Mark Banko, und 3 Potack ist ein Willereis oder Willeirs (Millerees) oder Spanischer Thaler, 1 Spanischer Thaler gilt in Hamburg 1 Rthlr. 12 ß.

Denjenigen Kolonisten, die Lust hatten, ihr Handwerk (wenn sie eins hatten) zu treiben, wurde erlaubt, sie könnten sich in der Stadt oder anderswo setzen, mussten sich dann bei ihrer eigenen Wahl der Kaiserlichen Hülfe und Stütze entsagen (unterschreiben). Für die Fracht bezahlen sie aber weiter nichts, und das Bürgerrecht haben sie umsonst.

Den Gesellen, die sich als Kolonisten hatten anschreiben lassen, stand es frei, sich allhier bei einem Meister in Arbeit zu gehen, mussten sich aber ebenfalls bei ihrer eignen Wahl der künftigen Fürsorge des Kaisers, wenn sie ihr eigner Herr werden wollen, entsagen und unterschreiben; sie können gehen wo sie wollen, und zahlen gleichfalls für die Reise nichts. Werden sie aber betroffen, dass sie ihr Handwerk nicht fähig sind, oder Herrn- oder Meisterlos sind und herumtreiben, so werden sie zu Soldaten genommen und müssen dann so lange dienen, wie es dem Kaiser gefällt. Vier Mann sind von unserm Schiffe in der Stadt, es ist ein Instrumentenmacher oder Tischler, ein Buchbinder, ein Tabackspinner und ein Sattler. Sie sagen, wie ich selbst gehört, sie verdienen alle Tage mittelmässig 4 Potack; beköstigen müssen sie sich aber selbst, auch zum

Theil Logis halten, einige aber haben alles bei dem Meister und verdienen ebenfalls so viel und wohl zum Theil noch mehr. Zu ihrer Erhaltung können sie mit 16, höchstens mit 24 Wentin fertig werden; die aber sparsam seyn wollen, können mit wenigerm auskommen. Die Lebensart ist beim Civil- und beim Gesellenstande weit besser als beim Soldaten, aber dennoch ohne Brot, Kartoffeln, Mehlspeise, Klösse und Suppe müssen sie leben.

Kartoffeln ist die grösste Rarität; denn wenn sie spottwohlfeil sind, so kostet das Pfund 4 Wentin; die Butter gilt über 2 bis 3 Potack; ein Ei gilt 1 Wentin und ein Pfund Schweinefleisch 5 Wentin; Rindfleisch ist billiger, aber umsonst zu theuer, denn es taugt nichts. Nur Kaffee, Zucker und Reiss ist spottwohlfeil, ersterer kostet das Pfund 5 Wentin, der Zucker ungefähr anderthalb und der Reis noch weniger.

Ich bin jetzt 350 Meilen diesseits der Sonnenlinie, und von der Linie bis Madeira sind ungefähr 600 Meilen, ohne das, was das Schiff umgefahren hat. Wenn der Wind gut war, segelten wir in 24 Stunden 50 bis 60 Meilen. Gefahr haben wir auf der See nicht erlitten und nur wenige sind krank geworden. Ein Nagelschmidtgeselle starb noch jenseits Madeira, der aber das Schiff krank betrat, und ein Knabe wurde unter der Sonnenlinie geboren. Die Tage sind hier jetzt 15 Stunden lang; es regnet sehr oft und viel. Man hat hier 2 Jahreszeiten, nämlich die trockne und die nasse genannt. Es ist jetzt die Hauptzeit, dass alles blüht und grünt, dabei ist es etwas wärmer wie bei Euch im Sommer, aber von Frost weiss man hier gar nichts, weil es immer Sommer ist. Die Früchte sind hier mehrentheils anders als bei Euch.

Jetzt seht Ihr, dass der Raum alle ist und ich schliessen muss, füge nur noch hinzu, dass ich diesen Brief bis L. durch Einschluss gesandt habe, und da habe ich einen guten Freund, der ihn Euch in ein Kouvert zustellen wird. Jetzt lebt recht wohl und versichert Euch auch die Freundschaft aus einem fremden Lande von

Eurem Bruder G. M.

(Ohne ein Jahr vergeht, schreibe ich wieder.)

II.

An den S——meister E. A. in L.

Rio Janeiro, den 18. December 1824.

Bester Freund und Wohlthäter!

Mit den besten Segen und Wünschen möge der Himmel deine Wohlthaten krönen, die Du an mir gethan hast. Möchte ich einst in den Stand kommen, dass ich auch für Dich etwas zu thun vermöchte. So lange ich aber dieses nicht kann, will ich meinen schuldigen Dank zwar nicht aufschieben, sondern Deine Wünsche (sey es auch mit etwas Mühe und wenigen Kosten verknüpft) in jedem möglichen Grade zu erfüllen suchen. Wohl also Dir, dass Du nicht nöthig hast, die Briefe Deines Freundes zu verstecken; sondern von einem jeden kannst Du frei lesen lassen. Wohl aber auch mir, dass ich etwas Schreiben gelernt habe, um mit meinem Freund in einer so fernen Gegend sprechen zu können.

Ich will mich also nicht länger mit der Vorrede aufhalten, sondern nur zur weitern Fortsetzung meiner Geschichte schreiten, theils weil es mir an Raum fehlte in meiner Freunde Brief, theils aber auch, weil ihnen manches nichts nutzet zu wissen, weil sie sich

keine Begriffe davon machen können. Dir thue ich es zu wissen, dass der Wachtmeister H . . . . zwar hier angekommen, aber gleich wieder desertirt ist. Auch sind auf einem Schiffe 8 Mann wegen einer heimlich gestifteten Rebellion erschossen worden, der Kommandeur davon hat aber sogleich bei seiner Ankunft hieselbst die Flucht ergriffen.

Alle Schiffe, die von Hamburg abgegangen, sind fast ganz glücklich hier angekommen, nur auf einem (wie man in Deutschland sagte), dass die Hälfte an den Pocken gestorben wäre, sind 5 Mann (wie ich vom Capitain selbst gehört) daran gestorben. Das Schiff, worauf ich gekommen bin, hat jetzt schon wieder geladen und wird Morgen von der Stelle rücken, ich sende mit selbigem diesen Brief. Aber noch zwei andere Colonisten- und Transportschiffe, gleichfalls aus Hamburg, liegen noch hier ohne Ladung im Hafen. Keinem Deutschen will es hier gefallen, besonders als Soldat, weil die Lebensmittel, Quartiere und Nachtläger zu schlecht sind. Die Bestrafung geschieht nach Vergehungs- und Verbrechungs-Fällen vor öffentlicher Fronte mit dünnen Rohrhieben, es giebt, nachdem die That ist, 25, 50, 100, 200. Zum weiteren bestraft man mit Festung und Todtschiessen.

Die Soldaten und Jäger werden nicht gebraucht die Wälder zu reinigen und Colonisten zu schützen; sondern den Kaiser zu sichern. Ausser uns giebt es auch noch Portugiesen und Brasilianische Soldaten, letztere sind aber mit einer blauen Jacke bekleidet (grösstentheils), viele aber haben weisse, grüne, rothe, gelbe etc., sie gehen mit blossen Füssen und haben grösstentheils Schackows auf; welche aber darunter haben alte Hüte. Auch giebt es wenig und sehr schlechte

Kavallerie allhier; es sind Portugiesen und dienen dem Kaiser zur Bedeckung, wenn er ausfährt oder reitet. Der Kaiser soll, so wie ich gehört habe, wenig zu sagen haben, sondern die Minister und Pfaffen. Das Schloss des Kaisers ist eine Stunde von hier entfernt, aber sehr schlecht, so dass es mancher deutsche Edelmann kaum mit seiner Wohnung vertauscht. Der Garten ist sehr elend und schlecht, denn nicht einmal die trockenen Bäume werden ausgerodet, und die Erde und Berge liegen noch herum, als sie vormals die Schöpfung gebildet hat. Noch schlechter aber ist die Bauart der Stadt; die höchsten Häuser sind zwei Stockwerk hoch, mit einem sehr platten Dach, weil sie keinen Bodenraum gross nöthig haben. In vielen kleinen Häusern ist gar keine Decke weiter als das Dach. Ihre Küche ist ohne Schornstein, und der Rauch zieht durch die Löcher des Dachs. Auch machen viele Leute ein Feuer auf der Strasse in einer Ecke oder Winkel an, und kochen daselbst ihre wenigen und einfachen Lebensmittel. Die Häuser sind fast alle ohne Fenster, nur zu beiden Seiten des Thür-Eingangs sind Luken, die das Tageslicht einlassen, wobei sie ihre Arbeit verrichten. Die Schneider, Gesellen und Burschen, sitzen sogar auf freier Strasse und arbeiten. Die Strassen sind enge und das schlechte Steinpflaster darauf so verfallen und ausgetreten, dass es grosse Löcher darin giebt. Auch sind sie unrein und werden nie gefegt, denn von Reinlichkeit wissen die Leute hier nichts. Der Regen aber muss den Unflath von der Strasse wegspühlen. Man findet hier in der Stadt, besonders in den Ecken nichts als Unflath, da brüten die Maden und Würmer so dick, dass es krimmelt und wimmelt, aber der grosse und anhaltende Regen tödtet sie durch

Ersäufen und Wegschwemmen. Es regnet, wenigstens so lange ich hier bin, alle 8 Tage 1 bis 2mal 24 Stunden lang immer graderunter. Aber Schutt und Säge- und Hobelspäne werden auf der Strasse verbrannt.

Fliegen giebt es hier viel, doch nicht mehr wie bei Euch im Sommer, denn auch diese werden vom Regen vertilgt, weil sie sich nicht anders als in den schmutzigen Häusern aufhalten und also nicht auf der Strasse. Mosquiten habe ich wenig gesehen, auch eben so wenig davon gelitten. Die Ameisen halten sich am häufigsten in den schlechten und schmutzigen Häusern auf; sie sind klein und halb so gross als wie Eure dortigen Feldameisen, die auch in kleinen Gesellschaften leben, und beunruhigen den Menschen im Schlaf, setzen sich in allerlei Speisen und Getränk und verzehren es. Eidexen giebt es in grosser Menge, sie laufen auf der Strasse herum; besonders in den etwas entferntern Häusern und Gärten, man sieht sie dutzendweis, ohne jemand zu schaden. Schlangen von 1 bis 4 Fuss lang halten sich ausserhalb der Stadt auf in dem Gebüsche und Gebirge, sie laufen aber, wenn sie einen Menschen erblicken. Es soll sich hier auch nahe bei der Stadt eine Klapperschlange aufhalten, deren Klappern man in der Stadt hören soll, ich aber habe sie bisher noch nicht gehört. Es giebt noch andere Art von Gewürme, die fressen nur bloss die Speisen, den Menschen thun sie aber nichts. Ratzen, Mäuse, Flöhe und Wanzen giebt es hier uicht wenig, letztere thun die Menschen sehr beunruhigen.

Alles Geld, was ich hier gesehen, besteht aus lauter Kupfer und Papier, dass es aber hier viel Gold und Silber gegeben hat, sieht man an den sehr vielen Kirchen, auch mag es dergleichen Sachen noch genug

geben, es ist nun aber nicht im Gebrauch, oder kann es wegen Mangel an Menschen nicht hervorgebracht werden. Die Kirchen sind alle echt vergoldet, und die Kronen- und andern Leuchter sind alle von Silber (hier hätte Bonaparte her müssen). Die ganze Kirche ist inwendig von Bildhauer-Arbeit; was es wohl gekostet hat? Es ist hier alles echt katholisch und die Sprache portugiesisch. Sehr viele von den hiesigen Bewohnern sind unverheirathet und kaufen sich ihre Speisen von den hiesigen Kaufleuten. Es besteht in gebratenen Fischen, Fleisch und andern Sachen, Salat von verschiedenen Sorten, und Mehl, Farin genannt, wird zugegessen. Gurken sind hier zu allen Zeiten, 2 bis 3 kosten einen Wentin. Kaufleute giebt es hier tausendweiss, sie beschäftigen sich aber alle mit Fischebraten u. s. w. Die Stadt scheint mir nicht so gross zu seyn wie Hamburg oder überdem schlecht. Es giebt hier viele Neger in der Stadt, deren Anzahl sich über 40,000 belaufen soll. Diese müssen alle Arbeit verrichten, und dagegen wenig Weisse, die sich damit beschäftigen. Für den Handwerksmann ist es hier sehr gut, denn sie verdienen 3 bis 4 mal so viel wie in Deutschland. Ich behaupte, dass wenn jemand, der sein Fach versteht und Lust zur Arbeit hat, auch dabei das Nöthige zum Anfang hat, der kann so viel verdienen, dass er nach Verlauf von 5 bis 6 Jahren wiederum nach Deutschland ziehen und sein Geld oder Zinsen sein Lebelang daselbst verzehren kann. Leder von jeder Art giebt es hier so viel und ist nur halb so theuer wie bei Euch, und dennoch gelten ein Paar kurze Stiefeln (lange werden hier nicht getragen) unter die Hose, 4 bis 5 Millereis, Mannsschuhe 2 ℘ und Frauenschuhe etwas weniger. Die Schneider-Arbeit wird sehr gut bezahlt und verdienen in einen Tag so viel, als Ihr bei Euch die ganze Woche. Schmiede- und Tischler-Arbeit ist noch weit theurer, Kohlen von Holz auch Eisen ist hier sehr viel und wohlfeil, auch giebts allerlei schönes festes Holz, denn auf einigen Stellen giebt

es so viel Mahagoniholz, dass man es zum Schiffsbau verwendet.

Wer hier nur was verdient, kann auch hier gut leben und dennoch viel Geld erwerben. 1 Bouteille Wein kostet 8, auch 10 Wentin, 1 dito Bier aber 12 bis 16 Wentin, letzteres wird hier von England gebracht. Wein wächst hier wenig, die Trauben fangen jetzt an zu reifen. Apfelsina kriegt man, wenn sie just reif und in Ueberfluss sind, 6 bis 8 Stück für einen Wentin. Zitronen habe ich noch nicht gesehen. Pfeffer wächst hier und giebts 12 Arten; wer sich bemühen will, kann Kaffeebohnen so viel aus dem Felde holen als er verbraucht, sie wachsen an dem Gehäge und Gebirge, auch sitzen sie so dicke am Baum, wie die Trauben am Weinstock. Zucker ist auch für eine Bemühung zu haben, wo und wie er aber wächst, habe ich noch nicht gesehen, allein aber ich habe das Zuckerrohr bei den Negern gesehen, die kauen das Rohr, saugen den Saft heraus und verschlucken ihn, den Ueberbleibsel werfen sie weg. Taback ist hier wohlfeil, aber so stark, dass man ihn nicht rauchen kann, für einen Wentin giebt es so viel Blätter, als man in einer Hand halten kann. Pferde sind hier gar wenig, nur Maulthiere. Schaafe und Schweine giebt es hier auch, Speck ist in grosser Menge in der Stadt, ist aber nicht geräuchert, sondern bloss gesalzen und alle 2 bis 3 Finger dick bis auf die Schwarte oder Rinde eingeschnitten. Kühe habe ich vor dem Thore auch schon gesehen, Ziegen giebts sehr viel aber etwas kleiner und sehr fett. Der Branntewein hat den Preis wie bei Euch, schmeckt aber nicht so gut. Guter Rum ist hier kaum zu haben. Ein Schillingsglas voll Milch kostet 1 Wentin. Uhren giebt es hier wenig oder gar keine, nur in der ganzen Stadt habe ich zwei Kirchen-Uhren gesehen.

Wenn es hier 8½ Uhr Vormittags ist, ist es bei Euch just 12 Uhr des Mittags. Nun lebe recht wohl und lass mich ferner für was neues sorgen. Diesen Brief sollst Du bezahlen und habe desshalb einen guten Werth, 24 ß., darauf gesetzt, damit ihn die Matrosen gewiss mitnehmen und abgeben. Dieses Geld hat W. M. in Hamburg verlegt, musst ihm solches gleich auf der Post hinüberschicken. Wenn ich wieder schreibe, wird Kaufmann S. auch was anwenden. Den andern kannst Du lesen und an meinen Schwager schicken. Herr S. wird schon ein leichtes Kouvert ummachen, versiegeln und mit Addresse versehen. G. M.

Die Bermuden-Inseln.

Bermuden- (Bermudas, Summers-) Inseln, oder spanisch, Islas de los Diabolos, Teufels-Inseln, 314° 30'—50' L., 32° 20'—30' N. Br., sind eine völlig isolirte Inselgruppe im atlantischen Meere, unterhalb des S. Lorenz-Meerbusens, 160 Meilen östlich vom Cap Hatteras, an der Ostküste von Nord-Carolina, (Vereinigte Staaten von Nord-Amerika,) dem östlichsten Punkte des festen Landes, 180 Meilen nordöstlich von der nächsten Bahama-Insel Abacu, eben so weit südlich vom Cap Sable, Neuschottlands Südwestspitze, 960 Meilen von Landsend, Englands Südwestspitze. Diese Inselgruppe, die ihr Daseyn dem grossen Gulfstrom, der sie von Nordwesten her durchfliesst —, verdankt, und die von den südlich liegenden Felsen-Inseln, S. Helena &c., so wie von den Canarien, durchaus keine Aehnlichkeit hat, ist nichts weiter, als ein einziges schmales Riff, welches sich in Gestalt eines Schäferstabes 4 Deutsche oder 21½ Englische Meilen von Nordosten nach Südwesten ausdehnt und von einer zahllosen Menge kleiner Klippen und Untiefen umgeben ist. Die Breite dieses Riffs beträgt in seiner grössten Ausdehnung, an der Krümmung in Südwesten, ¾ Deutsche (7 Englische) Meilen; daher kann der Raum, den diese Gruppe

im Meere einnimmt, höchstens 4—5 □Meilen betragen; dennoch findet man sie fast in allen Deutschen Erdbeschreibungen, Wörterbüchern &c. einstimmig auf 108 □Meilen, worunter wahrscheinlich Englische zu verstehen sind, angegeben. Auch besteht die Gruppe, die durchaus nicht zu Westindien gerechnet werden kann, nicht aus 400 Inseln und Felsen, sondern aus einer einzigen langen, höchstens eine halbe Deutsche Meile breiten Anhäufung über die Meeresfläche, welche sie beim höchsten Wasserstande nur 50—60 Fuss überragt. Die Hauptmasse, die grösste Bermuda-Insel (*great Bermuda-Island*) zieht sich von dem Felsen Kings-Castle (32° 25′ 6″ N. Br.) gerade nach Westsüdwesten und zwar im Süden, mit völlig ungetheilter, aber durch eine ununterbrochene Reihe von Klippen umgebener Küste; bei 32° 20′ 10″ N. Br., macht sie einen Bogen nach Norden, läuft nun ein wenig gekrümmt ¾ Meilen in dieser Richtung fort und endigt bei der Spitze Flemish Neck. An jener Südost-Seite hat die grosse Bermuda nur vier kleine Ankerplätze für kleine Schiffe, hinter den bemerkten Klippen, nämlich Harris Bay, Elbow Bay, Great Turtle Bay und Port Royal, welche gleich weit (etwa ½ Meile) von einander liegen. Im Osten ist Flemish Neck, die Nordspitze, durch die Heydons Bay und durch die Sandy Narrow (Enge,) die kaum 20 Fuss breit ist, von der Sommerset-Insel (½ D. Meile von Norden nach Süden) getrennt; an dem Trennpunkt hat diese Insel zwei Spitzen, wird nach und nach bis ¼ Meile breit und gewinnt dort die Gestalt eines Fünfecks. Südlich von der westlichen Ecke liegt das Küstenörtchen Sommerset und vor der östlichen Ecke das Inselchen Daniels; an der Nordwest-Seite aber die Cumberland-(Chamberlain) Bay; die Nordspitze ist gekrümmt. Die

Nordostspitze läuft in den Inseln Watfort oder Walford, Gates (Goats) und Ireland ½ Deutsche Meile nach Nordosten und die Nordostspitze von Ireland, Irelands Neck, ist hier der Schlusspunkt der Gruppe; dem nördlichen und nordöstlichen Zuge der grossen Bermuda folgt die erwähnte Klippenreihe der Südküste. Der erwähnte Bogen bildet natürlich im Norden einen grossen runden Meerbusen, the great sound, 1½ Meile von Osten nach Westen und 1¼ Meile von Norden nach Süden. Der Eingangspunkt im Westen ist Irelands Neck; von dort erstreckt sich ein fürchterliches Klippenriff mit Sandbänken ununterbrochen südöstlich nach Spanish Neck (1½ Meile). Im Mittelpunkte des Busen liegt Pearl Island, nach der innern Nordküste zu sind die drei Brothers- (Brüder-) Inseln, vor der George Bay, und Rickets Eiland. Nördlich von Port Royal geht an der Nordküste die White Hearne Bay nach Westen ein, und der Great Sound tritt mit dem Inselvollen Pagets Port nach Osten in die grosse Bermuda-Insel, die hier ihre grösste Breite gewinnt, ein. Unter den Inseln von Pagets Port, sind die Elisabeth-Insel, Agers Eiland, Dorrel Eiland und Turkey Eiland (die ganz nahe an der Ricket-Insel stösst) die grössten. Das durch Paget Port gebildete Vorland läuft nordwestlich in Spanish Point aus und östlich davon liegt Abbotts Bay. Das Vorland hat mehrere kleine Salzseen; vor Abbotts Bay ist die Küste frei von Klippen und hat eine bedeutende Tiefe (120 à 180 Klafter). Eine halbe Meile östlich von Abbotts Bay liegt Devon oder Brakish Pond, wegen eines Salzsees so genannt, und nordöstlich davon die kleine Summers-Insel (siehe unten in diesem Aufsatze). Von Devon an der Nordküste bis Harris's Bay an der Südküste, ist die hier wieder schmäler zulaufende Insel nur ⅜ Meile

breit. Nordöstlich von Devon öffnen sich an der nordöstlich hinlaufenden Küste die Flatts, eine Enge, die in einen seichten Busen, Harringston-Sound, führt, der sich eine starke Viertelmeile von Norden nach Süden erstreckt. Die grosse Bermuda schliesst ihn völlig ein; aber der ganze Rahmen ist überall nicht breiter, als eine kleine Viertelmeile und im Nordosten, wo die Washingham Bay von Osten eintritt, kaum 20 Schritte breit. Im Nordwesten, wo sich der Hafen Hamilton und weiter nach Osten, die Bayle (Barley) Bay öffnet, sind wieder überall Klippen. An der äussersten Nordostspitze der grossen Bermuda liegt Coney Island und dieses nur wenige Klafter von Burnet Point, welches die Whalebone Bay (Fischbein-Bucht) mit der Südwestspitze der zweiten Hauptinsel S. George bildet. S. George Island ist in politischer Hinsicht die wichtigste Insel, aber keineswegs die grösste; sie misst nur $\frac{3}{4}$ Meilen von Südwesten nach Nordosten, und höchstens $\frac{1}{4}$ Meile von Nordwesten nach Südosten. Sie bildet also einen schmalen Streif, der in der Mitte durch die von Südosten gehende Warsonham Bay bis auf eine, einige Klafter breite Nehrung zerschnitten wird. Nordöstlich von dieser Bay liegt an der Südseite die Hauptstadt der Bermuden, S. George, mit Warwick Fort; nördlich davon an der Nordspitze von S. George, Sandip Fort, und östlich an der Ostspitze Davers Fort (Dowrie), welches mit den drei Forts auf der südöstlich liegenden Insel Cavendish, den Eingang des Hafens S. George schützt. Das südlichste dieses Forts (Smith Fort) auf einer Klippe stösst an die Nordspitze der dritten Hauptinsel S. Davids ($\frac{1}{2}$ Meile von Osten nach Westen und $\frac{1}{4}$ Meile von Süden nach Norden), die sich südlich vor S. George hinlagert, und im Nordwesten mit Long-

bird Island auf Coney-Insel an der Nordostspitze der grossen Bermuda zuläuft. Die fast ½ Meilen lange Nordostseite der grossen Bermuda bildet mit der Südseite von Long bird- und von S. Davids-Insel den Southhampton Harbour (Hafen), der im Osten durch eine Klippenkette, die von der Südostspitze von S. Davids ausgehend, sich mittels der Coopers-, Nonsuch- und Moores-Insel in einer südwestlichen Krümmung den Klippen, wo Kings Fort und Charles Fort liegen, und also wieder der Ostspitze der grossen Bermuda, anschliesst.

Es giebt also eigentlich nur drei Bermudas-Inseln, nämlich 1. die grosse Bermuda mit der Nebeninsel Sommerset und dem Haupthafen Hamilton, 2. S. George mit der Hauptstadt gleiches Namens und 3. S. Davids mit der Coopers-Insel. Nur diese sind bewohnt. Sie gehören den Briten und bilden ein Gouvernement, welches unmittelbar mit dem Colonial-Departement in London in Verbindung steht. Politisch bilden sie folgende Cantone: 1, S. George mit dem S. Davids- und Coopers-Eiland, 2. Devonshire, der östliche Theil der grossen Bermuda, 3. Pembrokeshire, dessen mittlerer Theil im Osten des Great-Sounds liegt, und 4. Sommersettshire, die westliche Krümmung nebst der Insel gleiches Namens. Das Klima ist paradiesisch; es herrscht ein ewiger Frühling; doch sind Donnerwetter und schreckliche Orkane, die bei der geringen Breite des Landes doppelt verheerend wirken, sehr gewöhnlich. Der Boden, verwitterte Korallen und nur auf geringer Tiefe mit Erde bedeckt, ist doch höchst fruchtbar. Mais, Hanf, Flachs und Toback werden zweimal im Jahre geärndtet, Obst und Südfrüchte gedeihen herrlich, auch etwas Kaffee und Baumwolle. Man sammelt Cochenille, Perlen, Ambra &c., es giebt Schildkröten,

Schwimm- und andere, zum Theil, höchst merkwürdige Vögel und Fische, so wie auch Robben und Cetaceen in Menge. Doch herrscht Mangel an Quellwasser, auch das Brunnenwasser ist nicht trinkbar und nur wegen des häufigen Regens sind diese Inseln bewohnbar; das Wasser wird in schönen Cisternen aufbewahrt und steht unter Polizei-Aufsicht.

Die Einwohner, 1811: 4755 Weisse und 4794 Neger. 1822: 6780 Weisse (2622 freie farbige, 3006 Neger). Die Weissen sind grösstentheils Britischer Abkunft, werden durch eine Assembly, die noch im Jahre 1825 mit grosser Beharrlichkeit ihre Rechte behauptete, repräsentirt; sie treiben Segeltuch- und Leinweberei, Schiffsbau, Fischerei und besonders Wallfisch- und Cachelottsfang. Jährlich fahren 40 bis 42 Schiffe mit 3—400 Mann nach den, 190 Meilen südwestlich liegenden Turksinseln (zu den Bahama-Klippen gehörig) um dort Seesalz zu bereiten und fortzuführen. Es giebt 9 Kirchen, worunter eine Presbyterianische, 3 ordinirte Geistliche, 2 Missionäre zur Verbreitung des Christenthums unter die Neger, die hier sehr menschlich und milde behandelt werden, so wie die Weissen, äusserst kühne Seefahrer sind, und eine grosse Vorliebe für ihr seltsam gebildetes Vaterland beweisen. Die Verwaltungskosten dieser Britischen Colonie betrugen im Jahre 1823: 9827 Lstrl.

Der Handel würde weit bedeutender seyn, wenn nicht die ganze Gruppe von Korallenriffen und Sandbänken umgeben wäre; an diese bricht sich der Gulfstrom mit schrecklich gefährlicher Brandung; daher von den Schiffen diese Gruppe auch mit grosser Aengstlichkeit auf ihrer Fahrt nach Westindien &c. vermieden wird. Die Gefährlichkeit dieses Fahrwassers

bis Cap Hatteras ist heut zu Tage zum Sprichwort geworden, wie die Scylla und Charybdis bei den Alten. Es lautet das Sprichwort.:

If the Bermudas let You pass,
You 'll get it at Cape Hatteras.
(Sühnst du auch der Bermudas Hass,
So packt dich doch Cap Hatteras.)

Auch sind alle Häfen, S. George ausgenommen, seicht und nicht gut zum Einlaufen geeignet.

Die Bermuden wurden im Jahre 1504 von dem Spanier Juan Bermudez entdeckt und führen mit Recht dessen Namen; er nannte sie Teufelsinseln (Islas de los Diabolos) und eine Menge fabelhafte Sagen verbreiteten sich von dieser Seeregion, wovon sich auch im Shakespeare (siehe dessen Tempest) Spuren finden. Sie waren ein Schrecken der Westindienfahrer. Hundert Jahre später litt hier der Engländer Sir George Summer an dem, nach ihm benannten Inselchen Schiffbruch. Er bauete sich von den Cedern, die als einziger Waldbaum das Innere der grossen Bermuda bedecken, ein Schiffchen und kehrte damit nach England zurück. Die Britische Regierung liess sich durch den Verruf der Teufelei, worin diese Gegend stand, nicht abhalten, hier bald darauf, 1612, eine kleine Colonie zu stiften, die ihnen niemand streitig machte. Die Entdecker fanden keine Ureinwohner. Denn durch starke Forts vertheidigt, diente ihnen der S. George-Hafen bald als eine Station ihrer Marine, und dort schützten sie, was sie bereits in Nord-Amerika und Westindien besassen, indem sie zugleich die Colonien anderer Seemächte in Gefahr setzten. So gewannen die Bermuden mit ihrem gesunden Klima, wo sich die Mannschaften der Flotten ruhig erholen und die Schiffe

ausbessern konnten, eine bisher wenig erkannte welthistorische Wichtigkeit. Ohne die Bermuden, die, wie so viele andere Punkte, von den Spaniern gänzlich vernachlässigt wurden, wären die Briten wahrscheinlich nie zur Herrschaft über Nord-Amerika gelangt. Sonderbar genug waren die Bermuden die erste Britische Colonie, welcher vollkommen freier Handel erstattet ward. Im Jahre 1811, während die Vereinigten Staaten durch die Non-Intercourse-Act dem Britischen Handel ihre Häfen schlossen, erklärte die Britische Regierung die Häfen Hamilton und S. George für Freihäfen, um die Bürger der Vereinigten Staaten aufzumuntern, sich von dort Manufacturwaaren zu holen; aber der Congress merkte den Kunstgriff, und untersagte auch den Verkehr mit den Bermuden. Jene Häfen sind indess Freihäfen geblieben. Von dort holten sich während des Befreiungskrieges die Colombischen Independenten häufig Kriegsbedürfnisse aller Art und ihre Kaper fanden daselbst, wie in Gibraltar, bereitwillige Aufnahme und auch Gelegenheit, ihre Prisen zu verkaufen.

C. N. Röding, Dr.

Rechtshandel

des Gesandten des Freistaats Chile in England gegen den Herausgeber der *Morning-Chronicle.*

Am 19. December ward bey dem Gerichtshofe der gemeinen Rechtssachen (*common pleas*) eine sehr merkwürdige Klagsache vorgebracht, deren Ausgang beweist, welchen mächtigen Schutz die Gesandten der Süd-Amerikanischen Freistaaten vor den Englischen Gerichten finden.

Der Anwald Tindall trat am 9. Dec. vorigen Jahres für den Herrn Ypsari, ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister der Regierung des Freistaats Chile in Europa, und namentlich in Grossbritanien, auf. Dieser sei mit Vollmachten versehn, eine Anleihe für Chile zu Stande zu bringen; diese Anleihe sei unter dem Beistande der Bankiers Hullet Gebrüder, & Comp wirklich zu Stande gebracht und der Beklagte (Herr Clement, Herausgeber der schon so oft verklagten Morning-Chronicle) habe über diese Anleihe eine vorsetzlich entstellte Angabe gedruckt, eine unwahre Darstellung über die Staatseinkünfte Chile's enthaltend. Der Anwalt des Beklagten behauptete dagegen, dass die Schrift jene Bankiers nicht beschuldige, sie hätten die Absicht, Englands Volk zu betrügen.

Der Gerichts-Advokat (Sergeant) Vaughan trug die Sache den Geschwornen vor: Der Kläger, sagte er, war bereits von Chile in England beglaubigt, als jener Freistaat noch für seine Unabhängigkeit kämpfte, um sich von Spaniens drückendem Joche zu befreien; Chile bedurfte des Geldes; jeder Versuch, dasselbe in Misscredit zu setzen, oder dessen Agenten in Misstrauen zu bringen, musste für die Sache der Freiheit nachtheilig wirken. Einem Volk, dem die Freiheit theuer ist, wird alles heilig seyn, wodurch das Morgenroth der Freiheit in andern Ländern erwachen kann, und jeder hatte vielmehr die Pflicht auf sich, jenen Anstrengungen freundlich entgegen zu kommen. Arglistig und heimtückisch kleidete der Beklagte seine Schmähschrift als einen Commentar über die Rede des Herrn Canning, im Betreff der Süd-Amerikanischen Angelegenheiten, ein und legte gleichsam seine Bosheiten diesem Staatsmanne in den

Mund. Sie ward am 23. July 1825 publicirt und lautet im Wesentlichen wie folgt: „Der Kläger habe durch die Herren Hullet Gebrüder & Comp. eine Anleihe von einer Million Pf. Strl. erhoben, weil er fälschlich angegeben, dass die Einkünfte Chile's viermal so gross wären, als die Zinsen der Anleihe; er, der Kläger, habe sich mit 200000 Pf. Strl. nach Paris begeben, verwende dort das Geld zu seinem eigenen Nutzen und lebe dort mit mehr als königlichem Aufwande.“ — Nun aber kam die Anleihe bereits 1822 zu Stande und die Schmähschrift erschien drei Jahre später. Die Chilische Regierung ratificirte sie und belobte das Benehmen des Klägers, der überhaupt so rechtlich denkt, dass er nicht einmal grossen Schadenersatz für die ihm zugefügte Verunglimpfung fordert."

Don Garcia del Rio, Unterstaatssecretair der Republik Chile, der sich jetzt als Abgesandter derselben in Grossbritanien aufhält, trat als Zeuge für den Kläger, Don Jose Antonio Ypsari, der im December 1819 als bevollmächtigter Minister nach London kam, auf. Der Anwalt des Gegners leugnete dieses, da Herr Ypsari keine Bestellung als Minister besitze. — Doch der Lord Oberrichter (Chief Justice) meinte, es sei hinreichend, dass Ypsari die Funktionen eines solchen Ministers ausgeübt habe. Derselbe bekleidete in Chile die Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und über dieses Amt ward die, mit dem Siegel des Freistaats versehene Bestallung in der Urschrift dem Gerichte vorgelegt. Das Siegel ist seit 1818 gebräuchlich. Der Anwalt des Gegners erwiederte: Damals sei Chile noch nicht als Staat anerkannt gewesen. Der Lord Oberrichter aber erklärte sich wie folgt: Ob Chile jetzt schon anerkannt ist, weiss ich nicht und

geht mich nichts an; aber es bestehn hundert Staaten in der Welt, welche Grossbritaniens Regierung nie anerkannte, und welche dennoch legitime Staaten sind. Sie sind als solche zu behandeln, und kämen ihre Könige in unser Land, so würden sie gleichfalls vor unsern Gerichten Recht finden. Auf politische Chikane können wir uns hier nicht einlassen.

Don Garcia del Rio machte als Zeuge folgende Aussage: Ich war Unter-Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, als Don Bernardo O'Higgins Director in Chile war. Jenes Document ward von dem Direktor O'Higgins, als Präsidenten, und von noch einem Regierungs-Mitgliede unterzeichnet und untersiegelt, und alle Staatsdocumente werden auf dieselbe Weise unterzeichnet und untersiegelt. Es bestand eine Republikanische Regierungsform. Es bestanden Gerichtshöfe und Gesetze, denen das Volk Folge leistete. Die Republik hatte zwei und eine halbe Provinz im Besitz, die andere Hälfte der einen Provinz war von den Altspaniern besetzt, mit denen ein hartnäckiger Krieg geführt ward. Die Unabhängigkeit ward im Jahre 1818 erklärt. In jenen beiden Provinzen gab es keine Spanischen Soldaten. — Die Zinsen der Chilischen Anleihen werden regelmässig bezahlt. O'Higgins musste nachmals (1822) dem General Romano Freire weichen. Ich sah den von O'Higgins überwundenen Spanischen General Benavides hängen; dieser hatte gegen viele Patrioten eben so verfahren.

Der Lord Oberrichter erklärte aus diesen Angaben das Daseyn des Freistaats für erwiesen. — Der Notar Behn producirte einige Aktenstücke und Vollmachten, in Betreff der Anleihe, welche in der Bank

von England niedergelegt sind. Sie waren von O'Higgins unterzeichnet.

Des Gegners Anwalt meinte, da der Abgesandte damals nicht accreditirt worden sey, so habe er auch keine Anleihe contrahiren dürfen —, doch der Lord Oberrichter bemerkte, wenn jemand von einer nicht accreditirten Regierung nach England käme, um eine Anleihe zu Stande zu bringen, so sey die Anleihe als illegal zu betrachten, aber dennoch dürfe man den Partheien das Recht nicht weigern.

Herr Behn deponirte, die Verschreibung, worin die Einkünfte Chile's zum Pfande für die Zahlung der Anleihe eingesetzt werden, sey vom 21. May 1822. Auch ward ein Bon (Bond) vorgelegt, mit dem Wappen Chile's: „Ein Berg, die Anden vorstellend, worüber sich ein Stern erhebt!" Dieser Bon wäre in London ausgegeben und in Frankreich unterzeichnet. Auch ward erwiesen, dass Herr Hullet, der Contrahent der Anleihe, bestallter Consul der Republik Buenos Ayres in London sey, und zwar durch Vorlegung der Bestallung in der Urschrift. Ehe diese herbei geholt ward, zwang der Lord Oberrichter, auf Antrag des Anwalts des Gegners, den klägerischen Zeugen zum Beweise, dass es einen Staat, der Buenos Ayres heisse, in der Welt gebe. (*Prove*, sagte er, *there is such a State as Buenos Ayres, before You go farther!*) Don Garcia del Rio erklärte demnach: Ich bin vor drei Jahren in Buenos Ayres gewesen. Es ist ein Freistaat, der sich schon vor 15 Jahren für unabhängig von Spanien erklärt hat. Don Bernardino Rivadavia, dessen Handschrift ich kenne und der Herrn Hullet's Bestallung unterzeichnet hat, war Minister der auswätigen Angelegenheit n. Es giebt dort Gerichtshöfe,

denen das Volk Folge leistet, eine regelmässige Regierung und Truppen, die von geschickten Officieren befehligt werden. Ich war als Bevollmächtigter des Staates Peru daselbst. Ich habe mehrere male die Kammer der Repräsentanten in Buenos Ayres besucht; Don Martino Rodriguez verwaltete die vollziehende Macht. Das Volk war entschieden gegen Spanien. Dieselbe Gesinnung fand ich auf der ganzen Reise von Chile über die Anden nach Mendoza und von dort durch die Pampas nach Buenos Ayres; ich ging nämlich von Peru nach Chile zu Wasser, die ganze übrige Reise machte ich zu Lande und hatte also Gelegenheit die Volksgesinnung zu beobachten. Man war allenthalben gegen die Altspanier erbittert. —

Nun begann das Verhör des Herrn Hullet. Er überreichte den Prospectus der Chilischen Anleihe; darin ist nicht angeführt, das Chile's Staatseinkünfte viermal grösser sind, als die Zinsen der Anleihe. Ypsari wohnte 1819 in Leicestersquare in London. Er schien sich nicht in grosser Geldverlegenheit zu befinden. Ich schoss ihm, sagte Herr Hullet, kleine Geldsummen vor, die er mir abforderte.

Nun ward durch einen Diener des Stempel-Amts die bezüchtigte Morning-Chronicle vom 23. July 1825 vorgelegt und sodann ein Herr Newman verhört.

Ich war, deponirte dieser, während dieses Geschäfts als Commis (*Clerk*) bei Hullet angestellt. Die Bons wurden vornämlich durch mich ausgestellt und ich empfing das dafür eingehende Geld. Dieses betrug 675000 Pf. Strl. Das Geld ging durch meine Hände und ward der Regierung von Chile remittirt. Die Wechsel wurden durch jene Regierung auf Hullet & Comp. gezogen und einiges Geld baar nach Chile geschickt. Etwa

62000 Pf. Strl. gingen durch die Hände des Klägers. Er kaufte damit für die Chilische Regierung ein Schiff und bewirkte die Assecuranz baar. Es wurde Rechnung abgelegt und gebilligt.

Der Lord Oberrichter forderte nun den Anwalt des Zeitungseigenthümers, den Gerichts-Advokaten Taddy, auf, dessen Angabe zu vertheidigen. „Jene Zeitungsangabe, sprach dieser, enthält weiter nichts als eine Anführung über die Einkünfte eines im Zustande der Kindheit begriffenen Staats; darüber nicht in Irrthum zu gerathen, ist schwer. Um jene Bons als gesetzliche Schuldscheine zu betrachten, müssten sie gestempelt seyn; dennoch erhebt man mittelst dieser Privatpapiere hier zu Lande grosse Summen, und Personen, die besiegelte Papiere bei sich führen, nennen sich bevollmächtigte Minister, Consuln &c., ohne dass die Regierung Notiz von ihnen nimmt. Ueber solche Geschäfte darf sich doch wohl ein öffentliches Blatt aussprechen, und selbst die über solche Personen umlaufenden Gerüchte kund machen. — Alles in Amerika ist nach einem grösseren Maasstabe erschaffen, als in Europa, besonders ihre Seen und Flüsse und Vater Thames schrumpft erbärmlich zusammen, im Vergleich mit dem Orenoko und Amazonenstrom; so auch dieser wahrhaft ausserordentliche Gesandte, der bei allen Europäischen Höfen ernannt ist. Doch er erschien hier und negoziirte Anleihen, ohne sich mit unserm Minister der auswärtigen Angelegenheiten einzulassen. Er erschien nicht als Diplomat, sondern bloss als ein Geldborger. Er wusste im Jahre 1822 den Geldmarkt mit seinem Amerikanischen Wind in Bewegung zu setzen, verhiess zu einer Zeit grosse Vortheile, wo doch der Kampf mit der Spanischen Macht noch keineswegs entschieden war,

und noch jetzt, heisst es, sind die Dividenden mit 7 procent Decort berichtigt. Doch, ich bin nicht beauftragt, dem Kläger Bitterkeiten zu sagen. Jene Zeitungsnachricht richtet sich auch nicht gegen seine Person, sie redet bloss von ihm als ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister. Auch der Präsident von Chile, Don Bernardo O'Higgins ward nicht verunglimpft. Jene Anzeige sagte bloss: dass er den Englischen Taschen die Summe von einer Million Pf. Strl. entzogen habe, und das wird nicht geläugnet. Man sagt nicht, der Fremde sey mit dem Gelde davon gelaufen, und habe es für sich verbraucht — sondern nur mit drei Worten, er habe es von John Bull geliehen, und diesem dafür, wie Geldborger gewöhnlich thun, ein Profitchen verheissen. In andern Ländern würde man solche diplomatische Geldborger schnell über die Gränze schaffen. — Diese Verhandlungen haben nicht den Beweis herbeigeführt, dass der Kläger auch nur ein einziges Mal mit unserer Regierung in Verkehr gestanden habe; — er begab sich bloss an die Stockbörse und erliess Schuldscheine; sonst zeigte er sich nicht öffentlich. Gewiss würde er es nicht verargen können, wenn man von ihm publicirt hätte, er habe als Bevollmächtigter an der Stockbörse gehandelt. Der Zweck des Verfassers jenes Artikels der Morning Chronicle war, das Britische Volk zu warnen, nicht jenen goldnen Träumen nachzugeben, welche so viele Bewohner dieser Hauptstadt ins Verderben gebracht haben. Es ist eine Pflicht der Zeitungsschreiber, dem Publikum solche Thorheiten und deren traurige Folgen zu schildern, und ihren ganzen Einfluss aufzubieten, um ihre Mitbürger von dem Erfolg aller solcher Speculationen, die dieser Chilischen Anleihe gleichen, zu unterrichten.

Eine Anleihe, welche die Regiernng nicht genehmigt, ist als illegal zu betrachten, und wir wollen doch sehen, ob ein Zeitungsartikel, der solchen illegalen Contrakt angreift, als sträflich werde betrachtet werden. Jener Herr, der Schuldscheine ausstellte, um Geld für ein, im Revolutions-Zustande schwebendes, fernes Land zu schaffen, war dazu von der Britischen Regierung schlechterdings nicht ermächtigt. Er war kein authorisirter Agent, und konnte nicht mit öffentlichem Charakter handeln, der hochachtende Rücksicht verdient. Geschworne, welche den Verfasser eines solchen, in bester Absicht abgefassten Artikels sträflich fänden, würden ihre Pflicht und die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit verletzen. Wie kann ein Zeitungsschreiber verantwortlich seyn, weil er unrichtige Nachrichten über die Einkünfte eines so entfernten, und in unruhiger Bewegung schwebenden Staats, wie Chile war und noch ist, mittheilt? Können die Geschwornen entscheiden, ob er Recht hat, oder nicht? stand es nicht, als die Anleihe negoziirt ward, wirklich schlecht mit den Chilischen Finanzen? Das Publikum soll in der Pressfreiheit einen Schutz finden gegen die Epidemie der Speculation; der Herausgeber der Morning-Chronicle schrieb im Vertrauen auf diese, in aller Welt geltende Gerechtigkeit. Wäre dieser Schutz früher gewährt, hätte man die Warnungen in öffentlichen Blättern benutzt, so würde dem grossen Elend, welches jetzt auf unserm Geldmarkte herrscht, vorgebeugt und manches Haus von dem Verderben, worin es sich jetzt befindet, gerettet seyn. — Ich überlasse die Sache ruhig den Händen der Geschwornen, völlig überzeugt, dass dem Kläger keine Verunglimpfung seiner Ehre zugefügt ist und wenn dieses nicht der Fall scheint,

so wird auch der geringste Schadenersatz (damages) dem Zwecke der Justiz genügen.

Der Lord Ober-Richter resumirte wie folgt: „Zuvörderst eine Bemerkung über die Anführung meines gelehrten Mitbruders (learned brother) Taddy, in Betreff der Illegalität eines Geschäfts von der Art, als das war, welches der Kläger hier in England betrieb. Ich räume ein, dass kein Fremder das Recht habe, hier irgend eine Anleihe ohne Bewilligung (*consent*) der Regierung zu contrahiren; hätte ein Fremder dieses Recht, so könnte unsere Regierung in Folge der Handlungen von Individuen in einen Krieg verwickelt werden. Brächte der Kläger eine Schuldklage in Folge einer solchen Anleihe vor, so würde diese Schuldklage nicht statthaft befunden werden, und ich, der Lord Ober-Richter, würde den Kläger vorfordern, wie früher in der Sache der Griechischen Bons geschehen ist, weil solche Anleihen Grossbritanien in einen Krieg mit der Regierung verwickeln könnte, der Griechenland unterworfen war. — Ferner ward angeführt, dass es die Pflicht der öffentlichen Blätter sey, das Publikum vor betrüglichen Speculationsplanen, die so viel Elend und Verderben bewirkt haben, zu warnen. Die öffentlichen Blätter haben weder die Vollmacht, noch die Bestimmung, dergleichen vorzunehmen; doch ist nicht zu läugnen, dass sie viel Gutes bewirkt haben würden, hätten sie den Wahnsinn, womit das Publikum den Täuschungen so mancher Speculationen Gehör gab, zu heilen verstanden. Wäre jener Artikel anständig (honestly) abgefasst worden, und für einen anständigen Zweck, so würde der Verfasser derselben schlechterdings nicht verantwortlich seyn; doch im gegenwärtigen Fall hat

sich der Verfasser vergangen; der Kläger hatte allerdings illegal gehandelt, weil er eine Anleihe negozürte, aber daraus folgt nicht, dass man denselben ungestraft eines Betrugs beschuldigen darf. Der Kläger war bestellt zum ausserordentlichen Gesandten, nicht nur in England, sondern bei allen Europäischen Mächten; allerdings eine Mission von grossem Umfange, doch indem ich dieses sage, bitte ich, mich nicht misszuverstehen, weil niemand mehr als ich den Staaten von Süd-Amerika Heil und Segen wünscht, und ich die Ueberzeugung hege, dass dadurch Grossbritaniens Wohlstand und Handel zunehmen werden. Der Kläger besass Beglaubigungsbriefe für Grossbritanien, er war von seiner Regierung beauftragt, eine Anleihe zu negoziiren, welches ihm in England gelang. Die Frage ist hier, war der Staat, welcher dem Kläger diesen Auftrag ertheilte, ein unabhängiger Staat? Ein unabhängiger Staat ist ein solcher, *) wo die Vollziehungsgewalt Gehorsam findet — ein Staat, welcher zureichende Stärke besitzt, sich selbst zu vertheidigen — und wo Justizpflege geübt wird. — Aus dem Zeugenverhör ergab sich, dass nach diesen Grundsätzen Chile ein unab-

*) Diese Definition ist doch wahrlich staatsrechtlich höchst merkwürdig. Wir meinen, dass sich das staatsrechtliche Verhältniss, worin sich Chile befindet, doch wahrlich von dem, welches jetzt in Griechenland besteht, nicht wesentlich unterscheidet. — Doch räumen wir ein, dass die Relation Grossbritaniens zu der Türkei — eine andere sey, wie die Relation Grossbritaniens zu Spanien. Einen Krieg mit Spanien braucht England gar nicht zu fürchten — aber es hat Gründe, einen Krieg mit der Türkei zu vermeiden. Kurz, jene Definition des Lord Oberrichters verbreitet wirklich einen unerwarteten Lichtstral über das Dunkel der chaotischen Verwicklungen in Europa im Anfange des Jahrs 1826. A. d. H.

hängiger Staat ist. Durch diesen Staate war der Kläger ermächtigt, eine Anleihe von einer Million Pf. Strl. zu Stande zu bringen, und es ist erwiesen, dass der grösste Theil dieser Anleihe zum Nutzen jenes Staats verwandt wurde. (Der Lord Oberrichter verlas nun den gerügten Zeitungsartikel der Morning-Chronicle vom 23. July 1825.) Der Kläger, fuhr er fort, wird darin des hinterlistigen Betrugs (deceit and fraud), also grober Unsittlichkeit, beschuldigt; er habe das Englische Volk betrogen, um in Frankreich im Glanz zu leben. Ohne Zweifel ist dieses eine harte, ehrenrührige Schmähung für den Ruf eines Mannes, der sich solcher Pflichtvergessenheit nicht bewusst ist. Wäre sie auf Wahrheit begründet, so würde hier die Wahrheit an den Tag gekommen seyn. Der Kläger hat den Beklagten kühnlich zum Beweise aufgefordert; aber dieser hat keine Beweise vorzubringen gewusst, und daher können die Geschwornen ohne Weiteres zu ihrem Werke schreiten. Wenn die Eigenthümer der öffentlichen Blätter Artikel aufnehmen, die sich auf Personen beziehen, so müssen sie sich vorbereitet haben, über ihre Beschuldigungen gründliche Beweise vorzubringen.

Die Geschwornen beriethen sich etwa eine halbe Stunde, sprachen dann für den Kläger (returned a verdict for the plaintiff) und verurtheilten den Herrn William Clement in eine Geldbusse von 450 Pf. Strl. (2700 Thlr. Ld'or.)

(Die Deutschen Zeitungsschreiber und Journalisten stehn freilich unter Censur — aber sie sind doch besser daran, als jene Engländer bei ihrer Pressfreiheit, die ihnen gar oft solche grosse Summen kostet. — Die Morning-Chronicle muss in der Regel mehr als ein Mal im Jahre solche und noch grössere Summen zahlen.)

Bothschaft
des Präsidenten John Quincy Adams
bei Eröffnung des 18. Congresses der Vereinigten Staaten, am 9. December 1925.

Die alljährlich dem Congresse mitgetheilten Bothschaften sind wichtige Aktenstücke für die Amerikanische Staatsgeschichte. Die diesjährige füllt in Amerikanischen Blättern 5—6 volle Columnen. Sie ist die erste, womit Herr John Quincy Adams als Präsident debütirte, und ihre Abfassung befriedigt die Erwartungen, welche Europa von den Fähigkeiten dieses Staatsmannes hegte. Sie athmet einen ruhigen, kräftigen Geist, der sich indess eben so dreist und unbefangen ausspricht, wie es Herr James Monroe zu thun pflegte.

Die Bothschaft beginnt mit einer herzlichen Danksagung an den Schöpfer alles Guten, für die Segnungen des Wohlseyns, des Ueberflusses und des Friedens, womit seine Vaterhand das Amerikanische Volk beglückte. Dann folgt eine Art von Glückwunsch an die Europäischen Staaten, weil sie sich mit einer einzigen, allerdings beklagenswerthen Ausnahme, gleichfalls im Friedenszustande befinden und weil die meisten Regierungen ersichtlich nach dem Grundsatze verfahren, die Beglückung der Völker als den Endzweck ihrer politischen Einrichtungen zu betrachten. Dann berücksichtigt der Präsident die auswärtigen Verhältnisse der Vereinigten Staaten. Seit zehn Jahren haben dieselben die übrigen Seehandel treibenden Nationen zu bewegen gesucht, eine Gleichmässigkeit des Tonnengeldes und der Einfuhrzölle einzuführen. Dieses Anerbieten habe Grossbritanien, Schweden, die Nieder-

lande, die Hansestädte, Preussen, Sardinien, Oldenburg, Russland und, mit gewissen Einschränkungen, auch Frankreich angenommen. Dann werden der (etwas wundersamen) Anforderungen erwähnt, welche die Vereinigten Staaten an Frankreich, Neapel, Dänemark, Niederlande &c. machen, um Entschädigung für die, den Amerikanern von Buonaparte zugefügten Räubereien zu erlangen. Mit Schweden ist diese Angelegenheit zur beider Partheien Zufriedenheit bereits abgemacht. — Mit Colombia ist ein höchst liberaler Schiffahrts- und Handels-vertrag abgeschlossen, und mit andern Süd-Amerikanischen Staaten sind ähnliche Verträge dem Abschluss nahe. Höchst wichtig ist die Anzeige: „Dass die Regierung der Vereinigten Staaten die Einladung **Bolivar's**, einen bevollmächtigten Minister auf den Congress, der sich in Panama versammelt, zu senden, angenommen habe.“ (Jener Congress erhält dadurch die grosse Wichtigkeit einer allgemeinen Amerikanischen Bundes-Versammlung, da auch Brasilien sich demselben anschliesst. Die Annalen der Europäischen Staatengeschichte haben nichts Aehnliches demselben an die Seite zu stellen.) Die zur Berichtigung der Nord-Gränze der Vereinigten Staaten gegen das Britische Nord-Amerika durch den Ghenter Friedensschluss vom 20. October 1818 niedergesetzte, beiderseitige Commission wird wahrscheinlich in einer auf den 22. May 1826 vestgesetzten Zusammenkunft ihre mühevollen Arbeiten (welche mit Reisen und Aufmessungen in weglosen Wüsten verbunden waren) beendigen. Auch ist eine Commission niedergesetzt, um Eine Entschädigung für gekaperte Negersklaven — auszumitteln.

Dann geht der Präsident zu den innern Angelegenheiten der Bundes-Republik über; er anempfiehlt

eine neue Falliten-Ordnung und ein neues Gesetz zur Regulirung der Landwehr (militia) und giebt folgende Darstellung der Finanzen:

	Dollars.
Staatseinnahme (die Anleihen ungerechnet)	22000000
Staatsausgabe.	
Abbezahlte Schuld	8000000
Pensionen	1500000
Neue Vestungswerke	1500000
Vermehrung der Seemacht	500000
Ankauf Indianischer Gebietstheile	500000
Landstrassen, Canäle &c.	1000000
Zinsen der Nationalschuld	4000000
Sämmtliche Regierungskosten	7000000
Dollars	24000000

Von der am 3. März 1825 vom Congress bewilligten Anleihe von 8 Millionen brauchte also die Regierung nicht mehr, als 2 Millionen; das Einkommen warf also einen Ueberschuss von 6 Mill. ab, welche zur Tilgung der Staatsschuld verwandt wurden. Der Rest der Schuld von 81 Mill. lässt sich in 13½ Jahr tilgen. Die Organisation und Disciplin der Armee, die neue Militair- und Artillerie-Schule werden belobt. Mit den Indianer-Stämmen (also auch mit den unruhigen Creeks an Georgiens Südwestgränze) sollen nun Verträge abgeschlossen werden, die künftighin eine Botschaft näher bezeichnen wird. Alle disponibeln Ingenieure werden gebraucht, um passende Züge für Landstrassen, Canäle &c. auszumitteln!!! — Im Mittelländischen Meere, im Austral-Ocean und im Mexikanischen Meerbusen befinden sich Geschwader, um Seeraub und Sklavenhandel zu hintertreiben. Der Präsident er-

klärte sich nachdrücklich für eine bleibende Seemacht in Friedenszeiten, für die Errichtung einer Marinen-Schule &c. Die Häfen Charleston in Süd-Carolina, S. Mary an Georgien's Südgränze und andere an Florida's Küste sind untersucht und aufgemessen. Zu Pensacola in Westflorida am Mexikanischen Meerbusen ist ein Kriegswerft und ein Marinedepot angelegt. Das General-Postamt der Vereinigten Staaten, eine ganz neue Einrichtung, hat schon im ersten Jahre einen reinen Gewinn von 45000 Dollars abgeworfen. Höchst lobenswerth spricht der Präsident seinen Eifer für die Bevörderung wissenschaftlicher Bestrebungen aus. Es ist unsere Pflicht, sagt er, den edelmüthigen Anstrengungen der Regierungen Grossbritaniens, Frankreichs und Russlands, welche für die wissenschaftliche Veredlung ihrer Nationen durch Erd- und Himmelskunde so viel leisten, nachzueifern. Er anempfiehlt die Stiftung einer Hochschule der Vereinigten Staaten zu Washington und eines Observatoriums.

Das Haus der Repräsentanten, welches aus 65 Mitgliedern bestand, ist seit 1791 durch den Zutritt der neuen Staaten auf 200 gestiegen und der Senat, der damals 26 Mitglieder hatte, zählt jetzt 48. Der Zuwachs der Bevölkerung, die nach der letzten Zählung 10 Millionen beträgt, fordert eine Vermehrung der Beamten des vollziehenden Departements, besonders aber der Justizbeamten. — Auch wird eine Trennung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern, die bis jetzt vereinigt waren, nöthig seyn. — In der Unions-Hauptstadt Washington ist das Denkmal des grossen Befreiers der Vereinigten Staaten vollendet und dort wird seine Asche ruhen; auch andern Vaterlandsfreunde wird künftig diese Ehre zu Theil werden. Gegen das Ende der Botschaft äussert sich

der Präsident, wie folgt: „Der Geist der Veredlung beherrscht die Erde. Er reizt das Herz und stählt die Geisteskräfte, nicht nur die unserer Mitbürger, sondern auch die der Europäischen Nationen und ihrer Beherrscher. Während wir der höhern Vortrefflichkeit (superior excellence) unserer Staatseinrichtungen uns erfreuen — lasst uns nicht vergessen, dass **Freiheit Macht** ist (Liberty is power), dass die Nation, mit dem grössten Antheile von Freiheit beglückt, auch im Verhältniss ihrer Bevölkerung, die mächtigste Nation auf Erden seyn muss, und dass dem Menschen, nach den moralischen Zwecken des Schöpfers, darum Macht verliehen ist, um wohlthätig angewandt zu werden, zur Verbesserung seiner eigenen Lage, uud der Lage seiner Mitgeschöpfe. Während fremde Völker, weniger als wir durch die Freiheit beglückt, welche sich als Macht offenbart, mit gigantischen Schritten auf der Bahn der öffentliehen Veredlung fortwandeln, dürfen wir dann träge schlummern und der Welt kund thun, dass wir durch den Willen unserer Vollmachtgeber beschränkt sind! Hiesse das nicht, die Segnungen der Vorsehung verachten und uns auf ewig zu einer Stufe der Erniedrigung verdammen? —“

Die Vestung S. Juan de Ulua.

Von einem Militair.

Der letzte veste Punkt, welchen die Spanier an der Mexicanischen Küste noch inne hatten, das zum Schutze des Hafens Vera Cruz erbauete starke Castel S. Juan de Ulua, *) ist ihnen nun auch am 18. Nov.

*) Im ersten Bande der Amerikanischen Miszellen, S. 88, ist eine Beschreibung dieses Castels mitgetheilt. Der

1825 verloren gegangen und am 19. geräumt. So wäre denn jetzt die Frucht der Grossthaten des Hernando Cortes, eines der grössten Helden, dessen Ruhm die Weltgeschichte verewigt, gänzlieh nnd für immer verloren. Die Sonne der Spanischen Herrlichkeit, Carls V. anstaunungswürdige Schöpfung, ist in der Nacht des Fanatismus und mönchischer Verfinsterung, dem Vater des Lichts stets ein Greuel, gleich der blinden Grausamkeit des Türkenvolks, verschwunden und hat sich in einen Elend-weissagenden Cometen verwandelt, allen Völkern ein Warnungszeichen, damit sie Menschenrecht, Freiheit, Aufklärung und Bürgerglück über alles achten lernen. Doch, Ehre dem Ehre gebührt! — Die Spanischen Truppen sind mit Ehren gewichen und verdienen das Lob, sich als wackre Männer gewehrt und vertheidigt zu haben. Der Präsident der Bundes-Republik Mexiko hätte in seiner Freude-verkündenden Proklamation vom 23. November vorigen Jahrs erwähnen sollen, dass sich S. Juan de Ulua seit dem 22. May 1822, mithin drei Jahre und 180 Tage, vertheidigte, besonders gegen die höchst gefährliche Artillerie der goldnen Kugeln, denen manche weit stärkere Vestung unter ganz andern Umständen gewichen ist. Dass günstige Umstände mitwirkten, dass der Mangel an Kriegsfahrzeugen bei den Mexikanern einen wirksamen Angriff lange verzögerte, dass von Havana aus die Verproviantirung und die Ablösung und Verstärkung der Garnison mit gleichfalls rühmlicher

---

Name Ulua wird in Englischen und Französischen Blättern sehr entstellt und Uloa, Ulloa &c. geschrieben, ja sogar kurz weg San Ullao. Doch Alcedo schreibt Ulua und der Erbauer der Vestung, nachdem sie benannt ist, hiess nicht anders. D. H.

Sorgfalt mehrere Mal bewirkt ward, dass die Vertheidiger aus einer Zollerhebung von den neutralen Schiffen bedeutenden Gewinn zogen &c. &c., schmälern den Ruhm der Besatzung und ihrer braven Befehlshaber keinesweges. Denn wo alle Umstände sich nachtheilig vereinigen, muss überhaupt menschliche Kraft bald erliegen. Jene, in der Kriegsgeschichte Amerikas wahrhaftig merkwürdige Befehlshaber von S. Juan de Ulua waren der General-Major Lemaur, ein ausgezeichneter Krieger während des Kampfes der Spanier gegen Buonaparte, bis im April vorigen Jahrs, wo er schwer erkrankt nach Havana zurückkehrte; und ihm folgte der General-Major Coppinger, von Deutscher Herkunft, derselbe, der mit seinem Platzcommandanten Mariano Garcia die ehrenvolle Capitulation unterzeichnete und mit den abgezogenen, grösstentheils kranken Truppen auf der Mexikanischen Brigantine Vittoria, unter Parlamentair-Flagge, welcher Umstand bei der Uebersetzung des Artikels in manche Deutsche Blätter nicht hätte vergessen werden sollen, am 5. Dec. v. J. zu Kingston auf Jamaico anlangte. Allem Vermuthen nach war die letzte Spanische Vestung in Südamerika, Callão, welche weit schwächer als S. Juan ist, bereits um diese Zeit in den Händen der Independenten. Doch Callão hat, an der Westküste und am stillen Meere liegend, bei weitem nicht die Wichtigkeit für den Kampf der Spanischen Monarchie mit den Freistaaten, als S. Juan de Ulua. Ein kundiger Mann, der im Sommer vorigen Jahrs jene Gegend besuchte, nannte sie den Ankerplatz der letzten Hoffnung für diejenigen, welche noch den Wunsch hegen möchten, den Freistaat Mexiko anzugreifen, um ihn wieder in ein Spanisches Besitzthum zu verwandeln. Erstens war dieses Castel wichtig,

um von dort aus geheime Verbindungen mit Geistlichen und andern Menschen, die dem neuen Freistaate nicht anhängen, zu unterhalten; oft bestand zwischen Veracruz und dem Castel eine Art von Waffenstillstand, wie es der wackre Bullock im ersten Theile seiner Reise berichtet hat. Die neutralen Schiffe, das heisst, bei weitem die Mehrzahl, welche, mit Veracruz, Mexiko's Haupthafen, Handel treiben wollten, mussten, um sich nicht dem Kanonenfeuer der Batterien und der bewaffeneten Fahrzeuge der Spanier auszusetzen, an der Vestung ankern; welche Gelegenheit, allerlei Bestellungen in das feindliche Land gelangen zu lassen und gute Nachrichten von dort einzuziehen! Wirklich scheint das geheime Bureau der Befehlshaber von San Juan entweder nicht aufs beste organisirt gewesen zu seyn, oder die Stimmung muss sich gar zu nachdrücklich für die Republikanischen Grundsätze aussprechen, sonst hätte sich von dort aus in den viertehalb Jahren doch wohl ein kleiner Aufruhr an irgend einem Punkt der Küste zu Stande brigen lassen; selbst die Ordensgeistlichen müssen dort entweder paralysirt oder republicanisirt seyn, oder gar sehr ihren Einfluss eingebüsst haben. Dies ist auch wahrscheinlich der Grund, dass kein Versuch gemacht worden ist, dort Spanische Truppen aus Cuba zu sammeln, und von dort nach Veracruz, und also auf der bekannten Strasse wenigstens bis Xalapa vorzudringen, wo der Congress versammelt ist. Diese Diversion hätte, selbst wenn sie so schnell beendigt wäre, wie der Einfall der Briten in Maryland und gegen Washington im Jahre 1814, die fürchterlichsten Folgen für Mexiko's Staatscredit, für den Betrieb der Bergwerke mit Englischen Fonds &c. gehabt. Aus F. A. v. Humboldts Neuspanien (Fünfter Band S. 49)

dem klassischen Werke, welches uns über keinen Gegenstand ohne Belehrung lässt, ist die Schwierigkeit solcher Diversion zu ersehn; sie hätte sich aber doch wohl mit 10000 Mann ausführen lassen, und so viel hatten ja die Spanier auf Cuba — denn der bereits erwähnte Augenzeuge behauptet, dass die im Frühjahr 1825 auf der Insel Sacrificios &c. durch die Mexikaner angelegten Batterien keinen andern Zweck gehabt hätten, als solchen Angriff, den man an der Küste erwartete, abzuwehren; diese Batterien sollen aber keinesweges zweckmässig angelegt und hinreichend montirt gewesen seyn; hätten die Mexikaner, die an der Küste in Posten von 200 — 700 Mann vertheilt lagen, ein Treffen verloren, etwa dem bei Georgetown, unweit Washington, vergleichbar, wo die Truppen der Vereinigten Staaten den Briten weichen mussten, so hätten an der flachen Küste die Spanier entweder nach dem, mit reichen Waarenlagern angefüllten Alvarado vorgehn, oder bergauf Streifzüge wagen können. Hätte sich der Fall denken lassen, dass den Spaniern auf Cnba ein bedeutendes Heer Verbündeter — zu Hülfe gekommen wäre, dann hätte wahrlich das Castel als der Stützpunkt einer grossen Operation zur Wiedereroberung der wichtigsten und reichsten Spanischen Besitzung, welcher Spanien fast allein allen Zufluss an Reichthümern verdankte, höchst nützlich werden können. Aber es ist ein Glück, dass gerade die Parthei, welche so eifrig behauptet, es müsse in Europa alles aufgeboten werden, um Spanien wieder zum Besitze der transatlantischen Besitzungen zu verhelfen, von den frères ignorantins in Amerika's Erdkunde Unterricht genommen zu haben scheint.

Stat sich eifrig darum zu bemühen, anschauliche Kenntnisse von den Punkten zu erlangen, deren Be-

hauptung für Spanien so wichtig war, verlieren sie sich in leeres Gewäsche über angestammtes Besitzrecht und staatsrechtliche Principien, womit der geschwächten Monarchie nicht gedient ist und wodurch sie immer unglücklicher wird. So ist z. B. in der Etoile der militairischen Wichtigkeit der Vestung San Juan mit keinem Worte Erwähnung geschehn und Zeitschriften, die eine andere Tendenz haben, wie jenes Ultra-Blatt, reden erst darüber, da nun die Inselveste capitulirt hat. —

Noch viel wichtiger, als in offensiver Beziehung, war San Juan in defensiver Rücksicht als Vorposten zum Schutze für Cuba und Havana. So lange dieser Punkt von den Spaniern besetzt war, konnte von Mexico aus gegen jene wichtige Insel nichts Militairisches unternommen werden, und alles, was daselbst zur Ausführung reifte, musste kund werden, und liess sich hintertreiben. Jetzt können Mexiko, Guatemala und Colombia den Kriegshafen Veracruz unter dem Geschütz des oftgenannten Castels ruhig zur Sammlung einer Landungs-Expedition benutzen. Selbst im Falle einer Unternehmung von Cartagena aus, also südlich her, wodurch, was wohl zu merken, der Haupthafen Havana nicht unmittelbar gefährdet worden wäre, war es unvorsichtig, jenen Posten im Rücken zu lassen. — Jetzt ist die leichte Fahrt, die hinwärts den Spaniern so grosse Dienste bei San Juan's tapfrer Vertheidigung leistete, herwärts offen; von Veracruz nach Havana sind nur 200 deutsche Meilen; Strömung und Winde fördern gewöhnlich diese Fahrt nach Osten. — Die Stimmung der Einwohner von Cuba ist bekannt; England und die Vereinigten Staaten wünschen dessen gänzliche Befreyung; die dortige Kaufmannschaft sehnt sich längst nach der Aufhebung des prekären Verhält-

nisses, worunter die Geschäfte leiden und woraus nur die schlechten Seelen Gewinn ziehen, durch Sklavensmuggelei und Seeraub. Mexiko, Guatemala und Colombia würden einen Beweis unverantwortlicher Sorglosigkeit ablegen, wenn sie nicht alles aufböten, um die ihnen so gefährliche Insel Cuba der Spanischen Herrschaft zu entziehen. Bolivar wird sie schon zur Thätigkeit anzutreiben verstehen, und es scheint gewiss, dass er sogleich nach seiner Rückkehr in das durch ihn befreite Vaterländ zum Werke schreiten werde, wenn es nicht schon früher geschieht. Jedes offensive Unternehmen gegen Mexico ist durch die Capitulation von S. Juan vernichtet, und Cuba's Defensive dadurch ungemein erschwert. Die Hafen-Insel, (Cuba hat den Namen vom Französischen *Cuve*, gleichsam Hafenkübel, Plattdeutsch *Küb'n*,) bietet auf vielen Punkten Landungsplätze dar; für Truppen, wie die Colombischen und Mexicanischen, ist die Sierra de Cobre, Cuba's Hauptgebirge; worüber noch dazu einigermassen gebahnte Strassen führen, fast möchten wir sagen, ein Katzensprung — und Havana ist von der Landseite nicht zu vertheidigen. — Dabei muss bemerkt werden, dass die Spanischen Truppen auf Cuba gezwungen dahin transportirt, und keinesweges in guter Stimmmung sind, so wie auch — dass die Independenten jetzt ihre Kriegsgefangenen sehr human (nicht türkisch) behandeln, und sich mit Schiessbedarf der goldenen Kugeln versehen haben, — welche bekanntlich bei der letzten Invasion in Spanien so erstaunliche Wunder wirkten. Aus allem diesen ist unläugbar, dass Cuba, die letzte Spanische Besitzung in Amerika — da Puerto rico kaum der Erwähnung werth ist — jetzt in grosser Gefahr schwebt.

v. — — d.

Etwas über Peru und Ober-Peru.

(Eingesandt.)

Die Englischen Blätter vom Anfang des Januars enthalten einen Artikel, welcher deutlich beweis't, wie gering selbst dort, gleichsam an der Quelle, die Masse richtiger Kenntnisse über das Verhältniss der neuen Süd-Amerikanischen Freistaaten erscheint. Man fragt sich hier, heisst es in der Morning Chronicle, wer nun, da sich Ober-Peru von Nieder-Peru getrennt hat, die Peruänische Anleihe zahlen soll? etc. Nun aber ist diese Frage ein offenbarer Unsinn. Ober-Peru, zur Zeit der Spanischen Herrschaft ein Theil des Vice-Königreichs la Plata (Buenos Ayres) hat nie zu Nieder-Peru, oder zu dem eigentlich sogenannten Peru, gehört. Dieses eigentliche Peru, Hauptstadt Lima, hat jene Anleihe contrahirt, zu einer Zeit (1822), wo noch Ober-Peru, Hauptstadt Potosi, im Besitze der von la Serna, Canterac und Olaneta commandirten, königl. Spanischen Truppen war. Seit der Befreiung hat es sich nicht von Peru getrennt, sondern von den Plata-staaten, womit es in Verbindung stand, und bildet nun einen für sich bestehenden Staat. Peru kann also nicht daran denken, dass jener neue Staat einen Theil der Staatsschuld, die derselbe gar nicht contrahirt hat, übernehmen solle. Ob Peru aber, wie gleichfalls in den Blättern gefragt wird, im Stande seyn wird, diese Schuld zu zahlen, ist ein anderer Gegenstand; weil dieser Staat aber jetzt zur Ruhe gelangt ist, so scheint eine Erweiterung des Credits wahrscheinlicher, als zu der Zeit,

wo noch der Spanier im Land thät pochen.

Ist Callão über, so werden sich die Peruanichen Bons bald heben; auch ist es gewiss, dass Bolivar alles aufgeboten, um Ordnung bey der Staatsverwaltung einzuführen, und der Finanz-Minister von Peru, Pando, ist ein sehr rechtlicher, thätiger Mann.

Bolivar.

(Aus der Washington Gazette.)

Weave, weave the Patriot's crown,
Weave the wreath!
Blow the trumpet of renown,
Give it breath!
Thou has earn'd them in the fight —
Thou sword of Freedom's war,
Thou combatant for right,
Bolivar!

There's glory all thine own,
Can the light
That glitters round a Throne
Shine so bright?
Can the Crown or regal name,
The sceptre or the star,
Gain hearts like thy free fame,
Bolivar?

Has ambition led thee on?
'Tis a sway,
That mighty hearts have known
In their day.
For the victor's laurel meed
Did'st thou dare the battle scar?
Or for riches did'st thou bleed,
Bolivar?

No, no, a holier cause
Claim'd thy sword;
'Twas freedom, country, laws,
Gave the word.
And when the sabre's gleam
Call'd freemen from afar,
It was honour's purest beam,
Bolivar.

If Orinoco's waves
Wash no land
Of Helots and of Slaves,
'Twas thy hand
That rent the leader chain,
Which dragg'd them at the car
Of fierce and sullen Spain,
Bolivar!

The Andes speak thy fame,
And the shore
Of the ocean tells thy name,
Liberador!
While all hearts are turned to thee,
Their glorious guiding star,
In the world thou hast made free,
Bolivar.

Einige Bemerkungen über den Waaren-Handel Hamburg's mit Amerika.

Im Jahre 1825.

"Die Aufsätze merkantilischen Inhalts, welche die Zeitschrift Columbus von Zeit zu Zeit liefert, haben nicht die Tendenz das kaufmännische Wissen zu bereichern; denn diese würde dem reinhistorischen Zweck dieser Miscellen vielleicht nicht ent-

sprechen. Sie sind für die gebildeten Stände im Allgemeinen geschrieben, für Männer, welche die Resultate des Handels zu übersehn wünschen; sie äussern sich historisch von dem, was geschehn ist und suchen keinen andern Werth, als für den Nicht-Kaufmann anziehend zu seyn. Der Gang des Handels, des Waaren- wie des Geldhandels *) greift sich sichtlich in alle Weltbegebenheiten ein. Kein Staatsmann, kein Historiker lässt ihn jetzt ausser Acht und betrachtet den kaufmännischen Verkehr mit Recht als eines der vornehmsten Triebräder und Hebel der lebendigen Bewegung der Völker. Hyperbolisches Gerede führt zu nichts; zuverlässige Angaben führen allein zu richtigen Ansichten, und solche von wohlunterrichteten Männern gefälligst mitgetheilte Angaben zu verbreiten, dafür scheint sich diese Zeitschrift besonders zu eignen. In Rücksicht der Zusammenstellung rechnet der Verfasser der hier mitgetheilten Nachrichten auf Nachsicht, vornämlich auch auf die des kaufmännischen Publikums, und die Redaktion wird jede Berichtigung und Zurechtweisung über diesen Gegenstand mit wahrer Dankbarkeit empfangen.—"

Der direkte Verkehr Hamburgs mit Amerika **) scheint im Allgemeinen nicht zugenommen zu haben.

---

*) Möchte sich irgend ein unterrichteter Herr der für ihn gewiss leichten Arbeit unterziehn, über den Anleihenverkehr der Londoner Stadtbörse mit den Amerikanischen Staaten unpartheiische Bekanntmachungen für diese Zeitschrift zu liefern und Deutschland über diesen wichtigen Gegenstand zu belehren; er würde dadurch dem Publikum im Allgemeinen einen grossen Dienst leisten. — Bernard Cohen's Compendium of Finance. London. Philipp. 1822., ist nur in wenigen Händen und für den Ungeweihten — keinesweges verständlich. D. H.

**) Man vergleiche den Aufsatz: Deutschlands unmittelbare Handelsverbindung mit Amerika, im [illegible]sten Bande des Columbus, S. 226. —

Von den im Jahre 1825 aus der See an die Stadt gelangten 1863 Schiffe kamen:

Aus Nord-Amerika 39.
„ Westindien 79.
„ Süd-Amerika 125.

Von der Schiffszahl (1819) des Jahrs 1824 kamen:

Aus Nord-Amerika 41.
„ Westindien 72.
„ Süd-Amerika 130.

Die Zahl der aus England und Schottland grossentheils mit Ballast angelangten Schiffe wuchs hingegen bedeutend: 1824 kamen 645, 1825 112 Schiffe mehr, nämlich 757, ein Beweis, dass Grossbritanien aus Deutschland viel abzuholen hat.

Jene aus Amerika angelangten Schiffe brachten grossentheils sogenannte Colonial-Produkte, und besonders Zucker und Kaffe. Der Zufuhr an Baumwolle und der ganze Handel mit diesem, für Deutschlands Industrie so wichtigen Artikel scheint in Hamburg keine Hauptrolle zu spielen. Die ganze diesjährige Zufuhr betrug 16600 Ballen, wovon aber wenigstens die Hälfte Ostindische, Levantische, Aegyptische und Italienische war; es blieben an Amerikanischen Sorten: Georgia, Tennessee, Alabama (Nordamerikanische); Pernambuco, Maranhão, Bahia und Para (Brasilische); Cumana, la Guayra und Cartagena (Colombische); Surinam, Nickerie und S. Domingo (Westindische) 1200 Ballen auf dem Lager, nämlich 205 Nord-Amerikanische, 315 Brasilische, 180 Suronen und 400 Ballen Colombische und Westindische; 1822 war der Lagerbestand von diesen Sorten 8845 Ballen, 1823: 8460 Ballen, 1824: 3275 Ballen; woraus hervorgeht, dass die nach Hamburg gekommene Baumwolle

in dem verwichenen Jahre schnellen Abzug fand. Unter den Amerikanischen Sorten und überhaupt von Allen ist die Pernambuco-Baumwolle die geschätzteste und steht verhältnissmässig am höchsten im Preise (die Bengalische ist die wohlfeilste). Die Preise der Baumwolle fluctuirte in diesem Jahre bedeutend. In den ersten Monaten, bis Ausgang des May, war die Meinung vorherrschend, dass der Werth aller Indischen Erzeugnisse steigen werde, und die Baumwolle ward vorzugsweise ein Gegenstand der Speculation. Man glaubte, dass die Vorräthe in England sich vermindert hätten, dass die Consumtion die Production bei weitem übersteige; die Resultate der ersten zu mässigen Preisen bewerkstelligten Einkäufe fielen günstig aus, und der Speculationsgeist trieb die Preise sehr hoch. Weil nun aber, besonders im October, wo 3145 Ballen anlangten, die Zufuhr wuchs, so erfolgte eine Rückwirkung, die den Stand der weichenden Preise aller Sorten sehr precair macht. Vom Januar bis May stiegen die Preise der Nordamerikanischen Sorten von $8\frac{1}{4}$ à 11 Schilling Banco das Pfund auf 14 à $17\frac{1}{2}$ Schill.; der Südamerikanischen von $9\frac{3}{4}$ à $12\frac{1}{2}$ Schlling auf $17\frac{3}{4}$ à 20 Schll.; der Westindischen von 10 à 11 Schll. auf 14 à $18\frac{1}{2}$ Schll. Vom Juny bis December fielen die Preise wie folgt: Nord-Amerikanische von $12\frac{1}{2}$ à 16 auf 9 à $13\frac{1}{2}$ Schill.; Süd-Amerikanische von $17\frac{1}{4}$ à 18 auf $11\frac{1}{2}$ à $12\frac{1}{2}$ Schill.; Westindische von 14 à $17\frac{3}{4}$ auf $11\frac{1}{4}$ à $13\frac{1}{4}$ Schll. Die Preise standen am Ende des Jahrs also noch immer höher als am Anfange desselben.

Fast aller in Hamburg eingeführter Kaffe kommt directe aus S. Domingo, Brasilien, besonders aus Rio de Janeiro, und Havana, oder auch mittelst des Zwischenhandels aus den Vereinigten Staaten; wie wichtig aber

dieser Kaffehandel sey, beweist folgende Uebersicht von 10 Jahren:

Im Jahr.	Eingeführt.	Ausf. u. Verbrauch.	Vorrath.
1815	33,147,420 Pf.	23½ Mill. Pf.	15 Mill. Pf.
1816	29,246,580 „	33 „ „	9½ „ „
1817	27,014,900 „	30 „ „	5 „ „
1818	28,036,280 „	31 „ „	3½ „ „
1819	24,386,440 „	26½ „ „	2½ „ „
1820	22,975,860 „	23 „ „	3½ „ „
1821	21,591,160 „	22½ „ „	2½ „ „
1822	28,357,940 „	26½ „ „	4 „ „
1823	26,535,100 „	25 „ „	5½ „ „
1824	38,636,720 „	35½ „ „	9 „ „
1825	34,051,240 „	34 „ „	8½ „ „

Der Preis des S. Domingo Kaffes wechselte wie folgt: 1815: 8¾ a 9 Schilling Banco das Pfund; 1816: 7⅞ a 7¼ Schill.; 1817: 7⅞ a 8 Schill.; 1818: 9⅞ a 10 Schill.; 1819: 14⅞ a 15⅛ Schill.; 1820: 13¾ Schill.; 1821: 13⅞ Schl.; 1822: 11⅞ a 12 Schill.; 1823: 11 a 11⅛ Schill.; 1824: 8⅛ a 8¼ Schill.; 1825: 6¼ Schill. Seit 1819 sind die Kaffe-Preise in Hamburg von Jahr zu Jahr, und zwar um mehr als die Hälfte, gefallen. Die besten Sorten waren 1825 verhältnissmässig theuer (10¼ a 11¼ Schill.) während reel-ordinaire Waare zu 6¼ a 6½ Schill. Bco. zu haben war. Kaffe ist überhaupt der eigentlich currente Artikel des Einfuhr-Handels, und zwar in einem höheren Grade als der Zucker. Das Deutsche Product, der Cichorienkaffe, einst von Patrioten so warm empfohlen, wird bei den billigen Preisen des Kaffes ganz vergessen.

Die Zufuhr des Zuckers hat trotz der sehr niedrigen Preise und des geringen Abzugs sich sehr vermehrt. 1824 wurden 74,732500 Pfund in Hamburg

eingeführt; 1825: 80,715540 Pfund. Davon ward der bei weitem grösste Theil aus Brasilien und Cuba (Havana und Matanzas) hergeschafft.

Aus Bahia . . . . . . 21928 gr. Kisten à 1300 ℔.
   ⸗ Rio de Janeiro 7773 ⸗ ⸗
   ⸗ Pernambuc . . 2800 ⸗ ⸗
   ⸗ Havana u. Matanzas 41169 kl. Kisten à 830 ℔.
   ⸗ Westindien . . 36 kl. Kisten à 360 ℔ u. 538 Fässer à 800 ℔.
   ⸗ Nord Amerika 3158 ⸗ ⸗ 131 Fässer und 10891 Säcke à 90 ℔.

Portugal lieferte nur 147 gr. Kisten; Ostindien (direct) 11262 Säcke; England 1331 diverse Kisten à 830 ℔, 19276 Fässer und 4950 Säcke; Frankreich 1313 diverse Kisten, 2049 Säcke; aus Nebenplätzen (Holland &c.) kamen 1277 diverse Kisten und 111 Fässer. Ein grosser Theil dieses Rohzuckers geht, wie er ist, wieder von dannen, da die Preise der raffinirten Zuckern so unbillig niedrig stehn, dass Hamburgs treffliche Zuckerfabriken fast nur für den Bedarf der Stadt und Umgegend arbeiten. — Aus Bahia kamen im Jahre 1825 wegen der mittelmässig ausgefallenen Erndte an 13000 gr. Kisten weniger nach Hamburg als im Jahre 1824; dagegen lieferfe Cuba 17000 kl. Kisten; Nord-Amerika 2000 Kisten, und England 9000 Fässer mehr, als damals, so dass die Gesammt-Einfuhr die vorjährige um 5 Millionen ℔ übersteigt. Am Schlusse des Jahrs lagerten in Hamburg 13000 gr. Kisten Brasil; 18000 Kisten Havana, 25000 Fässer engl. Lumpen, einige 100 Kisten Muscovaden und circa 5000 Säcke Ostindische Zuckern, in Summa etwa 25 bis 26 Millionen ℔, und so war auch der Vorrath um 5 Millionen grösser als im vorigen Jahre. — Die Preise standen wie folgt:

		am 30. July 1825,	am 17. Jan. 1826,	
Havana,	weisse . . .	12 à 13 ß das ℔.	$10\frac{1}{2}$ à $12\frac{1}{2}$ ß	mit $8\frac{2}{3}$ pCt. Rabatt.
	gelbe . . .	$9\frac{1}{4}$ à $9\frac{1}{2}$ „	$9\frac{1}{4}$ „	
	braune . .	$8\frac{3}{4}$ à 9 „	$8\frac{1}{2}$ à 9 „	
Brasil,	weisse . .	$9\frac{1}{2}$ à $10\frac{3}{4}$ „	$8\frac{3}{4}$ à 10 „	
	braune . .	$8\frac{1}{4}$ à $8\frac{3}{4}$ „	$7\frac{1}{2}$ à $8\frac{1}{4}$ „	

An Rum ist wenig Vorrath; Jamaica kostet 55 à 70 Rthlr; Westindischer 46 à 48 Rthlr.

Der Amerikanische Indigo findet im Ganzen in Hamburg bei weitem nicht so viel Abnehmer als der Ostindische; und der Haupthandel mit dieser für Deutschlands Fabriken so wichtigen Farbewaare dependirt, also fortwährend ganz von England, — wo sich auch die Preise durch die Auktionen der Ostindischen Compagnie bestimmen. — Die gesammte Zufuhr betrug 4341 Kisten, 286 Suronen. Guatemala galt:

	Ende July 1825,	am 17. Jan. 1826.
Flores	$10\frac{3}{4}$ à $11\frac{1}{2}$ ℳ Bco. das ℔.	$10\frac{1}{2}$ à $11\frac{1}{2}$ ℳ Bco. das ℔.
Sobres	9 à $10\frac{1}{2}$ „	9 à $10\frac{1}{2}$ „
Cortex . . .	6 à $8\frac{3}{4}$ „	$6\frac{1}{2}$ à $8\frac{1}{2}$ „

Von Carolina Reis blieben etwa 1700 Tonnen am Markte; die 100 Pfund galten im July 1825: $14\frac{1}{2}$ a 16 Mk.; am 17. Januar 1826: 13 bis 21 Mark; der Ostindische nur 10 a $12\frac{1}{2}$ Mk.; guter Mailänder, 16 Mk.; Madagaskar; 11 a 13 Mark.

Die wichtigsten Amerikanischen Droguerie-Waaren sind: Aloë (von der Aloë spicata, aus Barbadoes) gilt 22 Mark Bco. die 100 Pfund; Copaiv-Balsam, von der Copaifera officinalis aus Brasilien, fiel im Jahre 1825 von 32 Schilling auf — 19 a 18 Schilling Banco das Pfund; Peru, Balsam, von dem Myroxylon peruiferum (aus Brasilien &c.), stieg von 52 Schilling auf 56 Schilling; Cacao, von der Theobroma Cacao aus

Brasilien, koste 15½ Schilling das Pfund; aus Caracas, der beste, fiel von 12 Schill. auf 9 a 11½ Schill., der Cacao aus Martinique gilt 7½ Schilling, Umsatz von 200000 Pfund; Biebergeil, aus Canada, stieg von 22 Mark Banco auf 26 Mark, und fiel wieder bis 23½ a 21½ Mark, während das Moskowitische von 260 Mark auf 320 Mark Bco. das Pfund stieg; Cochenille, aus Mexico und Guatemala (Einfuhr grösstentheils direkte aus Mexico — 115 Suronen, Vorrath 80 Suronen) gilt 14 a 15½ Mark Banco das Pfund; Cascarille-Rinde, von Croton Eluteria, ein Gewächs, dass sich auch häufig auf Jamaica findet, hat wenig Absatz, und fiel von 32 Mark auf 26 Mark Banco die 100 Pfund; China-Rinden aus Peru und aus Colombia, da Quito (jetzt Departamento Ecuador) auch dazu gehört, vielleicht der wichtigste Drogerie-Artikel aus Amerika von mehreren Cinchona-Arten — der Hauptabsatz concentrirte sich zugleich auf eine der schwächsten und auf eine der kräftigsten Sorten, auf die China Loxa *) und China regia. Beide Sorten hielten sich gegen andere wirksame ausser Verhältniss hoch, obgleich nur die China regia, wegen Mangel an Vorrath (an 90000 Pfund sind versandt) im Steigen, die China Loxa hingegen wegen der häufigen, nach einander angelangten Zufuhren, im Weichen ist. Die China regia stieg von 43 a 63 Schill. auf 60 a 80 Schilling Banco das Pfund; die Loxa wich von 68 a 84 Schill. auf 48 a 72 Schill. Diese Sorte

*) Diese Rinde hat ihren Namen von der Stadt Loja (Loxa) nahe an Peru's Gränze, 15 Meilen westlich vom Hafen Tumbez am stillen Meere, aber durch fast unübersteigliche Gebirge (die Anden) davon getrennt, 60 Meilen südlich von Quito; sie liegt im Departamento Ecuador, in der Intendanz Cuenca. d. H.

wird überhaupt nur ihres frischen Ansehens wegen bezahlt, da sich ihr innerer Gehalt an China-Salz gegen die Regia nur wie 1½ zu 30, gegen harte Flava wie 1½ zu 14; gegen Huamalies wie 1½ zu 16; und gegen Huanuco wie 1½ zu 30—43 verhält. Die Huamalies-Rinde *) (braune China) galt nicht mehr als 14 a 44 Schilling das Pfund; die Huanuco-Rinde (graue China) 26 a 80 Schill. Die letztere ward erst gegen das Ende des Jahrs zu herabgesetzten Preisen beachtet; die Flava-Sorte gilt 8 a 10 Schill.; die rubra, die nicht unbeachtet blieb. 4½ a 5½ Mark Banco das Pfund. (In Hamburg wird viel China-Salz in einer der vorzüglichsten Officinen bereitet, und in bedeutenden Parthieen ausgeführt.) — Blauholz aus Campeche (Mexico), von Haematoxilon campechianum, gilt 6½ Mark Bco. die 100 Pf.; aus Honduras (Guatemala), 5½ Mark; aus Jamaica 5½ Mark; Gelbholz aus Westindien, Cuba, Puertorico &c. 6 a 9 Mark; Rothholz aus Pernambuco stieg von 57 a 61 Mark auf 81 a 86 Mark, und fiel wieder auf 62 a 60 Mark (wenig Vorrath); S. Marta (Nicaragua, ein Rothholz, Republik Guatemala) 10 a 22 Mark; Queer-Citron aus Westindien, 8 a 9¼ Mark Bco. die 100 Pfund; Gummi elasticum, 20 a 32 Mark Bco.

---

*) Anmerk. Die Huamalies und Huanuco-Rinden führen ihre Namen von zwei an einander stossenden goldreichen Distrikten von Nieder-Peru, die östlich mitten in dem Andengebirge liegen. Der Hauptort von Huamalies, Huallanga, liegt 50 Meilen nordöstlich von Lima; das Distrikt Huanuco liegt südöstlich von Huamalies und der Hauptort Huanuco 40 Meilen nordöstlich von Lima. Die übrigen hier genannten China-Rinden kommen meistens aus dem innern westlichen Colombia (vormals Vicekönigreich Neu-Grenada), vom Magdalenenstrom, vom Cauca z. B. aus Cali (48 Meilen südwestlich von Bogota, daher Cali saya) aus dem Gebirge bei Bogota u. s. w.

die 100 Pf.; Copal-Gummi, 12 a 34 Mark; Guajak-Harz von Guajacum officinale 12 a 30 Mark; Gummi Elemi, von Amyris elemifera, 16 a 18 Mark; Harz, braun und hellbraun, aus Nord-Amerika, viel eingeführt, 3½ a 5½ Mark die 100 Pf.; Guajac oder Pockholz, von Guajacum officinale aus Westindien, 12 Mk. Courant die 100 Pf.; Quassia-Holz, von der Quassia excelsa aus Jamaica, 14 Mark Banco; aus Surinam, 14½ Mark; Sassafras, vom Laurus Sassafras, wächst fast allenthalben in Amerika und doch wenig Zufuhr, stieg von 6 auf 7 Mark Bco. die 100 Pf.; Sandelholz aus Chile, vom Pterocarpus santalinus, 8 Mark Bco. die 100 Pfund; Ricinus-Oel, vom Ricinus communis, 9 a 28 Schilling die Flasche; Gewürz-Nelken aus Cayenne, 26 a 26½ Schill. Bco. das Pf.; Orlean, eine gelb-rothe Farbe, von der Bixa Orellana aus Westindien, 13½ Schill. das Pfund; Piment (Englisches Gewürz) von Myrtus Pimenta aus Westindien, stieg von 9½ Schilling auf 11 a 11½ Schill. das Pfund; Spanischer oder Chile-Pfeffer, von Capsicum annuum aus Westindien und Südamerika stieg von 3 a 5½ Schill. auf 7 a 10 Schill. Langer oder Cajenne-Pfeffer. von Capsicum baccatum, 6½ Schill. das Pf.; Jalappenwurzel, von der Ipomaea Jalapa aus Mexico, stieg von 17 auf 17½ Schill. Bco. das Pfund; Ipecacuanha-Wurzel, von der Cephaëlis Ipecacuanha aus Brasilien, 4½ a 4¾ Mark Bco. das Pfund; Sassaparille, von Smilax syphilitica (Humbold) vom Orenoco und aus Brasilien, 28 Schill. das Pf., aus Honduras, 20 a 22 Schill. das Pfund, aus Vera Cruz, 13 Schill. das Pfund; Virginische Schlangenwurz, (von der Aristolochia Serpentaria) aus Nordamerika, 16 Schill. das Pfund; Rhatania-Wurzel von der Krameria triandra, aus Peru und Colombia, gilt 27 Schill. Bco. das

Pfund; Senega-Wurzel, aus Virginien und Pennsylvanien von Polygala Senega, fiel von 48 Schill. Bco. das Pfund auf 28 Schill.; Wallrath (Sperma Ceti, vom Physeter macrocephalus, Cachelot) aus Nord-Amerika, 24 Schilling das Pfund (NB. weisses Wachs, welches viel nach Amerika hingeführt wird, kostet 26 Mark die 100 Pfund, also nur $4\frac{4}{25}$ Schill. das Pfund; Vanille, von Epidendron Vanilla aus Mexico und Colombia, wo auf den Bergen bei Bogota das Rindvieh das Schlingkraut, woran die kostbare Schote wächst, frisst und zertritt, und aus Nord-Brasilien, stieg im July von 40 a 115 Mark Bco. das Pfund, auf 80 a 165 Mk. und fiel wieder auf 70 a 145 Mark Banco.

(Ueber den Tobak-Handel &c. wird Einiges im Märzheft nachgeliefert.)

Wie gelangte der Freistaat Colombia zur Unabhängigkeit?

Ein historischer Versuch.

Vorwort.

Der Verfasser dieses Versuchs hat selbst unter gebildeten Männern an Orten, wo viel Handelsleben herrscht, ganz wirrige und irrige Vorstellungen von diesem Freistaat gefunden; ja ein junger Buchhändler verwechselte sogar unsern Columbus mit Colombia, und meynte, die Zeitschrift handle blos von der neuen Republik. Noch auffallender aber ist die fehlerhafte Vorstellung in einem übrigens sehr schätzbaren Handbuch der Geographie und Statistik (3ter Band, 5te Auflage 1826), wo das vormalige Spanische Vice-König-

reich Neu-Granada, mit dem Zusatze jetzt Colombia (S. 684) beschrieben, die neue, nunmehr allein geltende Eintheilung nicht berücksichtigt, und überhaupt das Abgeschafte mit dem Bestehenden auf eine störende Weise verwechselt ist. Auch ist Colombia durchaus nicht, wie S. 694 angeführt wird, ein Conföderativstaat. Diese Auseinandersetzung ist um so nothwendiger, da eine historische Darstellung der Befreiung dieses Theils von Südamerika, durchaus von vorne herein unverständlich ist, wenn die auffallende Verschiedenheit der einzelnen Bestandtheile nicht sorgfältig beachtet wird. Die vereinigten Staaten von Nordamerika waren, als dort die Revolution 1774 ausbrach, sämmtlich Britische sogenannte Ackerbau- und Plantagen-Colonien, oder Provinzen, alle dreizehn mit einer im Wesentlichen gleichen Verfassung, die mit gewissen nothwendigen Abänderungen noch jetzt fortdauert. Mexico, vormals Neu-Spanien, bildete nebst den Provincias internas und den Provincias externas, welche General-Kommandanten verwalteten, ein völlig und in sich abgeschlossenes Spanisches Königreich (reyno), unter einem vom Könige von Spanien ernannten, und nur diesem verantwortlichen Vice- oder Unterkönig. Die vormaligen Obergerichts-Kreise (Intendancias) bilden jetzt, eben so wie die vormaligen, Britischen Provinzen in Nord-Amerika, einzelne Staaten, die sich zu einer Bundesrepublik, etwa wie die Schweizerische Eidgenossenschaft, vereinigt haben, zur Behauptung ihrer Freiheit und Sicherheit gegen die Angriffe fremder Mächte und zur Handhabung der Ordnung im Innern. Ein ganz ähnlicher Fall ist mit der vormaligen Generalcapitania Guatemala (Bundes-Republik Mittel-Amerika) eingetreten, wo ein General-Ca-

pitane im Namen des Königs von Spanien regierte. Auch die Platastaaten machten zur Zeit der Spanischen Herrschaft ein sehr grosses Vicekönigreich aus, welches in Buenos-Ayres, durch einen Vicekönig bis 1810 beherrscht ward, und bildet nun, nach vielen innern Kämpfen, einen Bundesstaat, wovon sich aber der nördliche Theil im Innern, Oberperu, abgetrennt hat, welches seit dem 6ten August 1825 ein besondern Bundesstaat für sich ausmacht. Peru, unter dem Namen Lima ein Spanisches Vicekönigreich, und Chile, vormals eine General-Capitania, sind bis jetzt nach dem Beispiele, von Colombia, Central-Republiken, das heisst, sie werden nach den Grundsätzen der Constitution ganz auf die Weise von der General-Regierung unter Aufsicht gehalten, wie die General-Regierung der Vereinigten Staaten den Distrikt Columbia, mit der Hauptstadt Washington und die noch nicht zu Staaten erhobenen Gebiete (Territories) regiert. Die Bestandtheile von Colombia, Peru und Chile sind und heissen, nicht wie die Bestandtheile von Mexico, Guatemala und der Plata-Republik Estados, Staaten, sondern Departamentos, Kreise; diese halten Wahlversammlungen, haben aber keine besondere Landesgemeinden und sind auch in Rücksicht der innern Verwaltung abhängig von der General-Regierung, welches in jedem Departamento die höchsten Behörden bestellt. In Chile scheint diese Verfassung noch nicht völlig organisirt, und der Grund innerer Unzufriedenheit; in Peru hat Bolivar sie seit 1823 eingeführt, in Colombia aber besteht sie ausgebildet, und war eine nothwendige Folge der Umstände, worunter sich dort Selbstständigkeit und Unabhängigkeit entwickelten. Ohne diesen, unsers Wissens noch nirgend deutlich

angegebenen wesentlichen Unterschied, der unter diesen neuen Republiken herrscht, scharf ins Auge zu fassen, ist kein Verständniss ihrer Geschichte möglich, und man könnte behaupten, dass alles und jedes, was sich in Englischen Werken über diesen neuen Gegenstand zerstreut findet, nichts weiter als eine unzusammenhangende Masse gedankenlos aufgerafter Materialien sey, die zum Theil wie in Mollien, den Stempel absichtlicher, partheilicher Entstellung an sich tragen. Um so mehr aber muss der erste Versuch eines Deutschen, Licht und Ordnung in diesen Chaos zu bringen, auf Nachsicht Anspruch machen — da überhaupt der Genius der Zeit in Amerika, seine dortigen Werke noch nicht vollendet hat, und sie gleichsam nur erst als Skizzen entworfen sind. Daher lassen sich auch über die dortigen Begebenheiten nur Skizzen und Versuche liefern, die nur durch das augenblickliche politische und merkantilische Interesse einen Nennwerth erhalten, und solche Arbeiten können sich kein wissentschaftliches Verdienst anmassen.

Welche Theile des vormals Spanischen Südamerika bilden den heutigen Freistaat Colombia?

Die ganze Nordküste von Südamerika, die auf einer Strecke von 350 Deutschen Meilen ans Westindische Meer stösst, und dann noch 40 Meilen von der Britischen Insel Trinidad nach Südosten ans Atlantische Meer, welches dort den grossen Orenokostrom mit etwa funfzig Mündungen aufnimmt bis an die Gränze des Niederländischen Südamerika (Surinam) erstreckt, gehört zum Freistaat Colombia; an dieser Nordküste

liegen die jetzt so oft genannten See- und Handelsplätze: Cumana, La Guayra (Caracas), Puerto Cabello, Maracaybo, S. Marta und Cartagena und nur 10 Meilen von der Küste die Niederländische Insel Curaçao — die nächste grössere Britische Insel ist Jamaica; sie liegt 120 Meilen nördlich von Cartagena. Gegen Süden gränzen Colombia's Wildnisse an das gleichfalls dort fast gar nicht angebaute Brasilien, und weiter nach Westen an den Amazonenstrom (Marañon) der die Gränze gegen Peru bildet die endlich durch das Küstenflüsschen Tumbez, welches ins stille Meer geht, daselbst vollendet wird. Im Westen stösst Colombia ans stille Meer; an der Nord-West-Ecke läuft die Erdenge Darien oder Panama, die Südamerika mit Nordamerika verbindet, nach Westen und schliesst sich dort der Bundes-Republik Guatemala an; der Chiriqui dient als Gränzscheide.

Colombia (13° 40′ N. Br. bis 6° S. Br. 294° 40′ — 320′ w. L.) umfasst einen Raum von 63575 — 88000 □M. und höchstens $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen. Diese Ländermasse bestand zur Zeit der Spanischen Herrschaft aus folgenden, auch in ihrer natürlichen Beschaffenheit höchst verschiedenartigen Bestandtheilen:

I. Die General-Capitania Caracas, welche jetzt die Osthälfte des Freistaats bildet, und damals aus den sieben Provinzen Guiana am Orenoko, Neu-Andalusien, Hauptstadt Cumana, Neu-Barcelona, Venezuela, Varinas, Coro und Maracaybo bestand, und jetzt seit dem 12ten July 1824 die Departamentos

Orenoko, Hauptstadt Cumana (mit der Insel Margarita),
Venezuela, Hauptstadt Caracas,
Apuré, Hauptstadt Varinas,

Sulia, Hauptstadt Maracaybo, ausmacht.

II. Das Vicekönigreich Neu-Granada, welches jetzt die Nordhälfte des westlichen Theils von Colombia bildet, bestand damals aus den Provinzen: S. Marta, Cartagena, Panama, Choco, Antioquia, S. Fe de Bogota, Casinare und Popayan, und jetzt aus den Departamentos

Boyaca, Hauptstadt Tunja,
Cundinamarca, Hauptstadt Bogota,
Magdalena, Hauptstadt Cartagena,
Cauca, Hauptstadt Popayan,
Ystmo, Hauptstadt Panama.

III. Die General-Capitania Quito, welche jetzt die Südhälfte des westlichen Theils des Freistaats bildet, ward von einem General-Commandanten, der unter dem Vicekönig von Neu-Granada stand, regiert, zerfällt in zehn Intendancias: Barbacoa, Pastos, Atacames, Quito, Riobamba, Guayaquil, Macas, Cuenca, Loxa und Jaen de Bracamoros, welchen jetzt die Departamentos

Ecuador, Hauptstadt Quito,
Assuay, Hauptstadt Cuenca,
Guayaquil, Hauptstadt Guayaquil, Seehafen am stillen Meere, wozu die Gallopagos-Inseln gehören, ausmacht.

Der westliche Theil (Neu-Granada und Quito) ist von dem höchsten Andengebirge durchschnitten; ein so wildes, schroff eingeschnittenes Terrain von solcher Ausdehnung findet sich auf Erden nicht wieder; nur drei Hauptthäler öffnen sich dort nach Norden: das des Atrato, des Magdalenenstroms mit dem Cauca und das der Sulia; westwärts nach dem stillen Meere (Mare pacifico) zu, sind nur Küstenflüsse, und die Meerbusen Buenaventura und Guayaquil. Der östliche Theil

(Caracas) hat hingegen nur ein ganz nahe an die Küste hin laufendes Gebirge, welches steil oft 9000 Fuss empor ragt, gleichsam als ein Wall, um das Eindringen ins Innre zu wehren. Südlich von diesem Gebirge ist eine ununterbrochene Ebene (die llanos) voll grosser Nebenflüsse des gewaltigen Orenoco mit einer ganz allmähligen Abdachung zum Atlantischen Meere hin. Der Küstenstrich, wo Caracas liegt, sieht noch aus wie ein Gebirgsland, liefert aber keine edle Metalle, und ward aus dieser Ursache seit der Eroberung von den Spaniern ungemein vernachlässigt. Missionäre begaben sich in die flachen, ungesunden Wildnisse, um die dort umherziehenden wilden Indianer zu bekehren; ihnen folgten arme, aber erwerbsame Ausgewanderte der Canarischen Inseln, die mit den bekehrten Ureinwohnern und einigen eingeführten Negern nach und nach einzelne Stellen urbar machten und vornämlich Hornvieh-, Pferde- und Maulthierzuht, wofür das Land sich besonders eignet, mit grossem Erfolge betrieben. Dieser Betrieb wirkte auf die Küstenorte, die eigentlich nur mit Spanien handeln sollten, aber bald die vielen Buchten, welche die Spanischen Küstenwächter nicht zu besetzen vermochten, benutzten, um mit dort eingelaufenen Britischen und Niederländischen Schiffen zu handeln. So bildete sich hier nach und nach ein Völkchen, welches, obgleich von wunderbar gemischter Rasse, doch in Rücksicht des Erwerbfleisses Aehnliches von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hat und welches, vermöge seiner Nahrungszweige, den Druck, womit Spanien seine Colonien belastete, weit mehr, als die übrigen Colonisten fühlten. Durch die Agricultural-Beschäftigung verlor sich hier mehr, als in irgend einer Colonie, de rUnterschied zwischen denherrschenden

Spaniern (Hidalgos) und den dienenden Ureinwohnern; die weisse Rasse mischte sich mit der braunen, die eingewanderten Canarier und Catalanen waren so arm, als jene nackten Wilden selbst. Nur in den Städten gab es Spanische Behörden und weil kein Signor Don Lust hatte, sich in dem Lande aufzuhalten, wo es kein Gold gab; so waren die von Spanien hergesandten Champetons meistens sehr arme Menschen oder auch Individuen, die man wegen ihres Benehmens aus andern Spanischen Colonien entfernt hatte; dadurch gerieth der eingeborne Spanier hier früher als anderswo in Amerika in Hass und Verachtung. In späterer Zeit wurden hier manche junge Männer, die sich in Spanien oder Mexico wegen freisinniger Grundsätze verdächtig gemacht hatten, als Unterbeamten hingebannt. — Diese fanden unter den Kaufleuten in den Städten, und bei den Landbauern in den Ebnen Freunde. Nirgend im Spanischen Süd-Ameriha sind frühzeitiger geheime Verbindungen unter den Creolen entstanden, als hier. Man las hier frühzeitig französische Bücher, nahm Interesse an dem, was in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten vorging und sehnte sich vornämlich, ungeachtet der Schleichhandel im Grossen betrieben ward, nach gänzlicher Befreiung von den drückenden Fesseln des Mutterlandes, für dessen Ansehn die Masse der Bevölkerung gar keinen Sinn hatte. Diese Stimmung herrschte schon in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts in Caracas, Cumana, in den Llanos und besonders auch in S. Tomas de Angostura am Orenoco fast allgemein, obgleich sie sich nicht gegen Fremde aussprach, weil diese entweder Altspanier waren, oder doch mit diesen in Verbindung standen; gegen Kaufleute, die dort Schleichhandel

trieben, äusserten sich aber die Creolen desto unbefangener.

Diese revolutionäre Stimmung erstreckte sich nicht weiter westlich als höchstens bis Maracaybo —; in Cartagena, in Santa Fe de Bogota und überall im ganzen Vicekönigreich Neu-Granada zeigte sich davon keine Spur; eben so wenig in Quito, welches mit Neu-Granada in genauer Beziehung stand. Das ganze westliche Gebirgsland war von den Eroberern den Ureinwohnern, die, in Rücksicht der Sprache und Bildung, grosse Aehnlichkeit mit den Peruanern zeigten, abgenommen worden. Diese Ueberwundenen bildeten nebst den Negern, deren Zahl jedoch höchstens nur 100,000 betrug, und den weit zahlreicheren Mischlingen eine Art von Pöbel, die der Nachkomme der Eroberer mit Spanischem Stolze verachtete und im Zaume halten musste. Der Creole schloss sich hier, kleine Anomalien leicht beseitigend, den abgeschickten Beamten, die gerne in diese reichen Bergwerksprovinzen eintraten — näher an. Der Ackerbau, von jenen farbigen Menschen, die unter der Peitsche standen, betrieben, war nicht unbedeutend, doch weit ergiebiger der Bergbau; der Handel beschränkte sich auf Cartagena und S. Marta; die Kaufleute in dem letzten Orte gewannen bedeutend durch das Monopol und waren daher, wenn sie auch gelegentlich einige Smuggelei mit Jamaica trieben, dennoch der Spanischen Regierung vom Herzen ergeben; auch war kein Curaçao so nahe, dass Expeditionen in einer Nacht abzumachen gewesen wären; das coupirte Terrain verhinderte die Zufuhr aus dem Innern; auch gab es dort keine industriöse Bevölkerung, wie in Aragua und Pão, südlich von Cumana. Die Indianer waren zu sehr eingeschüchtert, um Grosses zu unternehmen; und die

Sicherheit des Eigenthums und des Lebens der Creolen und Altspanier hing von der Behauptung der Spanischen Herrschaft ab.

So bildete Ost- und West-Colombia zwei heterogene Elemente, deren Zusammenschmelzung nur durch eine ganz sonderbare Vereinigung vermittelnder Umstände zu bewirken gewesen ist. Dort, wie in mancher andern Monarchie hielt ein Bestandtheil den andern nieder; von Westen her, aus den reichen, starkbesetzten Häfen von Neu-Granada, vornämlich aus Cartagena, konnten leicht Truppen nach Venezuela und Cumana geschafft werden; die Spanier in Neu-Granada waren, durch den damals noch ergiebigen Bergbau bereichert, weit wohlhabender als die fleissigen Bewohner jener vernachlässigten Gegend, die frühzeitig in den Verruf kam, in jeder Rücksicht nicht viel zu taugen.

Erste Vorboten einer revolutionären Erschütterung.

Als sich im Jahre 1781 die Vereinigten Nord-Amerikanischen Provinzen von Grossbritanien's mildem Zepter durch einen glücklichen Kampf, den Spanien und Frankreich, also die beiden Könige vom bourbonischen Herrscherstamme, so nachdrücklich unterstützt hatten, losrissen, fasste die Spanische Regierung noch keine Besorgniss; als aber die Französische Revolution 1789 ausbrach, befürchteten sie, dergleichen könne sich auch wohl in ihren Colonien ereignen. Die Vicekönige und General Capitanos wurden demnächst instruirt, wegen dortiger revolutionärer Umtriebe (Upsat) auf der Hut zu seyn; auch ward die Errichtung von Milizen anbefohlen. Nun glaubte man in allen Verbindungen, welche die Verbreitung der Aufklärung — zum Zwecke hatten, den Keim der Empörung zu erblicken; man verbot

die Errichtung von Buchdruckereien in Städten von 40 bis 50000 Einwohnern, man bezüchtigte friedliche Bürger, welche auf ihren Landhäusern heimlich die Werke von Montesquieu, Robertson, Rousseau, Raynal und Voltaire — lasen, des Revolutionsgeistes. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Spanien und Frankreich glaubte der Vicekönig in Santa Fe de Bogota an eine Verschwörung gegen seine Regierung; Kaufleute in Cartagena, welche durch den Handel mit dem Spanischen Antheil von S. Domingo Französische Zeitschriften erhalten hatten, wurden in Fesseln, und sechszehnjährige Jünglinge auf die Folter gelegt, um ihnen Geheimnisse zu entreissen, wovon sie nichts wussten. Dass sie mit ausgestreckten Gliedmaassen nicht gerade Liebe für die bestehende Regierung fassten, war sehr natürlich.

Indess blieb alles beim Alten, alle Misbräuche wurden verewigt, alle Bedrückungen dauerten fort; die einträglichsten Aemter fielen eingewanderten Spaniern zu, selbst die Bisthümer, die reichbegabt zu Popayan, Cartagena, S. Marta, Merida, S. Tomas de Angostura, Antioquia, Cuenca, Maynas und Panama bestanden; vornämlich aber die Erzbisthümer von S. Fe und Caracas, die jährlich wenigstens 300000 Piaster abwarfen.*)

*) Zur grossen Bedrückung des Volks befanden sich um diese Zeit in Neu-Granada 3600 Mann Linien-Truppen und 8400 Mann Milizen, die aber zum Theil nur mit hölzernen Flinten versehn waren. Die Zahl der Truppen in Caracas, wo vor 1768 noch gar keine Linien-Truppen standen, betrug 11900 Mann und unter diesen waren nur 2500 Mann Altspanier. Die Errichtung der Milizen, wodurch man eine Revolution zu unterdrücken hoffte, hatte die gefährliche Folge, dass die Creolen zuerst in den Waffen geübt wurden, die sie gar bald gegen ihre Unterdrücker kehrten.

Im Jahre 1796 ward in Caracas, dem Geburtsorte Bolivar's (geb. den 25. July 1785), der erste Versuch gemacht, die Spanische Regierung, die durch ihre mistrauische Politik die Geister gereizt hatte, zu stürzen. In dieser Stadt, die mittels des Hafens la Guayra häufigen Verkehr mit den Vereinigten Staaten und den fremden Colonien unterhielt, verbanden sich: Don Jose España, ein reicher Kaufmann, Don Manuel Gual, ein Officier vom Ingenieur-Corps, welcher in la Guayra lebte, der nachmals so berühmt gewordene Don A. Nariño (siehe Columbus I. 529), um unter Begünstigung der Britischen Regierung, die, damals mit Spanien in Krieg begriffen, dies Unternehmen zu unterstützen versprach, die 7 Provinzen der General-Capitania Caracas: Guiana, Neu-Andalusien, Neu-Barcelona, Venezuela, dessen Hauptstadt schon damals Caracas war, Varinas, Coro und Maracaybo unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Südamerika (*Las siete provincias unidas de la America meridional*) zu befreien und zu verbinden. Gerade um diese Zeit eroberte der Britische Admiral Abercrombie, am 16. Febr. 1797, die Spanische Insel Trinidad — aber die Verschwörung ward entdeckt und die Verbündeten wurden vertilgt, ehe der allgemeine Aufstand statt finden konnte. España empfing den Tod mit dem Muthe eines Mannes, der für die Ausführung grosser Pläne geschaffen ist, und Gual starb auf der Insel Trinidad. (M. sehe Depons Voyage à la Terre ferme, Bd. 1, S. 228—233 und F. A. v. Humboldt's Neuspanien, V Bd. S. 43.) Dass die Britische Regierung eine Revolution in diesem Theile der Spanischen Besitzungen herbeizuführen wünschte, ist notorisch. Am 26. Juny 1797 erliess der damalige Britische Gouverneur von

Trinidad, Sir Thomas Picton, eine Proclamation an die Gouverneure der benachbarten Westindischen Inseln, worin er sich auf die von dem Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, Henry Dundas (nachmals Viscount Melville) empfangenen Verhaltungsbefehle beruft, und sich, wie folgt, ausspricht: In Rücksicht der Hoffnungen, welche Sie hegen, um die Geister der Männer, mit denen Sie Briefwechsel unterhalten, aufzuregen, und die Einwohner zum Widerstande gegen die Unterdrückungen ihrer Regierung aufzumuntern, habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen, als dass sich jene, in so ferne sie diese Neigung hegen, sicher darauf verlassen können, dass sie durch Ihre (der Britischen Gouverneure) Hand alle Beihülfe (*succours*), die sich nur von Seiner Britischen Majestät erwarten lässt, empfangen werden; sowohl an Truppen als auch an Waffen und Schiessbedarf, und zwar ohne Beschränkung (*to any extent*) unter der Zusicherung, dass die Absichten Seiner Britischen Majestät nicht weiter gehn, als ihnen ihre Unabhängigkeit zu sichern, ohne den geringsten Anspruch auf irgend eine Oberherrlichkeit zu machen, noch auf eine Beschränkung der Vorrechte des Volkes und dessen politische, bürgerliche oder religiöse Rechte."

In demselben Jahre 1797 langten im Geheim Abgeordnete aus Caracas und andern Spanischen Colonien in Paris an, um dort mit dem General Miranda, einem gebornen Südamerikaner, der 1795 unter Dumouriez mit Ruhm gedient hatte, einen Plan zur Befreiung ihres Vaterlandes zu verabreden. Miranda ging von Paris nach London, und liess sich dort im Namen dieser Abgeordneten des Spanischen Amerika's, mit dem Britischen Cabinet in Unterhandlungen ein. Dem

Premier-Minister Hrn. Pitt wurden durch denselben folgende Vorschläge gemacht, enthalten in einem Aktenstück, datirt den 23. Dec. 1797: „Die Spanisch-Amerikanischen Colonien erklären sich für unabhängig, und wenden sich an Grossbritanien, um Unterstützung; für diese Unterstützung zahlen sie 30 Millionen Pfund Sterling; Grossbritanien leistet mit der See- und Landmacht zureichende Hülfe, und schliesst mit den Vereinigten Staaten von Südamerika ein Schutz- und Trutzbündniss, sowie einen Handelstractat; durch die Erdenge von Panama wird ein Canal zur Verbindung des Atlantischen und des stillen Meers geführt, und den Britischen Schiffen dessen freie Benutzung zugesichert. Die Bank von England wird mit den Banken von Lima und Mexico in Verbindung gesetzt, und die letzteren liefern edle Metalle an jene! — Die Südamerikanischen Freistaaten schliessen ein Bündniss mit den Nordamerikanischen, treten denselben die Floridas ab, und diese liefern dagegen Truppen. Alle Spanisch-Westindischen Inseln werden an Grossbritanien abgetreten, mit Ausnahme von Cuba, welches unabhängig bleibt — weil es die Durchfahrt in den Mexikanischen Meerbusen beherrscht." — Miranda hatte im Januar 1798 eine Unterredung mit dem Minister Pitt, der sich warm für die Befreiung des Spanischen Amerikas interessirte und dem General Miranda versprach, ihn mit Geld, Truppen und Kriegsschiffen zu versehn; doch sollten die Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichfalls 10000 Mann für diesen Zweck absenden. Allein der Präsident Herr Adams (Vater des jetzigen Präsidenten) wollte sich nicht sogleich auf das grosse Projekt einlassen, und so gerieth die Sache in Stocken, wobei die damaligen Europäischen Verhältnisse ohne

Zweifel mit wirkten. Erst 1803, als der Krieg mit Frankreich und Spanien von neuem ausbrach, nahm Herr Pitt, der wieder Premierminister geworden war, das Projekt von neuem vor: doch Buonaparte's glänzende Siege vereitelten abermals ernstliches Einschreiten. So viel ist ausgemacht, dass der grosse Pitt den Wunsch hegte, die Befreiung des Spanischen Südamerika herbeizuführen, um dadurch der Britischen Nation die grossen Vortheile zu sichern, die ihr jetzt zwanzig Jahre später gleichsam auf einem Umwege zu Theil geworden sind. Welche Masse Bluts und Elends wäre erspart, hätte damals England einschreiten können; denn dass es wollte, ist keinem Zweifel unterworfen.

Endlich riefen die Spanischen Verbannten aus Caracas und Bogota (nur in der Hauptstadt gab es in Neu-Granada Unzufriedene) die in den Vereinigten Staaten und auf der Insel Trinidad lebten, und ihre Aussichten und Erwartungen so oft vereitelt sahen, den General Miranda aus England herbey, um einen Versuch zu machen, was die Süd-Amerikaner aus eigner Kraft zu ihrer Befreyung zu leisten vermogten. Miranda begab sich von England nach den Vereinigten Staaten; doch diese hatten gerade den vortheilhaften Kaufcontrakt wegen Louisiana abgeschlossen und waren durchaus nicht zu bewegen, etwas gegen den Bundesgenossen Buonaparte's, der ihnen einen so ungeheuren Vortheil verschafft hatte (M. s. Columbus I. 176) zu unternehmen.

Dennoch gelang es ihm, zu Newyork einige Schiffe und zu Aux Cayes auf S. Domingo's Südküste, ein kleines Truppencorps, welches auf den Inseln Barbadoes und Trinidad geworben war, zusammen zu bringen und mit diesen eine Landung bey Coro, dem

nächsten Hafen bey der Insel Curaçao, 50 Meilen westlich von la Guayra, zu bewirken. Doch die Creolen leisteten ihm nicht die erwartete Unterstützung, er fand die Spanier gerüstet und ward geschlagen; mehrere hundert seiner Leute wurden gefangen, und mussten sein Wagstück mit dem Tode büssen, er aber, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder nach England abziehn.

Allerdings gab es damals schon unter den Creolen in Venezuela &c. eine Parthey, die sich für die Unabhängigkeit erklärte, doch diese war über die Weise, wie dieselbe und in wie weit sie herbeizuführen sey, unter sich uneins. Eine grosse Anzahl Einwohner wollte sich, obgleich mit der Spanischen Bedrückung unzufrieden, den ketzerischen Engländern nicht anschliessen. Indess ist so viel gewiss, dass eine Anzahl gebildeter und reicher Creolen, namentlich in der Stadt Caracas, wirklich eine Insurrection wünschte und Sinn dafür hegte. Solche Gesinnung ist aber in Neu-Granada aus den oben angeführten Gründen wohl gänzlich zu läugnen; dort gab es blos einige wenige gebildete Männer, die zufällig von dem Zustande anderer Länder unterrichtet, ihrem Lande die Segnungen der Freiheit und Menschenrechte bereiten wollten; es gab dort aber nicht einmal eine Parthey, und die bestehende Regierung hätte durch Milde auch jene Unzufriedenen leicht beruhigen können.

Uebeřhaupt ist es bei der damaligen Lage der Dinge in Südamerika höchst wahrscheinlich, dass die Spanischen Colonien noch lange geruhig dem Zepter des Mutterlandes gehorsam geblieben wären, hätte nicht Buonaparte den Thron der Bourbone in Spanien um-

gestürzt, und seinem Herrscherstamme dort einen neuen errichten wollen.

Von dieser gewaltsamen Staatsumwälzung traf der Bericht am 14. July 1808 durch eine Französische Brigg in la Guayra ein. So gleich entstand daselbst und in Caracas eine grosse Volksbewegung; der Französische Capitain übergab dem Spanischen General-Capitano Casas die Depeschen, und ward vom Volke insultirt; über 10000 Menschen versammelten sich vor dem Regierungspallast, und forderten laut, dass Ferdinand VII. als König proclamirt werde; ohne die Erlaubniss des feige zögernden General-Capitano zu erwarten, geschah dieses am Abend des 17. July; die Stadt ward erleuchtet, und die Einwohner legten die sichtlichsten Beweise ab, dass sie nicht dem Franzosen, sondern dem angestammten Könige gehorchen wollten.

Im September desselben Jahrs überreichte eine Anzahl der achtungswürdigsten Männer dem General-Capitano eine Bittschrift, um die Errichtung einer Junta auf die Weise, wie sie in den Provinzen des Mutterlandes errichtet worden war. Die Bitte war gesetzlich und eine natürliche Folge der Bedrängnisse, worin sich damals die Pyrenäische Halbinsel befand. Doch Casas, der sich nur zu deutlich als Franzosenfreund offenbarte, liess die Bittsteller, unter denen sich sehr reiche Creolen von Adel, der Marquis del Toro, der Marquis von Casa Leon, Graf San Xaviero &c. befanden, für diesen Beweis ihrer Loyalität — verhaften. Natürlich liess man sie bald wieder frey — doch musste dies ihnen zugefügte Unrecht ihre Anhänglichkeit ans Mutterland ausserordentlich schmälern.

Der Wunsch, eine Junta errichtet zu sehn, ward zuerst in Quito erfüllt. Die Hauptstadt der gleichnami-

gen Capitania hat ein Obergericht (audiencia) und die Mitglieder desselben constituirten bereits am 10. Aug. 1809 eine für sich bestehende Regierung im Namen Ferdinand VII., und ernannten den Marquis Selva Alegre zum Präsidenten. Diese Maasregel hatte keine andere Absicht, als der Huldigung des fremden Königs Josephs zu widerstreben und dem angestammten Herrscher Treue zu beweisen. Gleiche Gesinnung herrschte in der Hauptstadt von Neu-Granada, Santa Fe de Bogota. So wie dort die Nachricht von dem, was in Quito geschehn war, eintraf, berief der Vicekönig Don Antonio Amas die angesehensten Einwohner, unter dem Vorwande, sich mit ihnen zu berathen. Diese versammelten sich am 7. September 1809 im Pallaste des Vicekönigs und erklärten sich einstimmig zu Gunsten der Junta von Quito; sie äusserten den Wunsch, eine Oberregierungsbehörde zu errichten, welche im Einverständnisse mit dem Vicekönige verfahren und bereit seyn solle, die in Spanien errichtete Centraljunta anzuerkennen. Der Vicekönig, der eigentlich nur erforschen wollte, wer der bestehenden Regierungsverwaltung nicht zugethan sey, setzte den 11. als den Tag vest, wo jene Männer wieder zusammenkommen möchten, doch verlangte er, jeder solle sein Votum schriftlich abgefasst mitbringen, weil er am Gehör leide. Der 11. September erschien; der Vicekönig liess die Truppen ausrücken, und die Wachen verdoppeln. Jene Männer liessen sich dadurch nicht stören, gaben ihre Willens-Meinung schriftlich ab, und erläuterten sie mündlich durch freimüthige, kräftige Reden. Camilo de Torres, Fruto Gutierrez, Pater Padilla, J. Gregorio Gutierrez Moreno und andere zeigten sich an diesem Tage zuerst als Vater-

lands-Freunde. Sie wurden ungefährdet entlassen; ihr Wunsch, eine Junta zu errichten, ward aber nicht gewährt und der Vicekönig liess vielmehr einen Theil seiner Linientruppen nach dem, 110 Deutsche Meilen südwestlich von Bogota liegenden Quito vorrücken, um die dortige Junta auseinander zu treiben; in derselben Absicht schickte der Vicekönig von Peru, Abascal, Truppen, von Lima (190 Deutsche Meilen weit) nordöstlich, vor. Die Vertheidiger der Junta wurden bald überwältigt, und waren in dieser Gegend die ersten Revolutionsopfer; die Regierung ward abgesetzt, erhielt aber von dem Spanischen Präsidenten von Quito, Don Ruiz de Castillo, das Versprechen, alles solle vergessen und vergeben seyn. Dennoch wurden im nächsten Jahre am 2. August viele dieser Vaterlands-Freunde verhaftet, und von den Soldaten im Gefängnisse ermordet, während den Truppen aus Lima, die auf dem Hauptplatze der Stadt aufgestellt waren, die Erlaubniss ertheilt ward, das reiche Quito auszuplündern. Ueber 300 der angesehensten Einwohner wurden an diesem Tage ermordet. Seit der Befreiung wird jährlich das Andenken dieser Schlachtopfer Spanischer Grausamkeit feierlich mit einem Todtenamt begangen.

Die Nachricht von der Gährung in den Spanischen Colonien gelangte bald an die Centraljunta nach Cadix. Die Gährung ging besonders aus der Besorgniss hervor, was aus den Colonien werden würde, wenn Buonaparte Spanien ganz bezwinge? Viele, welchen im Innern des Landes Grossbritaniens Uebermacht zur See ganz unbekannt war, fürchteten sogar, der Welteroberer könne nach Amerika vordringen; die Franzosen waren allgemein verhasst, besonders auch

bei der Geistlichkeit; die Briten waren gefürchtet, man scheute ihre Ketzerei; aber bei dem wiedereröffneten Handelsverkehr wussten sie und die Nord-Amerikaner sich bald beliebt zu machen, vorzüglich bei denen, welche ein Streben nach Unabhängigkeit beseelte, und dies war bei den meisten Kaufleuten der Fall.

Die Centraljunta in Cadix glaubte bei den einfältigen Amerikanern mit einer Höflichkeitsbezeugung etwas auszurichten; in einer hochtönenden Declaration proclamirte sie die Gleichstellung der Colonien mit dem Mutterlande, und die Wahl der Mitglieder für die Cortesversammlung ward angeordnet. Fortwährend gingen Gelder zur Unterstützung der Vertheidigung der Halbinsel aus Amerika ab, aber aus Spanien kamen fortwährend sogenannte Champetons, um sich die einträglichsten Aemter und fettesten Pfründen zuzueignen. So ward den Südamerikanern in Neu-Granada und Caracas ihre Abhängigkeit täglich widerwärtiger und ihre Anhänglichkeit an das Mutterland nahm immer mehr ab.

Ausbruch der Revolution.

Im Anfange des Jahrs 1810 langte die Nachricht von der Auflösung der Centraljunta in Cadix, an deren Stelle eine Regentschaft von drei Mitgliedern getreten war, in Caracas an. Die Einwohner dieser Stadt, die selbst nicht wussten, wem sie nun eigentlich im Mutterlande gehorchen sollten, beschlossen, durch die Erklärung des General-Capitano Emparan, der eine blinde Unterwürfigkeit für jede Regierung, die in Spanien bestände, forderte, so wie durch das stolze Benehmen der Spanischen Machthaber, erbittert, das mit Gewalt zu erlangen, was durch Güte nicht zu erzwecken sey.

Mit grosser Uebereinstimmung von Seiten der Bürger und ächtem patriotischen Eifer setzte der Stadtrath (cabildo) den General Capitano ab und übernahm im Namen Ferdinand VII. im Verein mit einem Ausschuss allgemein geachteter Bürger, unter dem Titel: Junta suprema, am 19. April die Zügel der Regierung. Der Regentschaft ward der Gehorsam verweigert, doch wolle man der Spanischen Nation bei dem Kampfe gegen Frankreich jede mögliche Hülfe leisten. Fünf Provinzen der General-Capitania schlossen sich der Junta suprema an; Maracaybo und Coro blieben der Regentschaft — treu.

Ein Zufall führte in Bogota ein ähnliches Ereigniss herbei. Ein Altspanier, der dort einen Laden hielt, schalt einen vorbeigehenden Creolen und schloss alle Landsleute desselben in seine Schimpfrede ein. Es entstand Lärm; ein Haufe Creolen sammelte sich gegen einen Haufen Altspanier, die ihren Landsmann vertheidigten; es kam zum Handgemenge; die Creolen siegten, und diese Schlägerei veranlasste am 20. July 1810 die Versammlung einer Junta, nach dem Muster der in Caracas gestifteten.

Bereits am 31. August 1810 erfolgte abseiten der Regentschaft in Cadix die berüchtigte Kriegserklärung gegen Caracas; die ganze Provinz ward im Blokade-Zustand erklärt, und trotz der höchst betrübten Lage, worin sich damals Spanien befand, benahm sich die Regentschaft, als übe sie Weltherrschaft Die Kaufleute in Cadix und die von der Regentschaft zusammenberufenen Cortes, worunter sich einige Amerikanische Mitglieder befanden, die aber immer überstimmt wurden, erklärten sich laut für diese widersinnige Fehde; die in Cadix erscheinenden Zeitungen waren

voll Spöttereyen auf die Amerikaner; es wurden Emissäre abgeschickt, um in den revolutionirten Gegenden Bürgerkrieg zu erregen, und obgleich von allen Seiten von den Franzosen bedrängt, bot man die letzten Geldkräfte auf, um Truppen nach Coro, Panama und Santa Marta zu schicken.

Im July 1811 versammelten sich die Repräsentanten der vereinigten Provinzen Caracas, Cumana, Varinas, der Insel Margarita, Neu-Barcelona, Merida und Truxillo (die letzteren sind Distrikte von Maracaybo, welches sich dem Bunde nicht anschloss) im Regierungspallast zu Caracas, und erliessen am 5ten desselben Monats eine Unabhängigkeitserklärung, worin sie ihr Benehmen gegen die Regentschaft vor allen Nationen zu rechtfertigen suchten. In derselben ward auch Ferdinand dem VII. der Gehorsam aufgekündigt, weil er im Begriff stehe, eine Verwandte des Kaisers der Franzosen zu heirathen. —

Die Unterhandluugen der unter die Cortes aufgenommenen Amerikanischen Mitglieder hatten keinen Erfolg; trotz der dringenden Vorstellungen von Seiten Grossbritaniens ward jeder Versöhnungsversuch mit Stolz und Uebermuth verworfen; das Volk von Südamerika, erklärten die Cortes, habe die Vermittlung Englands nicht gefordert, und dieses mische sich blos aus niedrem Eigennutze in die Angelegenheiten der Spanischen Nation. Man erinnere sich, dass diese Worte von den Verblendeten im Juny 1811, also zu einer Zeit gesprochen wurden, wo Cadix blos dem grossmüthigen Beistande der Briten seine Rettung vor den dasselbe belagernden Franzosen verdankte. Selbst das Gesuch eines freien Handelsverkehrs mit den Spanischen

Colonien ward den Briten von der Cortes durch das Manifest vom 24. July 1811 verweigert.

Am 17. November 1811 schlossen die Repräsentanten der zum Vicekönigreiche Neu-Granada gehörenden Provinzen: Santa Fe de Bogota, welche bald darauf den Peruanischen Namen Cundinamarca wieder annahm, Neyva, Pamplona, Tunja, Cartagena und Antioquia in der Hauptstadt Bogota einen Bundesvertrag, worin vestgegesetzt ward, dass jede Provinz ihre innere Angelegenheiten selbst verwalten sollte, und dem zufolge erhielt die Provinz Cundinamarca am 17. April 1812 eine eigne Verfassung.

Der mörderische Revolutionskrieg.

Um einigermaassen Licht und Ordnung in die chaotische Verwirrung des Revolutionskampfes, wodurch der Freistaat Colombia Unabhängigkeit und Selbstständigkeit errang, einzuführen, muss zuvörderst bemerkt werden, dass er nicht nur, wie der Nordamerikanische Befreiungskrieg gegen die Briten, ein Kampf mit den zu seiner Unterdrückung bewaffneten Spaniern und ihren Anhängern war, sondern dass sich sogleich im Jahre 1811 in der Republik Caracas, wie in der Republik Neu-Granada, Bürgerkriege unter den republikanischen Partheyen selbst entwickelten, und dass die royalistische Parthey von Süden her bedeutende Unterstützung an Geld und Truppen, die aus Peru anrückten, fand; dass die Befehlshaber der Royalisten Kriegserfahrenheit hatten, und ihre Truppen in den Waffen geübt waren, dass es aber den Befehlshabern, wie den Truppen der Independenten an Erfahrung, Uebung und selbst grösstentheils auch an Muth gebrach; dass ihre Generale kein Vertrauen einzuflössen wussten, und

ihren Civilbeamten — da alle Creolen während der Spanischen Herrschaft keinen Theil an den Regierungsgeschäften nahmen — die Schöpfung von Freistaaten in jeder Hinsicht sehr schwer ward; — auch fehlte es am Gelde, und die Zwangmittel, wodurch man Geld herbei zu schaffen suchte, erregten Unzufriedenheit. —

Der Grund, weshalb, abgesehn davon, dass es doch noch überall Anhänger an die Spanische Regierung gab, auch unter der republikanischen Parthey die derselben so nothwendige Eintracht, das eigentliche Heil des Staats (*Salus civitatis*), fehlte, war die unglückliche, den Nordamerikanern abgeborgte Idee, einzelne für sich unabhängig bestehende Bundesrepubliken bilden zu wollen. 1811 ward an eine Vereinigung von Neu-Granada und Venezuela (Caracas) noch gar nicht gedacht, sondern blos versucht, eine Allianz zu Stande zu bringen. Nicht blos einzelne Provinzen, selbst einzelne Distrikte und sogar einzelne Städte, wollten als Staaten auftreten, und weigerten den bisherigen Centralpunkten eigensüchtig den Gehorsam. Dieser Zwiespalt herrschte in der bisherigen General-Capitania Caracas, damals Republik Venezuela, fast eben so arg als in Neu-Granada, wo die Gebirge der Verbindung der einzelnen Bestandtheile überdies ungeheure Schwierigkeiten in den Weg legten.

Gegen diese republikanische Regierung in Venezuela erklärten sich unter dem Schutze Spanischer Truppen, die bald darauf vom Mutterlande verstärkt wurden, die Provinzen Coro und Maracaybo, von welcher letzteren sich jedoch die östlich an der Gränze der Provinz Varinas liegenden Distrikte Merida und Truxillo abtrennten, und sich republikanisirten. An dieser Westgränze der Bundes-Republik Caracas begann der Kampf schon im Jahre 1810 und — die Spanier

siegten. Nun traf der oben erwähnte General Miranda aus London in Caracas ein, gegen den aber eine zahlreiche Parthey Republikaner Vorurtheile und Misstrauen hegte; dieser errang einige Vortheile, und drang in Coro ein. Die Spanier in Maracaybo &c. waren nicht stark genug, um angriffsweise zu verfahren. Es entstand eine kurze Periode wohlthätiger Ruhe, und die Repräsentanten von Venezuela legten am 23. Dec. 1811 dem Volke eine Verfassungsurkunde zur Genehmigung vor; auch Guiana (am Orenoko), wo die Spanier noch ganz ruhig herrschten, aber die Einwohner für die Unabhängigkeit gestimmt waren, und Maracaybo sollten, nach ihrer Befreiung in den Staatenbund aufgenommen werden. Alles in Venezuela schien den Bestand der Republik unter den glücklichsten Auspicien zu weissagen. Da zerstörte eine schauderhafte Naturbegebenheit diese schönen Hoffnungen. Am grünen Donnerstage, den 26. März 1812, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, vernichtete ein fürchterliches Erdbeben während einer Minute und wenigen Secunden die Stadt la Guayra, Mayquetia, Merida und San Felipe gänzlich, Barquesimeto, Valencia, Vittoria litten viel, und in Caracas selbst ward ein grosser Theil Waffen und Kriegsvorräthe unter dem Schutt begraben; über 10000 Menschen kamen um, und unter diesen viele Soldaten, die sich gerade am Festtage in den eingestürzten Kirchen und Baracken befanden. — Eine allgemeine Entmuthung folgte dieser Schreckensscene. — Die Spanier unter Monteverde, die gerade um diese Zeit Verstärkung aus dem Mutterlande erhalten hatten, drangen vor; unglücklicherweise hatte die republikanische Regierung ihre besten Truppen unter dem Obristen Xalon auf den Schiffen, welche die Küste hätten decken sollen, an den Orenoko ge-

sandt, um Guiana zu befreien. Miranda musste sich zurückziehen; durch Verätherei bemächtigten sich die Spanier am 10. Juny des Forts von Puerto cabello, des wichtigen Hafens zwischen Coro und Caracas; der dortige republikanische Commandant, der nunmehr so berühmte Simon Bolivar, entwich nach la Guayra; auch dieser Hafen und das halb zerstörte Caracas selbst capitulirte am 10. July, und zwar auf den Rath des Generals Miranda, der seine Armee grossentheils durch Desertion verloren hatte. Der Spanische General Monteverde gestand günstige Bedingungen zu; als sich aber Miranda und andere angesehene Republikaner in la Guayra nach Cartagena einschiffen wollten, liess der dortige Commandant sie verhaften; sie wurden nebst fast 1000 andern Patrioten in die Kerker zu la Guayra und Puerto cabello gesteckt. Bolivar entkam durch einen glücklichen Zufall, einige von ihnen wurden nach Cadix geschleppt, wo unter andern Miranda in Gefangenschaft starb. Obgleich auch Cumana und alle übrigen Provinzen bereitwillig die Herrschaft der Spanischen Cortes wieder erkannten, und die ganze General-Capitania Caracas beruhigt war, so verfuhren doch die Spanier daselbst mit unmenschlicher Grausamkeit und Rachgier, welche bald wieder Unruhen erregten.

Während am Ende des Jahrs 1812 der östliche Theil des heutigen Colombia von Neuem unter Spanische Herrschaft gerieth, hatte aus einem Gewirre wilder Partheyung in dem von den Spaniern vernachlässigten westlichen Theile das republikanische System gleichfalls Wurzel geschlagen. Hier im Königreiche Neu-Granada muss man das was, im Norden vorging, von dem, was sich der Süden schuf, wohl unterscheiden. Dort im

Norden liegen an der Küste, die damaligen Provinzen Cartagena und S. Marta, beide mit bedeutenden Seehandelsstädten, wovon jedoch Cartagena, auch als Vestung, bei weitem die wichtigste war und ist. Hier brach unter den Spanischen Truppen zuerst am 4. Febr. 1811 die Revolution aus; laut forderte das Volk die Unabhängigkeit von Spanien, und im Januar 1812 versammelte die Provinz einen Convent, der aus 34 Deputirten bestand, und sich durch Bevollmächtigte dem Congress in Bogota anschloss. Dieser Convent publicirte am 14. Juny 1812 eine für die Provinz Cartagena besonders abgefasste Constitution.

Ganz entgegengesetzt war die Stimmung in der östlich an Cartagena stossenden Provinz S. Marta, wo die Royalisten den Meister spielten. Cartagena diente den Flüchtlingen aus Venezuela als Asyl, auch Bolivar traf dort ein, und seine Energie eröffnete ihm bald eine neue Laufbahn. S. Marta war der Stützpunkt der Operationen der Spanischen Truppen. So brach noch im Jahre 1812 in dieser Gegend von neuem der Krieg aus, der mit abwechselndem Glücke geführt ward; die Anführer der Independententruppen von Cartagena waren Franzosen, und von diesem Hafen aus begann die Kaperei unter der Flagge der Republik (blau, weiss und gelb), gegen die Spanischen Kauffahrer.

Bolivar, der sich die Achtung des Congresses von Neu-Granada, der zu Tunja bestand, erworben hatte, rückte im May des Jahrs 1813 mit 600 Mann über die Andenkette an Venezuela's Westgränze in dem Distrikt Merida vor, schlug die Royalisten unter Monteverde in mehreren mörderischen Gefechten, zwang den Spanischen General, der hier zuerst durch

seine Grausamkeit gegen die gefangenen Independenten den völkerrechtwidrigen Mordkrieg (*la guerra a muerte*) herbei führte, sich in Puerto cabello einzuschliessen, und befreite am 4. August 1813 sogar Caracas und la Guayra. Marino, der bis dahin einen Theil der Provinz Cumana gegen die Spanische Rachgier mit Ruhm vertheidigt hatte, schloss sich dem Befreier an. In dem Gefechte bei Agua caliente, unweit Puerto cabello, ward Monteverde verwundet, und Salomon übernahm das Commando der Royalisten, die in den Ebenen bei Carabobo am 28. May 1814 noch einmal geschlagen wurden. Puerto cabello vertheidigte sich tapfer. Der royalistische General Boves, welcher in den grossen Ebenen nördlich vom Orenoko, eine Schaar von 8000 Negersklaven, unter der Bedingung für die Königliche Sache zu fechten, ihren Herren entrissen hatte, griff nun die Republikaner unter Bolivar, die eben dahin vordringen wollten, bei la Puerta, 35 Meilen südlich von Caracas, an, und sprengte sie aus einander. Die Belagerung von Puerto cabello ward nun aufgehoben, und die republikanischen Belagerungstruppen nach Cumana eingeschifft; dahin zog auch Bolivar mit den Trümmern seiner Armee und fast mit allen Einwohnern von Caracas ab. La Guayra und Caracas wurden im July 1814 von Boves besetzt, der von dort östlich in die Provinz Barcelona zog und daselbst bei Araguita schlug er Bolivar's Schaaren zum zweitenmale. Dieser schiffte sich nach diesem Unfall wieder nach Cartagena ein. So gerieth die General-Capitania Caracas zum drittenmale in die Hände der Spanier. Bolivar's militärisch-merkwürdiger Kriegszug hatte keine wichtige Folge für die Befreyung des Landes; aber er veranlasste unnennbares

Elend und erbitterte die Spanier aufs höchste; die sämmtlichen Einwohner, die nicht geflüchtet waren, standen unter einer Militär-Regierung, die schonungslos wüthete. Ihrerseits hatten die Anführer der Independenten eben so harte Maassregeln gegen die Royalisten angewandt.

Selbst Venezuela's Unglück konnte die Partheyenwuth in dem südlichen Theile von Neu-Granada nicht stillen; zwischen dem Congresse, welchem die Provinzen Tunja, Socorro, Mariquita und Neyva anhingen, einer Seits, und Cundinamarca, wo Nariño ein vestes Regierungssystem zu begründen suchte, anderer Seits, brach im October 1812 eine blutige Fehde aus, die sogar eine Belagerung der Hauptstadt Bogota herbei führte. Doch als eine Spanische Armee unter Samano aus dem südlichen Gebirge von Quito auf Popayan anrückte, vereinigten sich die kämpfenden Republikaner, und übergaben dem Nariño das Commando, der mit den sämmtlichen Schaaren siegreich bis in die fürchterlichen Pässe von Pastos, 80 Meilen südwestlich von Bogota, vordrang, wo sein Heer von den Feinden vernichtet und er selbst gefangen ward. Nur die fast unübersteiglichen Terrain-Hindernisse hemmten in dieser Gegend die schnellen Fortschritte der Royalisten, aber nicht den Kampf der Partheyen. — Fortwährend weigerte sich die Provinz Cundinamarca (Bogota) den Beschlüssen des Congresses von Neu-Granada d. h. der Provinzen Casanare, Pamplona, Tunja, Neyva, Choco, Popayan, Cartagena, Mariquita, Antioquia und Socorro, der unter Camilo Torres zu Tunja eine Centralregierung gebildet hatte, Folge zu leisten.

Da traf am Ende des Jahrs 1814 Bolivar aus Cartagena zu Tunja ein; der Congress vertrauete ihm

das Commando der Truppen, die durch eine Schaar Flüchtlinge aus Venezuela unter Urdineta (s. Columbus Bd. I., S. 491. 536. 547.) verstärkt waren; Bolivar liess die Stadt Bogota, im Dec. 1814 stürmen — und zwang sie, sich der Generalregierung zu fügen. So gewann das republikanische System in Neu-Granada, vornämlich aber nur durch Bolivar's kräftiges Eingreifen, Haltbarkeit. Dieser ward vom Congresse, zum Capitano general von Neu-Granada und Venezuela ernannt, welcher Ernennung sich aber die Provinz Cartagena widersetzte; — zur Deckung der Südgränze wurden Truppen nach Popayan, und zum Schutze der nördlichen Provinz Pamplona ein Corps unter Urdineta an den Suliastrom beordert. Gegen S. Marta, dem eigentlichen Heerd der Spanischen Offensive, richtete die junge Republik ihre Hauptmacht. Allein Cartagena, wo Castillo commandirte, war nicht zu bewegen, sich den Maassregeln Bolivar's, der mit 3000 Mann gegen S. Marta vorrücken wollte, zu fügen; dieser griff im Juny 1815 die Stadt, aber vergebens an — und die Royalisten besetzten von S. Marta aus einen grossen Theil der Provinz, während die Independenten sich zu ihrer Schande einander selbst bekämpften. Da traf General Morillo mit 10000 Mann wohlgeübten Spanischen Truppen zur rechten Zeit, im July 1815, aus Spanien, welches nun wieder dem rechtmässigen Herrscher Ferdinand VII. gehorchte, in S. Marta, ein; er hatte Befehl die Amerikanischen Rebellen zu Paaren zu treiben, Milde und gütliche Vorschläge, die Grossbritanien wiederholt zu vermitteln suchte, fand man unzweckdienlich.

Nun übergab sich Cartagena an Bolivar; dieser verliess die Provinz und entwich nach Kingston in Ja-

maica (s. Columbus I, 172) voll Missmuth, die Sache der Freiheit durch Zwietracht vernichtet zu sehn; aber seine durch die ungesunde Gegend und unnützen Gefechte sehr geschwächten Truppen blieben zum Schutze der Stadt zurück. Morillo belagerte sogleich Cartagena; *) die Stadt wehrte sich verzweiflungsvoll aufs äusserste. Neu-Granada konnte keine Hülfe senden. In dieser Noth wandte sich die unglückliche Stadt an den Gouverneur von Jamaica, um sich unter Britischen Schutz zu stellen. Herr Hislop, ein noch dort lebender angesehener Kaufmann, übernahm die Mission, die natürlich keinen Erfolg hatte. Auch von der Seeseite blokirt, trat dort bald die schrecklichste Hungersnoth ein. Da entschlossen sich 2000 Einwohner am 5. Dec. auf Schiffen die Stadt zu verlassen; durch die Bocachica gelang es ihnen, sich durchzuschlagen und nach Aux Cayes auf S. Domingo zu entkommen. Die Süd-Amerikanische Küste bot den Republikanern keine einzige Zuflucht dar; alle grösseren Hafenplätze waren von den Spaniern besetzt; ihr Banner triumphirte. Rasch drang Morillo, der für Cartagena's Bezwingung von seinem Könige unter andern Belohnungen den Titel eines Grafen (Conde) von Cartagena empfing, auf dem Magdalenen-Strom und dann längs der Meta (ein ungeheuer beschwerlicher Marsch) nach Süden vor. Die Truppen des Congresses von Neu-Granada wurden bei Cachiri geschlagen und im Juny 1816 rückte der Spanische Feldherr in die Hauptstadt Bogota ein.

Die Spanischen Provinzen, die jetzt die Republik Colombia bilden, schienen im Jahre 1816 bezwungen;

---

*) Die Lage dieser wichtigen Stadt findet man im 2ten Bande dieser Zeitschrift S. 468. 489. genau beschrieben.

doch nur auf den Punkten, wo die, durch die entsetzlichen Märsche und schweren Kämpfe geschwächten Spanischen Truppen standen, herrschten sie; sonst überall war noch der Geist der Empörung mächtig und an vielen Orten bildeten die, durch die Militair-Tyrannei schwergereizten Süd-Amerikaner zahlreiche Guerillas. Vornämlich waren diese in der Gegend von Angostura am Orenoko, in den Provinzen Cumana, Barcelona, Caracas und Varinas thätig und nicht selten gelang es ihnen, den Spanischen Truppen Schaden zuzufügen.

Der Befreiungs-Kampf.

Schon im Anfange des Jahrs 1816 bemächtigte sich der Insurgenten-Chef Arismendi des westlichen Theils der, 4 Meilen nördlich von Cumana's Küste liegenden (Spanischen) Insel Margarita, 16⅓ □Meilen, deren Einwohner, wegen ihres Schleichhandels, der Sache der Freiheit hold waren. Die Vestung Pampatar an der Ostseite war in Spanischen Händen und wehrte sich hartnäckig; dennoch ward dieses unbedeutende Eiland, gleichsam ein Süd-Amerikanisches Hydra, die Wiege der Colombischen Freiheit. Hier, in dem Dörfchen Puebla del Mar, jetzt Sparta nueva genannt, von den Independenten stark bevestigt, sammelten sich tausende von Flüchtlingen, denen es gelang, dem unter der Strafruthe ihrer Feinde schmachtenden Vaterlande zu entkommen. Dort traf auch im März 1816 Bolivar von Aux Cayes, wo er Kriegsbedürfnisse und zwei Kriegsschiffe erlangt hatte, ein; von dort aus betrieb der unerschrockene Brion seine Streifzüge gegen Spanische Kauffahrer. Von dort aus wagten die Independenten auf mehreren Punkten, östlich und westlich von Cumana, Landungen an der

Küste und versahen die befreundeten Guerillas mit Waffen. Am 2. November räumten die Spanier Pampatar; dadurch wurden fast alle zur Vertheidigung der Insel nothwendig gewesenen Truppen mobil und Bolivar traf von Aux Cayes wieder auf S. Margarita ein, berief dort einen General-Congress von Venezuela und unternahm es nun, den Küstenort Neu-Barcelona, 8 Meilen westlich von Cumana, zu besetzen, wo er eine Provinzial-Regierung gründete, sich im Anfange des Jahrs 1817 daselbst gegen die wiederholten Angriffe der Spanier unter Morillo tapfer behauptete nnd sie mit grossem Verluste zurücktrieb; auf ihrem Rückzug litten sie bei San Fernando am Apure, 66 Meilen südwestlich von Cumana, durch den kühnen Mulatten Paez eine Niederlage, wodurch die südlichen Ebenen (Llanos) mit ihren bedeutenden Hülfsquellen an Lebensmitteln, Vieh und Pferden den Independenten zu Theil wurden und, obgleich Bolivar am 10. April 1817 die Schlacht bei Sameno verlor und in Folge derselben den Küstenort Barcelona, und dort fast alles, ausser das Leben und seinen Muth, einbüsste, so eröffnete sich doch durch den Streifzug des Paez eine Verbindung mit einer zweiten, für Colombia's Befreiung höchst wichtigen Gegend. —

Der Guerilla-Chef Piar hatte nämlich durch eine zahlreiche Schaar Independenten, meistens Lanzenreiter aus den Llanos, die Hauptstadt des Spanischen Guiana, S. Tomas de Angostura, am südlichen Ufer des hier, 70 Meilen von der Mündung, schon 2 Meilen breiten Orenoko dermassen umgarnt, dass die Spanier sie, aus Mangel an Lebensmitteln, räumen mussten. Der ins Atlantische Meer mündende Orenoko bietet einen bequemen Verkehr mit der Insel Trinidad und mit Eu-

ropa dar. Morillo *) erkannte, wie aus seinem bekanntgemachten Bericht, datirt Mompox, den 7. März 1816, hervorgeht, die hohe militairische Wichtigkeit dieser Gegend; ihm fehlte aber die Macht, dieselbe zu schützen. Die Einwohner, die wilden, aber handelslustigen Guaranis eingeschlossen, wünschten sehnlich freien Handelsverkehr. Die Briten, besonders die reichen Kaufleute auf Trinidad, konnten mittelst des Mündungen-Labyrinths des Orenoko in dieser, in Europa fast gar nicht bekannten Wildniss, weit mehr für die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, die Befreiung des Spanischen Süd-Amerika's, leisten, als in dem von allen Flaggen besuchten Westindischen Meere. So fasste Bolivar den grossen Plan, von Guiana aus, das ganze Vaterland und auch Neu-Granada zu befreien. Er liess in England kriegslustige Briten, Irländer und Deutsche **) werben und grossentheils nach Angostura einschiffen. Die Schaar war klein, aber treffliche Officiere von grosser Tapferkeit und Kriegserfahrenheit, in Wellington's Schule gebildet, traten hier auf den Kampfplatz. Auch an der Nordküste tra-

*) Anmk. Dieser treffliche Feldherr, dessen Thaten und Ausdauer fast an Hernando Cortes Heldengrösse gränzen — lässt jetzt in Paris Denkwürdigkeiten über seine Feldzüge drucken — von welchen hoffentlich schon das nächste Heft des Columbus Auszüge liefern kann. —

**) Was diese litten und leisteten ist im 2. Bande des Columbus, S. 55, unter dem Titel: „Schreckliches Schicksal der für den Freiheitskampf in Colombia geworbenen Briten und Deutschen" geliefert wurden. Jeder, der vielleicht den Entschluss zu fassen im Begriff wäre, in Amerikanische Kriegsdienste zu treten, sollte, glauben wir, doch erst diese Warnungstafel sich vorhalten. —

Dr. B.

ten solche schätzbare Helfer der Befreiung Colombia's, ein English, D'Evereux, Hutzler, Lyster u. a., ein. Mit grosser Behutsamkeit und Vorsicht wurde diese wichtige Unternehmung während des Jahrs 1818 vorbereitet.

Bolivar war nämlich am Schlusse des Jahrs 1817 von dem Congresse auf der Insel Margarita, der, wie man sich vielleicht erinnern wird, damals selbst in Englischen Blättern verspottet ward, zum Oberdirektor (*Director supremo*) von Venezuela mit diktatorischer Gewalt ernannt worden, und begab sich nun nach dem unglücklichen Gefecht bei Sameno von der Insel nach dem Orenoko, und errichtete sein Hauptquartier in Angostura. Am 31. December zog er mit 2000 Reitern und 2500 Mann zu Fuss von dort ab, und den Orenoko aufwärts, wo die Generale Cedeno und Paez mit ihren Guerillas zu ihm stiessen, und erschien am 11. Febr. 1818 vor Calabozo (nicht Carabobo) am Guarico, 30 Meilen südlich von Caracas, und hatte also einen Marsch von 240 Deutschen Meilen in 42 Tagen vollendet. In Calabozo lag Morillo verschanzt; vom 12. bis 14. Febr. fielen täglich Gefechte vor, und endlich mussten die Spanier weichen; Bolivar verfolgte sie und schlug sie am 16. und 17. bei Sombrero, neun Meilen nördlich von Calabozo, und Morillo musste bis Valencia, zwanzig Meilen nordwestlich von Sombrero, zurückweichen. Bolivar, dessen Truppen gänzlich erschöpft waren, vermochte nicht, ihn zu verfolgen, schickte aber die Corps der Generale Cedeno und Paez ab, um die wichtige Stadt San Fernando am Apure, 26 Meilen südwestlich von Sombrero, zu besetzen. Sein Hauptcorps war bis auf 1200 Reiter und 500 Mann zu Fuss vermindert. Mit diesen rückte er

nordwärts gegen die Küste vor, doch plötzlich warf sich Morillo ihm entgegen, und vom 13. bis 17. März schlugen sie sich täglich bei la Cabrera, Maracay und la Puerta; in dem letzten Gefechte ward Morillo verwundet. Cedeno und Paez, dieser hatte Verstärkungen aus England an sich gezogen, stiessen am 20. März zu Bolivar, der nun wieder, sich südlich wendend, angriffsweise verfahren konnte. Am 26. März wurden die Höhen von Ortiz, 7 Meilen nördlich von Calabozo, welche die Spanier unter la Torre vertheidigten, genommen; aber auf seinem Rückzuge nahm der Feind Calabozo wieder ein. Morillo, von seinen Wunden wieder hergestellt, sammelte seine Truppen, und lieferte dem Corps des Generals Paez in den Ebenen des Cojedos (oder Rio claro, der 7 Meilen nordwestlich von S. Fernando in den Apuré fällt) ein Treffen; beide Partheyen schrieben sich den Sieg zu; und beide fanden sich gänzlich erschöpft; vor dieser Schlacht war Bolivar zu S. Jose, 17 Meilen westlich von Calabozo, in der grössten Gefahr durch die Verrätherey eines seiner Officiere, des Obersten Lopez, in die Hände seiner Feinde zu gerathen; fast unbekleidet rettete er sich durch schnelle Flucht. — Noch in demselben Monate mussten die Spanier, unter Morales, Calabozo wieder räumen.

Mittlerweile war General Nariño im äussersten Nordosten thätig; er nahm Carioca, 5 Meilen östlich von Cumana, ein; Admiral Brion zerstreute eine Spanische Flotille, kaperte einige mit Flinten und Kriegsbedürfnissen beladene Schiffe und eroberte sogar durch Ueberfall am 24. July den kleinen Hafen Guira, südlich von Santa Marta (nicht la Guayra bei Caracas!). Eine Guerilla von dem Corps des General Paez, unter

dem Obristen Peña, schlug eine Abtheilung Royalisten bei Coro und Morillo sah sich genöthigt, sein Hauptquartier von Valencia, 16 Meilen weiter südlich, nach San Carlos zu verlegen. Paez besetzte die ganze Provinz Varinas, der Spanische General Calzada zog mit 1300 Mann von Guanare, 18 Meilen nordöstlich von der Stadt Varinas ab, und stiess zum Morillo, der noch bei S. Carlos stand; auch die Niederungen südlich von Caracas waren gleichfalls nach schwerem Kampfe durch die Independenten ersiegt und Bolivar kehrte nun nach Angostura zurück, wo er einen Regierungsrath zur Leitung der Staatsgeschäfte einsetzte und wohin er einen Congress berief. Dann eilte er wieder zur Armee; weil aber Nariño in der Provinz Cumana geschlagen war, so kehrte er am 20. November nach Angostura zurück, eröffnete dort am 15. Februar 1819 den Congress von Venezuela und brachte eine Vereinigung von Neu-Granada und Venezuela unter Eine Verfassung und Eine Central-Regierung in Antrag, das grosse Mittel, wodurch nachmals Colombia's Befreiung bevestigt ward. Er entsagte der Diktatur, doch blieb er Obergeneral. Die Republikanische Hauptarmee unter Paez stand an den Ufern der Araure, 90 Meilen nordwestlich von Angostura. Morillo, der alle seine Truppen vereinigt und die Corps des la Torre, Morales und Calzada an sich gezogen hatte, stand nordöstlich von seinem Feinde, und um ihn vom Orenoko und dem Sitze des Congresses abzuschneiden, ging er südlich über den Apuré. *) Bo-

*) Wir glauben hier anführen zu müssen, dass hier durchaus von östlich fliessenden Nebenflüssen des Orenoko die Rede ist. — Ein Blick auf eine gute Karte von Süd-

livar blieb, um den Feind noch weiter in die innere Wildniss zu ziehen, hinter dem, noch südlicher (7° 10′ N. Br.) fliessenden Arauca. Mangel an Lebensmitteln verhinderten die Fortschritte der Spanier; jede Streifparthei, die man abschickte, um Hornvieh, das einzige Nahrungsmittel, welches die Llanos darbieten, zu holen, ward von dem wachsamen Feinde aufgerieben; daher zog Morillo wieder an den Apuré und lagerte auf der Strominsel Achaguas, 7° 30′ N. Br. Von dort schickte er 1500 Mann seiner besten Truppen, unter dem Obristen Arana, südöstlich vor, um Angostura einzunehmen und zu zerstören. Nariño stand mit 1300 Mann, zur Deckung der Stadt, am nördlichen Ufer des Orenoko. Arana ward geschlagen und büsste sein ganzes Corps ein.

Morillo, welcher mit tiefer Einsicht ahndete, von wo her ihm ein Hauptschlag drohe, liess die Nordküste, wo sich die Macht der Independenten immer weiter verbreitete, welche aber ohne den Besitz der Llanos nicht zu behaupten ist, und blieb mit seinem Heere, das aus 4000 Mann zu Fuss und fast 2000 Reitern bestand, an dem Apuré. Bolivar brach im May 1819 mit den geworbenen Briten und Deutschen und einem schwachen Corps Südamerikaner von Angostura auf, ermüdete und schwächte den Feind durch Hin- und Hermärsche, stellte den General Paez mit seinen gefürchteten Lanzenreitern gegen ihn auf — und übernahm nun den bewundernswürdigen Seitenmarsch westlich über die 11000 Fuss hohe Berghalden von Pispo, nachdem er zuvor durch den am

amerika, etwa auf die von v. Spix und v. Martius, giebt eine Andeutung von den Schwierigkeiten einer Kriegsführung in dieser stark bewässerten Gegend. D.H.

Fusse derselben aufgestellten General Santander, mit dem er sich am 15. Juny vereinigte, die Stimmung der Bewohner von Neu-Granada, welche durch die Grausamkeit der Spanischen Militair-Herrschaft zur Verzweiflung gebracht waren, gründlich erspäht hatte. Nach einem Marsche von 53 Tagen, der an Beschwerden nicht seines Gleichen hat, wo über hundert Soldaten durch die verdünnte Bergluft vom Wahnsinn befallen, sich zu Tode ras'ten, erreichte er ohne Pferde, ohne Geschütz, das erquickende Thal von Tunja, dessen Paradiesesluft seine von den Einwohnern mit Entzücken aufgenommenen Schaaren, (kaum 1000 Mann waren noch wehrhaft) neu belebte. Diese schlugen die 3600 Mann starken, mit schwerem Geschütz versehenen Spanier, die, solchen Zug für unmöglich haltend, jene Bergpässe nicht besetzt hatten, am 25. Juny 1819, am Geburtstage des Befreyers, bei Pantano de Bargas, und am 7. August in dem noch immer hochgefeierten Treffen bei Boyaca, 9 Meilen nördlich von Bogota, welche Hauptstadt am 10. August gänzlich befreit ward. General Anzuartagui verfolgte die Royalisten, die bei Boyaca entkommen waren, nordwestlich bis an den Naré, einen Nebenfluss des Magdalenenstroms, und Oberst Plaza jagte den Vicekönig Samana, der mit seinen Truppen aus Bogota entflohen war, bis über Popayan, 48 Meilen südwestlich von Bogota, hinaus. Die Provinzen Neyva, Mariquita, Antioquia und Popayan schlossen sich nun unbedingt dem neuen Freistaate an.

Morillo hatte mittlerweile den Apuré verlassen, und sich wieder nordwärts nach S. Carlos gezogen, um die Strasse nach Puerto Cabello zu decken, fortwährend von Paez bewacht, der ihm am 20. July bei la Cruz ein glückliches Treffen lieferte. Am 14ten July besetzte der General English mit seinen Truppen,

welche Admiral Brion's Geschwader von S. Margarita herbei führte, den Küstenort Barcelona.

Nachdem Bolivar also das ganze südliche Neu-Granada erobert, und von neuem republikanisirt, auch möglichst Ruhe und Ordnung hergestellt hatte, kehrte er am 17. Dec. 1819 nach Angostura zurück. Der Congress erfüllte nun seinen heissesten Wunsch für das Glück seines Vaterlandes, und dekretirte, dass von nun an Neu-Granada und Venezuela einen einzigen ungetheilten Freistaat unter dem Namen Colombia bilden sollten; es ward beschlossen, dass sich der General-Congress von Colombia, am 1. Januar 1820 zu Cucuta (eigentlich S. Antonio de Cucuta) versammeln solle. Der 17. Dec. 1819 ist also als der Schöpfungstag des Freystaats Colombia zu betrachten.

Bereits am 24. Dec. eilte der rastlose Bolivar wieder nach Angostura, um das grosse Werk der Befreiung, der durch seine Thatkraft geschaffene Republik Colombia, zu vollenden. Die Armee des Osten (in Cumana), unter Arismendi und Bermudez, rückte nordwestlich gegen Calabozo, um sich mit dem Hauptcorps unter Bolivar und Paez zu vereinigen; Paez hatte bereits von Süden her eine Division aus Neu-Granada, unter Soublette, an sich gezogen.

Im Juny 1820 gelangte eine Proclamation Ferdinand VII. an seine Spanisch-Amerikanische Unterthanen, nebst einigen Spanischen Commissarien, im Hauptquartier des Generals Morillo an; dieser sandte am 17. Juny ein Schreiben an den zu Angostura versammelten Congress, und schlug eine Aussöhnung vor. Der Congress aber, und nicht weniger Bolivar, bestanden auf eine Anerkennung der Unabhängigkeit, als Basis der Unterhandlungen; die Commissarien waren

zu einer solchen Anerkennung nicht bevollmächtigt, und zogen also unverrichteter Sache wieder davon.

Die Feindseligkeiten dauerten mittlerweile fort; Oberst Montilla und Admiral Brion nahmen den Hafen Savenilla, an der westlichen Mündung des Magdalenenstroms, zwischen S. Marta und Cartagena, ein, und in Folge dieser Waffenthat erklärte sich das ganze nördliche Neu-Granada für die Sache der Freiheit; ein Partheigänger Massa, ein Schwarzer, fuhr mit einer Schaar Freiwilliger, in 8 Canoes von Honda (Bogota's Flusshafen) den Magdalenenstrom abwärts, und nahm zu Teneriffa, 13 Meilen südlich von der Mündung, 15 Spanische Kanonenböte. So ward der ganze Lauf des für Colombia so wichtigen westlichen Hauptstroms den Patrioten eröffnet; Cartagena allein blieb dort im Besitze der Spanier, und ward von Montilla und Garcia eingeschlossen.

Im August schloss Bolivar zu Cucuta, an dem Scheidepunkt zwischen Neu-Granada und Venezuela, 18 Meilen südlich von der Südküste des Meerbusens von Maracaybo gelegen, auf Morillo's Vorschlag einen Waffenstillstand auf einen Monat ab, um mittlerweile eine daurendere Uebereinkunft vorzubereiten; doch Bolivar äusserte ausdrücklich, dass man keinen Bedingnngen Gehör geben würde, wenn nicht die Republik Colombia als ein freier, souverainer und unabhängiger Staat anerkannt werde.

Als der Waffenstillstand abgelaufen war, wurde das Fort Cienega unweit S. Marta von der gegen diese Stadt bestimmten Expedition am 11. October mit Sturm genommen; die Spanische Besatzung, 690 Mann stark, musste über die Klinge springen; Tags darauf ergab sich Santa Marta, welches im Jahre 1815 und 1816 für die Sache der Freiheit so gefährlich geworden war,

dem Admiral Brion, der überhaupt mit seinen, grösstentheils durch Briten, Nord-Amerikaner und andere Ausländer bemannten Schiffen die wesentlichsten Dienste leistete.

In den Spanischen Soldaten selbst zeigte sich, in dieser Periode eine für die Republik günstige Stimmung, welche Bolivar auf jede Weise zu nähren suchte. Das am Küstenflusse Tuy, 8 Meilen südlich von Caracas, aufgestellte Spanische Bataillon la Reyna (Königin) ging zu den Independenten über; der Commandant der Miliz dieser Gegend schloss sich mit seinen Leuten ihnen an und der Hauptort Canagua (Cacagua) zog freiwillig die Fahne der Republik auf; gleichermassen desertirten 300 Reiter, grösstentheils Eingeborne, vom Corps des Spanischen Generals la Torre, der sich, damit sich dieses Uebel nicht weiter unter seine Schaaren verbreite, in Caracas einschloss. Die Ursache dieser Desertionen lag darin, dass die Spanier während des Waffenstillstandes erfahren hatten, dass Bolivar's Truppen weit besser behandelt wurden, als sie. —

Bolivar war daher auch sehr geneigt am 25. November einen neuen Waffenstillstand auf 6 Monate mit Morillo abzuschliessen, und zwar in der Hoffnung, in dieser Frist würden Bevollmächtigte aus Spanien eintreffen, um einen völligen Frieden abzuschliessen. Die für den Befreiungskrieg wichtigste Bedingung in den Artikeln dieses Waffenstillstandes ist die gegenseitige Verabredung, „dass, im Fall die Feindseligkeiten wieder ausbrächen, der Krieg menschlich und unter der, unter Europäischen Völkern gebräuchlichen menschenfreundlichen Schonungen gegen Gefangene und Wehrlose geführt werden solle“ womit dann dem grausamen Mordkriege, der in Colombia fast 9 Jahre gewüthet hatte, ein Ende gemacht ward. Diese Stipulation ward

von beiden Seiten in der Folge redlich erfüllt. Bolivar und Morillo verabredeten zu Santa Anna, am östlichen Ufer des Meerbusens von Maracaybo, 34 Meilen südwestlich von Puerto Cabello, diesen Waffenstillstand persönlich, umarmten sich und schliefen die Nacht in demselben Zimmer. Morillo segelte bald darauf nach Spanien ab, begleitet von zwei Colombischen Abgeordneten, die ernannt waren, um mit den Cortes, die damals Spanien regierten, einen Frieden abzuschliessen schlossen sich dem Freistaate an.

Der General-Congress ward am 1. May 1821 zu Cucuta eröffnet, und die Provinz Cuenca, der südlichste Theil von Quito, an Peru's Gränze, so wie die Provinz Rio Hacha, ein Küstenstrich, 16 Meilen östlich von Santa Marta, wie dieses früher, ein Stützpunkt der Spanischen Macht.

Die Cortes waren eben so wenig wie der absolute König geneigt, die Republik Colombia anzuerkennen, und daher erklärte la Torre, Oberbefehlshaber der Spanischen Truppen, nach dem Abgange Morillo's, auf eine Anfrage Bolivar's, dass, in Folge des zwölften Artikels des Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten am 28. April von Neuem beginnen würden.

Morales und la Torre sammelten ihre sämmtlichen, fast eingeschmolzenen Streitkräfte zwischen Valencia und Calabozo auf einer Linie von 20 Meilen, deckten dadurch Puerto Cabello, liessen aber das 30 Meilen östlich von Valencia liegende Caracas unbeschützt, welches Bermudez am 15. May besetzte; doch trieb Morales ihn schon am 25. May wieder heraus, und liess den Obersten Pereira mit 1500 Mann als Besatzung zurück.

Bolivar, der die Waffenruhe weislich benutzt hatte, die Organisation der Truppen mit Hülfe der

Englischen und Deutschen Officiere möglichst zu vervollkommnen, und ihre Zahl zu vermehren, vereinigte sich bey Varinas mit dem vom General Paez befehligten Corps, grösstentheils Cavallerie, und rückte nordöstlich gegen Valencia vor. Bey Carabobo (nicht Calabozo, welches 18 Ml. südöstlich davon liegt), 4 Ml. vorwärts Valencia, kam es am 24. Juny zum Treffen. Die Patrioten bewiesen hier, dass sie an Muth und Kriegszucht auch in offner Feldschlacht den Europäern vollkommen gleich standen; die Lanzenreiter der Llanos [unter Paez, deren Angriffe auch Deutsche Officiere, unter andern auch der tapfere Rittmeister Heise, ein geborner Hannoveraner, jetzt in Brasilischem Dienste, leiteten, leisteten Wunder der Tapferkeit; die Schlacht bei Carabobo ward das für Ost-Colombia, was die Schlacht bei Boyaca für West-Colombia war, der entscheidende Befreiungskampf; die Trümmern der gänzlich geschlagenen Spanischen Armee retteten sich nach dem sieben Meilen nördlich entfernten Puerto Cabello. Bereits am 4. July ging Caracas durch Capitulation über, und Bolivar, der zugleich Anstalten getroffen hatte, Puerto Cabello einzuschliessen, hielt dort unter glückweissagenden Auspicien seinen Einzug. Ausser Puerto Cabello, waren nur noch Cumana und Cartagena in Spanischen Händen.

Am 1. October übernahm Bolivar, durch dringendes Bitten seiner Mitbürger bewogen, die Würde des Präsidenten von Colombia, die ihm auch 1825 wieder zu Theil geworden ist. Einem früheren Beschlusse zu Folge, war ihm der Ehrenname: Befreier (*Liberador*), ertheilt. Herrlich, den grossen Mann im edelsten Lichte zeigend, war die Rede, die er bei Gelegenheit der Eidesleistung hielt: „Ich bin ein Sohn des Krieges," sprach er, „der Mann, den Schlachten an

die Spitze der Regierung stellten. Kriegsglück hat mir diesen Rang verschafft, und der Sieg hat mich darin bevestigt. Doch solche Ansprüche sind nicht durch das Recht, noch durch die Wohlfahrt und die Wünsche der Nation geheiligt. Das Schwerdt, welches Colombia beherrscht, ist nicht die Wage der Gerechtigkeit; es ist di eGeissel des bösen Geistes, den der Himmel zu Zeiten auf die Erde herabsteigen lässt, um Tyrannen zu strafen, und die Völker aufzureizen, nicht länger Unrecht zu dulden. Das Schwerdt taugt nicht für die Tage des Friedens; dann soll meine Gewalt enden, das habe ich mir zugeschworen, weil kein Freistaat bestehen kann, wenn das Volk nicht in der Ausübung der eignen Gewalt und Rechte gesichert ist. Ein Mann, wie ich, ist für eine vom Volke eingesetzte Regierung ein gefährlicher Mann; er bedroht fortwährend die National-Souveraineität. Ich wünsche Bürger zu seyn, um frei zu bleiben, und damit Alle frey bleiben mögen. Ich ziehe den Ehrennamen: Bürger den des Befreiers vor; weil dieser vom Kriege, jener vom Gesetze ausgeht. Tauschen Sie mir, meine Herren, alle meine Ehrentitel gegen den eines guten Bürgers aus!" —

Mit solchem Helden der edelsten Art an der Spitze musste Colombia wirklich frei werden; auch schwanden wirklich vor der stralenden Grösse dieses Mannes alle kleinlichen Leidenschaften, alle Partheyenwuth, und andere Ausgeburten der Finsterniss, welche beim Ausbruche der Revolution die Sache der Freiheit hemmten und schändeten. Der Einfluss der Spanier schwand im Innern gänzlich, und beschränkte sich blos auf die vesten Punkte, die sie noch an der Küste behaupteten. Das Jahr 1821 endigte, und das Jahr 1822 begann ohne merkwürdige militairische Ereignisse.

Der eigentliche Befreiungskrieg, der ein Gebiet von mehr als 60000 geographische Geviertmeilen auf allen Punkten bis in die verborgensten Thalschluchten hinein, und über die höchsten Berghalden hin verwüstend durchwüthet, und wenigstens anderthalb Millionen Menschen Leben, Gesundheit und Erdenglück gekostet, ja, die ganze Bevölkerung von Colombia von Grund aus verwandelt hatte, war der That nach beendigt. Von Norden her, an der von Colombischen Kriegsschiffen geschützten Küste waren die Spanier nicht mehr zu fürchten; die innern Verhältnissen wurden täglich mehr geordnet, und der augenblicklichen Geldnoth war durch eine Anleihe, die Mendez in London zu Stande brachte, abgeholfen.

(Der Beschluss folgt.)

Die Zeitungsleser.

(Newspaper Reader.)

(Aus dem Richmond Compiler.)

Erster Leser.

Dein Blatt ist gar zu ernst, du schreibst
Wohl gar Moral, du Narr! uud treibst
Abtrünnige zum Glauben.
Bring lieber einen Zauberschwank
Mit Feen, Geistern, zart und schlank,
Befiedert wie die Tauben.

Zweiter.

Kein Zeitungsblatt macht mich vergnügt,
Wenn es nicht spöttelt oder lügt,
Von denen, die regieren.
Gleichviel ob König, ob Senat
Von Lastern sprich und vom Verrath,
Das wird uns amüsiren.

Dritter.

Dergleichen ist nicht mein Geschmack,
Solch Blatt ist nur für Lumpenpack,
Du sollst nicht dräun, noch kriechen,
Erzähle Neues immer fort
Von Russen- Türken- Juden - Mord,
Besonders von den Griechen. *)

Vierter.

Nein, philosophisch muss es seyn,
Das Absolute muss hinein,
Und ächt katholisch klingen. —

Fünfter.

Den Teufel auch! ich will den Preis
Von Kaffe, Zucker, Korn und Reis,
Und was die Schiffe bringen. **)

Sechster.

Skandalia von Mann und Weib
Sind mir der liebste Zeitvertreib,
Auch Räthsel und Charaden.

Siebenter.

Erzähle von der Brüder Mühn,
Die predigend die Welt durchziehn,
Und sich in Lammsblut baden.

Achter.

Theater ist allein mein Fach;
Wenn du nur lobst, ich plaudre nach;
Doch preise meine Schöne,
Die auf den Brettern ich erkohr,
Sonst schlag' ich dich ans Midas Ohr —
Sie nur singt — Himmelstöne.

---

*) *Give us some recent foreign news*
Of Russians, Turks, the Greeks, or Jews.

**) *The merchant fain would learn the price*
Of southern indigo and rice
Of India silks or satin.

Neunter.

Blos Bücherlobspruch würzt ein Blatt,
Schriftsteller giebt's in jeder Stadt,
Die halte ja in Ehren.
Sie führen stets das grosse Wort,
Und rühmen dich dann immer fort,
Wenn sie sich rühmen hören.

Zehnter.

Ich will ein buntes Mancherlei,
Auf! bringe Scherz und Witz herbei,
Doch nur in kurzen Sätzen.
Man liest ja in der Tabagie,
Da denkt man doch beim Lesen nie,
Und will sich nur ergötzen.

Eine Leserin.

Heiraths-Annonzen suche ich,
Nur sie allein erfreuen mich,
Und nähren süsses Hoffen. *)
Vielleicht erblüht auch bald mein Glück —
In Wonnezähren schmilzt mein Blick —
Lass ja ein Plätzchen offen.

Noch Einer.

Die Todesfälle sind mein Schmaus,
Lischt so ein Lebenslichtlein aus,
Durch Dolchstoss, Brand und Fieber;
Denk ich der alte Oheim muss,
Doch endlich auch zum Tartarus,
Dann ist mein Leid vorüber.

Der Editor.

(Ohne dass die Leser es hören.)

O Publikum! O Publikum!
Du bist zuweilen herzlich dumm;
Doch werde ich nicht böse.

---

*) *I want some marriage news, says miss,*
It constitutes my highest bliss
To hear of weddings plenty &c.

Ich lasse fünf gerade seyn,
Und schwört ihr auch bei Stock und Stein,
Es sei der Mond ein Käse. *)

Wer allen zu gefallen strebt,
Der ist ein Thor. Das Bessre lebt
Für die, die Gutes wollen.
Wenn diese, nicht für Fehler blind,
Beständig meine Freunde sind,
So mag der Tadler grollen. **)

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Buenos Ayres. Am 9. September erliess der Congress der vereinigten Platastaaten ein Gesetz, wodurch die Vollziehungsgewalt (der Präsident de las Heras) ermächtigt wird, die Besoldung der zwei Abgeordneten für den Congress von Panama zu beschaffen. Aus der Banda Oriental ***), deren Einwohner mit den Kaiserl. Brasilischen Truppen einen erbitterten Kampf fortsetzen, sind Repräsentanten in Buenos Ayres eingetroffen, um bei dem Congress der Platastaaten Sitz und Stimme zu erlangen. Da diese Repräsentanten viele Freunde im General-Congresse haben, so beschloss derselbe in seiner Sitzung am 25. October, die Banda Oriental, dem von ihr ausgesprochenen Wunsche gemäss, als factisch der Republik der Vereinigten Provinzen wiederum einverleibt, anzuerkennen, und für die Vertheidigung und Sicherheit dieser östlichsten Pro-

---

*) *For should they swear the moon was cheese*
I never should confute them.

**) *. . . . pursue*
The path, that seems the best to you,
And let the grumblers grumble.

***) Die Banda Oriental liegt am nördlichen Ufer des Rio de la Plata, Hauptstadt Montevideo, wo sich aber noch der Brasilische General Lecor, Viconde von Laguna, tapfer wehrt, 40 Meilen östlich von Buenos Ayres. Die Brasilier nennen diese Provinz Cisplatina, d. h. Provinz diesseits des Rio de la Plata.

vinz Sorge zu tragen, auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufzubieten, um die Räumung der einzigen beiden vesten Plätze (Montevideo und Colonia de Sacramento, 20 Meilen westlich von Montevideo), die sich noch in der Gewalt der Truppen Sr. Brasilischen Majestät befinden, möglichst zu beschleunigen." Dieser Beschluss, der seinem Wesen nach eine Kriegserklärung der Bundes-Republik des Rio de la Plata gegen das Brasilische Kaiserreich ausspricht, ward unter dem 4. November durch den Minister-Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheit, Manuel José Garcia, dem Brasilischen Minister-Staatssecretair, Luis Jozé Carvalho e Melho, in einer Note mitgetheilt, in deren Einleitung es heisst, „dass die Bewohner der Banda Oriental durch eigne Anstrengung die Befreiung ihres Gebiets von den Truppen Sr. kaiserl. Brasilischen Majestät erlangt hätten."

(Nähere Aufklärung über diesen Zwist, der jetzt ernstlich zu werden anfängt, findet sich im 2ten Bande dieser Zeitschrift, S. 250 flg., und besonders auch S. 273 und folgende.)

Chile. In Chile ist im July v. J. ein National-Bank errichtet. Ihr Capital wird 10 Millionen Piaster betragen, in Actien à 500 Piaster, wovon wenigstens der dritte Theil in England niedergelegt werden soll. Ausländer, welche drei Jahre in Chile gewohnt haben, und zwanzig Aktien kaufen, erhalten dafür das Bürgerrecht.

Am 1. July 1825 wurden auf zwei Britischen Schiffen für 60000 Piaster Sandelholz, Kupfer etc. von Valparaiso ausgeführt.

Die vormals so berühmten Silbergruben zu Uspallata (s. Columbus II, 317) sind bereits für Rechnung der Englischen Minengesellschaft wieder angebrochen, und verheissen eine reiche Ausbeute. Auch hoffte man an jener östlichen Seite der Anden noch neue Gänge edlen Erzes zu entdecken. Von dem jetzt so begierig gesuchtem Kupfer liefern die Gruben von San Felipe, 15 Meilen nördlich von der Hauptstadt Santiago, das meiste; im May dieses Jahrs, etwa 2000 Centner und würde noch weit mehr liefern können, wenn es nicht an Händen fehlte. Auch bei Coquimbo sind durch einen Maulthiertreiber zufällig Silbergänge entdeckt, die man bei näherer Untersuchung sehr bauwürdig gefunden hat. Coquimbo, mit einem schönen Seehafen, liegt 60 Meilen nördlich von Valparaiso. Jene Entdeckung von Silbergängen ist um so auffallender, da früher in diesem nördlichsten Theile von Chile wohl Gold und sehr viel Kupfer, aber unsers Wissens noch kein Silber entdeckt ward,

welches weiter östlich an dem Fusse der innern Andenkette bei Uspallata &c. bricht.

DEMERARA. Die Regierung der Britischen Colonie Demerara, an Südamerika's Nordostküste, hat eine Verordnung bekannt gemacht, wodurch das Schicksal der dortigen Negersklaven sehr erleichtert wird, (man zählte dort 1823: 43227 Sklaven und 34149 Sklavinnen.) Unter dem Titel: Schutzpatron der Sklaven, ist ein Beamter ernannt, der über die Vollführung der neuen Anordnungen wachen und die Sklaven gegen die Tyrannei ihrer Herren schirmen soll. (Ein schweres Amt!) Die Stunden und Zeiten der Arbeit sind vestgesetzt; Sonntags darf nicht gearbeitet werden. In der heissesten Jahrszeit wird weniger gearbeitet, als in der kühleren. Die Herren dürfen keine Peitschen, Stöcke &c. bei sich tragen. Wenn eine Züchtigung vollzogen wird, müssen immer ein weisser und 6 schwarze Zeugen zugegen seyn. Solche Züchtigung darf nicht auf der Stelle vollzogen werden, sondern erst nach Sonnenaufgang am folgenden Tage; auch darf kein Herr mehr als 25 Hiebe aufzählen lassen. Die Sklavinnen sind ganz von Schlägen befreit, und sind ins künftige Schimpfstrafen ausgesetzt. Die Märkte, die Sonntags gehalten werden, dürfen bei schwerer Strafe nur bis 11 Uhr Vormittags dauern. Die Ehen der Sklaven werden von einem Geistlichen eingesegnet, und die Frauen erhalten von der Regierung für jedes Ehelich-geborne Kind eine Belohnung; jede Sklavinn, die 6 eheliche Kinder hat, ist von aller Feld- und jeder beschwerlichen Arbeit befreit. Die Sklaven dürfen sich ein Eigenthum sammeln, in dazu errichteten Spaarbanken niederlegen, und nach ihrem Tode darüber verfügen. — Ehemann und Ehefrau darf man hinfort nicht mehr durch Verkauf trennen, und auch nicht von ihren Kindern, wenn diese unter 16 Jahren sind. Sklaven werden als Zeugen vor Gericht zu gelassen. Die Herren, welche wieder diese Verordnung handeln, werden strenge bestraft.

(*Jamaica Royal Gazette vom* 26. *Nov.*)

WESTINDIEN. Den 23. Nov. v. J., hielt der Lord-Bischof von Jamaica in der Kathedralkirche zu Spanishtown (dort, zwei Meilen westlich von der Hauptstadt Kingston, und nicht in Kingston selbst, ist der Sitz des neuen, 1824 daselbst angelangten Bischofs der Anglikanischen Kirche) eine Predigt über die Parabel vom Senfkorn." Die Apostel, sagte er, hätten sich nicht in die Geschäfte der Regierung eingemischt, aber derselben aufs dringenste moralische Grundsätze eingeschärft; die Geistlichkeit der Colonie müsse dasselbe thun; übereilte,

unbedachtsame, schlecht berechnete Verbesserungspläne des Zustands der Sklaven wären höchst gefährlich; endlich prägte er nach den Briefen Pauli an die Corinther und Epheser, den Herren, wie den Sklaven, ihre gegenseitigen Pflichten ein. Für die Comité des Sprengels zur Verbreitung des Christenthums wurden bei dieser Gelegenheit 91 Pfund Sterling gesammelt.

In Havana soll in der Nacht des 22. Nov. eine Verschwörung entdeckt, und 19 der angesehensten Einwohner sollen verhaftet und Einige von ihnen auf der Stelle hingerichtet seyn. Nach andern Gerüchten ist eine Revolution zur Vertreibuug der Spanischen Regierung, wirklich ausgebrochen.

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika. Die Gasetzgebende Versammlung des Staats Vermont, die zu Montpellier, 42 Meilen nördlich von New-York, ihren Sitz hat, vertagte am 9. November durch folgende süssklingende Anzeige des Sprechers: „Se. Excellenz der Gouverneur ladet die Mitglieder ein, mit ihm ein Glas Wein in Cottrill's Hôtel zu trinken, weil Se. Excellenz im Begriff sind, das Amt eines Gouverneurs niederzulegen.“ Das Haus versagte dieser Anzeige den Beifall nicht. — Zu New-Orleans sind in den zwei Jahren, die am 1. Oct. 1825 zu Ende gingen, den Missouri und Mississippi herab, aus dem neuen Staate Missouri 7½ Millionen Pfund Blei, und zwar als Erz, in Barren und als Flintenkugeln &c., angelangt und in den Handel gebracht. Ueberdies wird noch viel Blei in dem Staate Missouri von den Einwohnern selbst, in den Staaten Michigan, Illinois, Indiana, Ohio, Kentucky, Tennessee, Mississippi, Alabama, West-Virginien und Pennsylvanien und in den Gebieten Missouri (westlich von dem also genannten Staate) und Arkansas verbraucht. Die Hauptgrube liegt acht Meilen westlich von Sainte Geneviève, also eben so weit vom Mississippi, da dieser Ort an dessen westlichem Ufer, der Hauptstadt von Illinois, Kaskaskias, gegenüber, erbaut ist. Dieser Punkt des Mississippi liegt 160 Deutsche Meilen nördlich von Neu-Orleans. Nach Brackenridge lieferten die sämmtlichen Bleigruben im Jahre 1822 1,525,000 Pf. Blei und beschäftigten bereits 350 Arbeiter. Im Jahre 1825 hat sich die Zahl der Arbeiter, worunter viele Negersklaven sind, bis auf 2500 vermehrt. Auch Eisenerz findet sich in Menge, aber es fehlt an Capitalien, um Schmelzöfen zu errichten; das Metal würde reissenden Absatz finden. (S. Louis, die Hauptstadt vom Staate Missouri, liegt 12 Meilen nordwestlich von

S. Geneviève, am Einflusse des Missouri in den Mississippi.) *S. Louis Republican.*

Der Charleton - Courier vom 2. October 1825, der in Süd-Carolina's Haupthandelsstadt erscheint, enthält folgende menschenfreundliche Anzeige:

„Neger - Handwerker zu verkaufen. Ein Lohgärber, der nicht im Stande ist, sich die zu seinem Geschäfte erforderliche Menge Eichenrinde zu verschaffen, will daher seine Lohgärberei und Lederfabrik aufgeben und bietet deshalb folgende Neger zum Verkauf an: nämlich vier Gärber, einen Ledertauer (currier!) und sieben Schuster; auch ist eine Borkmühle von gegossenem Eisen abzustehn! —"

„86 Neger, so trefflich, wie sie nur zum Verkaufe ausgeboten wurden, unter denen 6 — 8 geschickte Zimmerleute, Kupferschmiede &c. sich befinden, sind unter höchst liberalen Bedingungen zu verkaufen. Man wende sich an H. B. Toomer, Nro. 10, Staaten-Strasse."

Ein Nord - Amerikanisches Kauffahrtei - Schiff, William Tompson, Capitain Crooker, vollendete im November vorigen Jahrs die Ueberfahrt von New-York nach Liverpool in 18 Tagen; zwei Tage hindurch hatte er Windstille, brauchte also eigentlich nur 16 Tage und vollendete mithin die Fahrt queer übers Atlantische Meer mit beispielloser Schnelligkeit.

Mexico. Der Minister-Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheit, Alaman, der nach Panama geht, hat resignirt, und das Porte feuille ist provisorisch dem Signor Gomez Pedraza übergeben. Der 16. Sept., der Jahrstag der Mexikanischen Revolution, ist mit grossem Jubel gefeiert worden. — Auch die Minister der Vereinigten Staaten und Grossbritaniens hatten prächtig illuminirt. — In der Hauptstadt Mexico ist am 29. Sept. vom Herrn Poinsett, Minister der V. St. und vormals Deputirter-Grossmeister der Grossen Loge von Süd-Carolina, eine Grosse Loge für Mexico installirt; die angesehensten Staatsbeamten sind Mitglieder derselben.

Ein Paar Worte über eine Berichtigung.

Nichts kann für eine Zeitschrift angenehmer seyn, als die Einsendung von Berichtigungen, wenn sich in dieselbe, wie dies so leicht möglich ist, Irrthümer und Unrichtigkeiten eingeschlichen haben. In der Gelehrten Republik war aber bisher der Brauch, dergleichen dem Blatte oder der Monatsschrift, worinn sich der berügte Gegenstand fand, einzusenden, und erst dann, wenn diese die Aufnahme der Berichtigung weigerte — ein anderes Blatt als Mittel zur Verbreitung der Wahrheit zu erwählen. Einem Herrn A. (?) Ewald B. (?) hat es aber ge-

fallen, anders zu verfahren. Er rügt einen Auszug, den das Politische Journal, eine der ältesten Zeitschriften Deutschlands, Decemberheft S. 1105, über die in Nord-Carolina entdeckten Goldbergwerke aus dem *American Journal of arts and science* mittheilte, in der Liste der Börsenhalle vom 11. Januar, und zwar mit einer Einleitung, die insonderheit allen Zeitschriften, worin Amerikanische Nachrichten enthalten sind, einen sogenannten Hieb versetzt. Es kann also nicht auffallend seyn, dass ein dem Erdtheile Amerika ausschliesslich gewidmetes Journal dieser Beschuldigung Rede steht. Hrn. A. E. B. behauptet, dass mehrere Zeitschriften jetzt wetteifern, allen Nachrichten aus Amerika den Anstrich des Wunderbaren zu geben; das Politische Journal war bei der Mittheilung jener Nachricht nicht in diesem Falle; es übersetzte aus dem Amerikanischen Blatte die Angabe des Herrn Denison Oldridge, Professors der Chemie und Mineralogie der Universität von Nord-Carolina, die zu Chapel Hill, in dem Canton Orange, etwa 30 Meilen nordöstlich von Wilmington, ihren Sitz hat. Nicht zu Wilmington im Canton Neu-Hannover, wo sich Herr A. Ewald B. im Juny 1825 einige Zeit aufhielt, sondern 35 Deutsche Meilen nordwestlich von diesem Hafen, der nicht der einzige in Nord-Carolina ist — im Canton Montgomery, an dem südlich nach Süd-Carolina fliessenden Yadkin und an der östlichen Abdachung des Buncombe-Gebirgs, sind jene Goldgruben entdeckt, und das ist keineswegs so wunderbar, als jener Herr wohl meint. Was die Angaben des Professors Denison Oldridge betrifft, so bleiben diese so lange dahingestellt, bis dieselben ein gründlich unterrichteter Mineralog, ein Mann wie v. Buch oder v. Humboldt, wiederlegt. Nicht jeder, der auf einer flüchtigen Reise den Amerikanischen Boden betreten hat, darf über die dort, sich findenden Naturprodukte sein vorlautes Urtheil fällen; thut er es, so macht er sich lächerlich. Der Goldstaub-Krämer z. B,, den Herr A. Ewald B. in Mompox, am westlichen Ufer des Magdalenenstroms, sah, verbarg sein Schätzchen gewiss auch deshalb so sorgfältig, weil er Smuggler war; nach einem in Colombia bestehenden Gesetze muss alles Waschgold in die Münze des Freistaats abgeliefert werden. Darf endlich Jemand wagen, diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen, der nicht einmal Waschgold von Goldstufen unterscheidet? Dass es Pepites von weit mehr als 28 Pfund giebt und weit grösser als Tannenzapfen, darüber kann jedes Handbuch der Mineralogie dem, der solche allbekannte Dinge nicht weiss, gründlich belehren. Die in jener Rüge angeführten Ausfuhrartikel von Wilmington stehn in Warden's Statistik S. 299 weit vollständiger. Doch genug, um zu beweisen, dass Herr A. Ewald B. nicht als der Mann erscheint, der Gründliches über Amerika zu schreiben vermag, und der sich also hätte scheuen sollen, eine Zeitschrift, deren Werth schon längst anerkannt ist, in einem andern Blatte ohne Ursachen zu verunglimpfen.

C. N. Röding, Phil. Dr.

☞ Zu Seite 134 erfolgt im Märzheft eine Berichtigung, in Betreff der Hamburgischen Zuckerfabrikation.

Bolivar.

(Siehe Columbus, Februarheft, 1826, Seite 128.)

Bürgerkronen ihm in's Haar,
Mit Gesang!
Fama tön' ihm immerdar
Nachruhms Klang!
Er errang sich's im Gefecht,
Der der Freiheit Kämpfer war;
Er, der Streiter für das Recht,
Bolivar!

Du, des Ruhmes liebster Sohn,
Ist der Quell
Herrscherglanzes um den Thron
Wohl so hell?
Wird dem königlichen Kleid,
Kron' und Scepter und Talar,
Höh're Lieb' als dir geweiht,
Bolivar?

Trieb der Ehrgeiz dich in's Feld,
Dunkle Macht,
Der manch Opfer mancher Held
Hat gebracht?
Bot'st für Siegstriumph-Gewinn
Du die Brust dem Feinde dar?
Gabst du Blut für Reichthum hin,
Bolivar?

Nein, o nein, für heil'gres Pfand
Schlugst du d'rauf!
Freiheit, Recht und Vaterland
Rief dich auf,
Und wenn deines Stahles Glanz
Blitzte freier Männer Schaar,
Wand sich dir der schönste Kranz,
Bolivar!

Wenn der Orenoco jetzt
Nicht das Land
Sclavischer Heloten netzt;
Deine Hand
Brach alsdann die Kett' entzwei,
Die der Spanier, als Barbar,
Um sie wand zur Sclaverei,
Bolivar!

Vom Gebirg zum Ocean
Jauchzt ein Chor
Dir zum Preise himmelan:
„Liberador!"
Alle, die du hast befrei't,
Du ihr Leitstern, licht und klar,
Haben treu sich dir geweih't,
Bolivar!

Bärmann, Dr.

Die Eröffnung des Congresses

der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Aus einem Schreiben aus Washington vom 8. Dec. 1825.

Am 5, wohnte ich der Eröffnung des Hauses der Repräsentanten bei. Die Wahl des Sprechers geschah mit vielem Anstande; sie ward durch Kugelung

(Ballotiren) bewirkt; und da die erste Abstimmung kein befriedigendes Resultat gab, ward sie wiederholt und traf Herrn Taylor, einen Mann, der bereits viele Geschicklichkeit bei der Führung des Vorsitzes bewiesen hat. Derselbe ward nun feierlich auf seinen Sitz geführt und dankte kurz, aber nachdrücklich, für die ihm erwiesene Auszeichnung. Dann wurden die Mitglieder mit den Namen der Staaten zu dem Tische des Secretairs gerufen, um den vorgeschriebenen Eid zu leisten; dieser hielt ihnen eine kleine aufgeschlagene Bibel vor; einige legten bei der Eidesleistung die Finger der rechten Hand darauf; andere aber hielten die Finger in die Höhe. Der Sprecher sagte den Eid mit leiser Stimme vor; diejenigen, welche die Bibel berührt hatten, küssten sie; die andern liessen den Arm sinken und gingen ohne weiteres an ihre Plätze. Die letzten waren die Mitglieder aus den Nordöstlichen Staaten (aus Neu-England) und Pressbyterianer; die andern aber aus den südlichen Staaten und von der Protestantisch-Bischöflichen Kirche, und diese leisteten den Eid nach Englischem Brauche. Bis dahin herrschte eine feierliche Stille im Hause, und überhaupt mehr Ordnung, als im Englischen Hause der Gemeinen. Nun aber drängte sich ein lumpiger Kerl durch die Schranken, bis vor den Sitz des Sprechers und erklärte laut, er habe etwas vorzutragen. Doch sogleich ergriff ihn ein Thürsteher beim Arm, und warf ihn, obgleich er erklärte, er wolle nur ein paar Augenblicke sprechen, recht unsanft zur Thüre hinaus. Bei den Mitgliedern schien diese Scene keine Aufmerksamkeit zu erregen. Unter ihnen sind viele, die zum erstenmale erwählt sind, und manche haben ein sehr angenehmes Aeussere. Ueberhaupt sieht man unter diesen Stellvertretern des

Amerikanischen Volks junge Männer von fast idealischer Schönheit des Gesichts und Körperbaues.

Am 7. wohnte ich einige Stunden einer Senatssitzung bei. Dort waren die Geschäfte schon im vollen Gange. Auch hier herrschte Anstand, Ruhe und, selbst während der Debatten, eine Stille, wie sie kaum im Britischen Hause der Lords herrscht. Man verhandelte auf Herru Dickerson's, Mitgliedes für New-Yersy, Vorschlag über die Ernennung einer Comité für die Manufactur-Angelegenheiten, welche von der für die Handels-Angelegenheiten abgesondert bestehn soll. Ein Herr Holmes unterstützte diesen Antrag und entwikkelte die Gründe für diese Absonderung aus der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Gegenstandes dieser Comité. Sein Vortrag war ruhig und ernst, seine Sprache gebildet und leicht-fliessend, seine Gründe fasslich und ungekünstelt. Ein Herr Findlay, Mitglied für Pennsylvanien, erhob sich nach ihm, ein finsteres Angesicht, voll Züge widerwärtiger Selbstgefälligkeit. Er meinte, auch der Ackerbau habe Anspruch auf eine besondere Comité. Er sprach schnell; aber es fehlte ihm an Gedanken und oft auch an Worten, um das zu sagen, was er sagen wollte. Nun vertheidigte Herr Dickerson kurz und nachdrücklich seinen Antrag, ersichtlich mit Erfahrenheit, da er selbst lange Mitglied dieser Comité war; sein Vortrag ist ohne Schmuck, aber höchst eindringlich und angenehm. Herr Hayne, Senator für Südcarolina, ein junger Mann erklärte sich gegen den Antrag. Er meinte: Handel und Manufacturen ständen in zu genauer Verbindung, um getrennt behandelt zu werden, und die Mitglieder der beiden Ausschüsse würden sich doch über viele Gegenstände vereinbaren müssen, um mit Nutzen zu wirken. Er spricht leicht

und mit Wortfülle, ohne anzustossen und hat eine wohlklingende Stimme; aber sein Anstand ist fehlerhaft; er bewegt beim Sprechen den rechten Vorder-Arm fortwährend auf und nieder, etwa wie jemand der Nägel einklopfen will. — Der Beschluss ward bewilligt. — Ganz vorzüglich interessirte mich Obrist Johnson, Senator für Kentucky. Er wollte einen Antrag machen, doch unter der Bedingung, dass der Senat sogleich darüber entscheide. Der Vicepräsident Calhoun sagte ihm, dass sei wider die Regel des Hauses; jeder Antrag müsse einen Tag auf der Tafel liegen bleiben. Obrist Johnson erklärte mit fast naiver Unbefangenheit: Das wisse er wohl, dass dieses nicht in der Ordnung sei; die Sache sei aber höchst wichtig, und so denke er, man könne wohl einmal einmal eine Ausnahme machen. Sie betraf sein Lieblingsthema: Die Abschaffung der Gefangenschaft für Schuldner. — Er musste sich zur Ruhe geben. — Es ist unmöglich, dass die Einbildungskraft sich eine Vorstellung von diesem ächten Kentuckier machen kann, wenn man ihn nicht gesehn hat. Anstand, Sprache, Bewegung, alles zeigt den höchsten Grad der Unbefangenheit, der Redlichkeit, der Freimüthigkeit und männlicher Kraft. — Sein grosser, freundlicher Blick ist der reinste Spiegel seiner edlen Seele. Wer ihn sieht, wer ihn hört, muss ihn lieben. —

Stadt Washington.

(Aus demselben Briefe.)

Wenn man auf der Strasse von Baltimore*) — her nach Washington kommt, so nimmt sich die Stadt

*) Washington liegt 8 Meilen südwestlich von Baltimore, dem nächsten Seehafen.

und das Capitol, wo der Congress seinen Sitz hat, keinesweges schön und prächtig aus; die Grösse des letzteren erscheint erst im rechten Lichte, wenn man näher kommt, und tritt man hinein, so wird man von dem Umfange und der architektonischen Trefflichkeit dieses Gebäudes mit Bewunderung ergriffen. Es ist ein überall leicht und gross erscheinendes Labyrinth von Säulen, Bogen und Durchgängen, die zu Amtsstuben, Versammlungssälen, Archive &c. dienen, ohne dass irgendwo etwas gedrücktes, verengtes oder unregelmässiges wahr zu nehmen wäre, und worin man mit Vergnügen lustwandelt. — Die ganze Umgebung des Capitols ist noch unvollendet, und bis jetzt blos ein Eisengitter zwischen steinernen Pfeilern fertig. Daran sind auch Bäume gepflanzt, aber kleine Nadelholzsetzlinge, und zwar ganz nahe an einander; das nimmt sich artig aus, aber nach 40 bis 50 Jahren wird ein Theil derselben ersticken, und man wird sie umhauen müssen und die übrigen werden nach und nach zu Mastbäumen erwachsen! — Ulmen und Linden wären vorzuziehn gewesen. (Nadelholz ist doch immer besser als die langweiligen Pappeln, die, ein wahres Zeichen der Zeit, aller Orten alle Spaziergänge bekleiden.) — Ausser jenem Gitter und den Bäumchen ist noch nichts für die Umgebung des C.pitols gethan, und deshalb auch nimmt sich der Riesenbau, von einer schmutzigen Leere umgeben, wunderlich aus. Nächst dem Capitol steht der Pallast des Präsidenten gleichfalls in einem edlen Still aus weissem Kalkstein, woraus auch das Capitol besteht, erbaut; und auch im Innern bequem eingerichtet, aber mit Mobilien, die aus der zweiten Hand gekauft sind, meublirt, welches aber ein wahrer Lobspruch auf die republikanische Regierung dieses grossen Frei-

staats ist, der den Staatspfenning weise zu Rathe hält, während Miniaturstaaten in andern Welttheilen den Schweiss, das Blut und das Mark ihrer Unterthanen vergeuden. — Vor dem Pallast, dessen Vorderseite der Tiber zu gekehrt ist, erscheint der ganze Raum noch ungepflastert und höchst schmutzig; eben so abscheulich sieht es rings um aus, und erinnert lebhaft an die nächste Umgebung der Mecklenburgischen Bauerhäuser. Ein Freund schrieb mir einmal aus der Russischpolnischen Stadt Mohilew, wenn er den dort auf den Strassen befindlichen Mist nach Hamburg transportiren könne, so würde derselbe ihm dort ein Kapital einbringen. Aehnliches liesse sich fast auch von Washington behaupten. — Freilich sind einige Alleen und zwar mit Geschmack angelegt, aber sie bestehn aus den erwähnten Bäumchen von 6 bis 18 Zoll, die besonders bei den Repräsentanten, welche aus den westlichen Waldgegenden kommen, lautes Gelächter erregen. — Eben so kleinlich wie diese Anpflanzungen ist die Tiber; dieses Wässerchen, das nicht einmal den Namen eines Baches verdient, und den dennoch die Nationaleitelkeit so hochklingend benamte, da er nicht einmal so viel bedeutet, als die Tiber bei Rom, die in Amerika nur für einen Creek passiren kann — hat so wenig Feuchtigkeit, dass ein durstiges Pferd von der grossen Pennsylvanischen Raçe sie ohne Mühe aussaufen und die dort häufigen Frösche, die fast ununterbrochen musiciren, in die grösste Noth versetzen könnte. Besonders auffallend ist dieser Name in einer an grossen, majestätischen Strömen reichen Gegend; aber mit gleicher Eitelkeit benennt man die neuen Niederlassungen in den westlichen Staaten, die oft nur aus wenigen Baumstammhütten bestehn — mit der Grieschichen Endung — *opolis!* —

Nachschrift des Herausgebers. Am 16. Dec. um 1 Uhr Morgens brach im Innern des Capitols Feuer aus, welches einen grossen Theil der Büchersammlung des Congresses verzehrte, und auch sonst Schaden anrichtete, obgleich es gelöscht wurde, ehe es völlig um sich griff.

Wie gelangte der Freistaat Colombia zur Unabhängigkeit?

Ein historischer Versuch.

(Beschluss.)

Gänzliche Vertreibung der Spanischen Truppen aus Colombia.

Am 1. May 1822 versammelte sich der Congress zu Cucuta; der Vicepräsident der Republik, Antonio Bariño, führte bei der Eröffnung der Sitzung den Vorsitz. Am 3. July berichtete die Comité der Gesetzgebung über einen Constititutionsplan, und am 30. August ward die jetzt bestehende Constitutution öffentlich bekanntgemacht.

Bolivar richtete gleich im Anfange des Jahrs 1822 sein Augenmark auf die Deckung der Südgränze der Republik; er wollte sein grosses Werk nicht halb thun; er kannte die bedeutenden Streitkräfte, welche die Spanier noch in Peru besassen, vollkommen. Er fühlte, dass die Befreiung von ganz Südamerika allein im Stande sei, Colombia gänzlich sicher zu stellen.

Bolivar rückte im Februar 1822 in das Gebiet von Quito mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heere ein, wo bis an der Gränze von Peru hin durch Valdez und Sucre der Krieg im Jahre 1821 mit wechselndem

Glücke geführt war, und traf den Spanischen General Murgeon (?) auf den Höhen von Huaco, an der grossen Incastrasse, zwischen Pasto und Quito. Am 7. April wurden die Spanier mit grossem Verluste aus ihrer Stellung vertrieben; sie zogen sich nach Quito zurück, wo Murgeon an seinen Wunden starb. Muthig rückten die Sieger vor, und die Spanier suchten in den schrecklichen Schluchten des Vulkans Pinchincha, an dessem Fusse Quito liegt, eine Zuflucht; aber die Krieger der Freiheit drangen auch über die Lava vor, stürzten ihre Feinde in den Krater und gewannen hier am 24. May 1822 den dritten Entscheidungssieg, die Schlacht bei Pinchincha, welche Quito befreite und ein würdiges Gegenstück zu den Siegen bei Boyaca und Carabobo war; die Spanier büssten 1500 Mann Gemeine und 160 Officiere an Todten, Verwundeten und Gefangenen ein und 14 Stücke schweres Geschütz, und schon Tags darauf rückte Sucre, der hier zuerst seinen Heldenruhm begründete, durch Capitulation in Quito ein. Vermöge dieser Capitulation mussten alle Magazine, Kriegsvorräthe &c. im ganzen Gebiete von Quito den Patrioten, zu denen ein grosser Theil der königl. Truppen überging, ausgeliefert werden. Bolivar selbst war in den schauderhaften Schlünden des 25 Meilen nordöstlich von Quito liegenden Pasto's, dessen Bewohner selbst sich der Sache der Freiheit sehr abgeneigt zeigten, zurück geblieben; diese Stadt ergab sich ihm am 8. Juny. In Quito bereitete sich nun Bolivar, während Sucre bis Rio bamba und Guayaquil vorging, mit grosser Vorsicht und Anstrengung zu seinem Feldzuge gegen Peru, wo nicht nur die Macht der Spanier unter La Serna, sondern vornehmlich die Unzufriedenheit der Einwohner mit dem zu ihrer Befreiung mit

Chiliern und Argentinern herbeigeschifften San Martin, der seiner Seits wiederum mit dem Lord Cochrane haderte, gefährliche Symptome für die wahren Freunde der Freiheit darboten.

An der Nordküste wiederholten die Spanier das Kriegsspiel, wozu früher die Insurgenten gezwungen waren; sie machten kleine Landungen und Ausfälle aus den Vestungen, wovon einige mit Vortheilen für sie verknüpft waren, andere aber gänzlich misslangen. Endlich wollte Morales, der dem General la Torre im Oberbefehl gefolgt war, mit 2000 Mann einen nachdrücklicheren Streich gegen Valencia und Caracas wagen; aber auf den Höhen von Birgirama, am südlichen Abhange des grossen Küstengebirgs, traf ihn der General Paez, der ihm an Truppenzahl weit überlegen war, und vernichtete seine Schaar gänzlich, so dass nur einzelne nach Puerto Cabello entkamen.

Im November erklärten sich die Einwohner der Landenge von Panama für unabhängig und schlossen sich der Republik Colombia als Gesammttheil an.

Bei dem fürchterlichen Zustand anarchischer Zerrüttung, wovon die Monarchie Spanien im Jahre 1822 geplagt zu werden anfing, wurden die in den drei Vestungen an der Colombischen Nordküste eingeschlossenen Spanischen Truppen ganz ausser Acht gelassen. Zwei der wichtigsten Punkte fielen daher noch in diesem Jahre den Patrioten in die Hände; Cumana, fast drei Jahre tapfer vertheidigt, ergab sich am 15. October dem Colombischen General Bermudez; die 1500 Mann starke Besatzung ward nach Puertorico eingeschifft und Cartagena folgte am 16. November diesem Beispiele; es ergab sich dem General Mantillo, der seit dem dort Gouverneur ist; die Spanischen

Truppen, 2600 Mann stark, wurden auf Britischen Schiffen nach Havana geschafft; die Stadt war seit der schrecklichen Bezwingung durch Morillo wieder sechs Jahre unter Spanischer Botmässigkeit gewesen.

Im Anfange des Jahrs 1823, in welchem ein bekannter Schriftsteller nach Colombia von einer Ultraparthei abgeschickt war, um es zu durchreisen und wo möglich den Höllensaamen der Zwietracht gegen die Republikanische Regierung auszustreuen, welches ihm nicht gelang, und wofür er dennoch königlich belohnt ward, besonders weil er ein Lügenbuch gegen den ganzen Freistaat verfasste — dieses Jahr war die Aera des vollständigen Befreiungs-Triumphes für diesen Theil von Amerika. Es waren hauptsächlich nur noch zwei Plätze, Puerto Cabello und Maracaybo, zu bekämpfen übrig. In den letzten Tagen des July ergab sich die zum Schutze des letzten Platzes dienende Flotille von Spanischen Kanonenböten unter Laborde dem Colombischen General-Commandanten der Marine, Padilla, einem Farbigen (Sambo) aus Rio Hacha gebürtig, der nun zu einer Blokade der am Ausgange des Binnensees liegenden Stadt Maracaybo schreiten konnte. Schon am 10. August ergab sich diese Stadt und Morales schiffte sich mit den Trümmern seiner Armee nach Havana ein. Nun war noch Puerto Cabelo zu bezwingen übrig; ein Hauptfort dieses Küstenplatzes, der Wachtthurm Mirador de Solano, hatte sich schon im May 1822 an Paez, der die Belagerung mit Sorgfalt und Nachdruck betrieb, ergeben; die Besatzung war nach Puertorico geschafft. Am 10. November 1823 ging nach einer tapfern Bestürmung der Aussenwerke auch das zweite Hauptfort am Hafen, S. Felipe, wo der Spanische Capitain José Maria Isla commandirte,

durch Capitulation über; die Garnison, nur 250 Mann stark, ward in Colombischen Schiffen unter Parlamentairflagge an die Küste von Cuba geschickt.

So endigte ein grosser Befreiungskampf, der noch besonders durch den Heldenmuth eines grossen Mannes, der bis jetzt ohne Tadel vor der Mitwelt erscheint, und der hier die ungleichartigsten Elemente, die schrecklichste Verwirrung, die fürchterlichste Kriegsnoth und ein schauderhaftes, durch Tyrannei und Partheiwuth über Millionen verhängtes Elend in eine erfreuende Harmonie aufzulösen wusste. Frei, fröhlich und kräftig schreitet Colombia seinem Glücke entgegen, erfreut sich nun schon seit zwei Jahren ungestörter Ruhe und ist vorzüglich durch strenge unpartheiische Rechtspflege ein Vorbild aller andern amerikanischen Freiheit.

Dreihundert und sechsundzwanzig Jahre, seit der grosse Christoforo Colombo am Meerbusen Paria die äusserste Nordostecke des heutigen Colombia, welches dankbar nach seinem Namen benannt ist, betrat, (es geschah dies auf seiner zweiten Reise 1497) — und fur die Krone Spanien in Besitz nahm, ward das Land bis zum stillen Meere frei, unabhängig und selbständig und ein Jahr später von der ersten Seemacht und dem mächtigsten Reiche der Welt, von Grossbritanien, als ein souverainer Staat anerkannt. So hatte es der Genius der Menschheit gefügt, der aus Nacht Licht, aus tiefem Elend Glück zu schaffen und durch wunderbare Wege das Reich des Arimans zu bekämpfen weiss.

C. N. R. —

Bestand der dienstleistenden Seemacht *(navy in commission)* der Vereinigten Staaten.

Am Ende des Jahres 1825.

Schiffe.				Station.
North-Carolina	von	74	Kanonen	im mittelländischen Meere.
Brandywine ...	ꝛ	44	ꝛ	
Constitution ...	ꝛ	44	ꝛ	
United States ..	ꝛ	44	ꝛ	im stillen Meere (*Chorillos*).
Constellation ...	ꝛ	36	ꝛ	in Westindien.
Cyane	ꝛ	24	ꝛ	Brasiliens Küste.
John Adams ...	ꝛ	24	ꝛ	in Westindien.
Erié	ꝛ	18	ꝛ	im mittelländischen Meere.
Ontario	ꝛ	18	ꝛ	
Peacock	ꝛ	18	ꝛ	im stillen Meere (*Chorillos*).
Hornet	ꝛ	18	ꝛ	in Westindien.
Boston	ꝛ	18	ꝛ	zu Boston segelfertig.
Spark-Brigg	ꝛ	12	ꝛ	in Westindien.
Schooner. Porpoise ...	ꝛ	12	ꝛ	im mittelländischen Meere.
Schooner. Grampus ...	ꝛ	12	ꝛ	in Westindien.
Schooner. Shark	ꝛ	12	ꝛ	
Schooner. Dolphin	ꝛ	12	ꝛ	im stillen Meere.
Schooner. Fox	ꝛ	8	ꝛ	in Westindien.
Decoy, Magazinschiff (*Storeship*)				

Schreiben aus Panama,

vom 28. *October* 1825.

Bolivar befindet sich noch in Potosi. — General Salom trifft bei dem Patriotischen Belagerungscorps die nachdrücklichsten Anstalten zur Eroberung von Callao, wo grosser Mangel an Lebensmitteln herrscht.

Marquis Torre Tagle, der im Jahre 1823 Präsident von Peru war, und sich aus Eifersucht den Anstalten, die Bolivar zu Befreiung des Landes traf, hartnäckig widersetzte, und daher für einen Vaterlandsverräther erklärt ward, hat, mit andern von seiner Gesinnung, eine Zuflucht im Fort Callão gefunden, und für sich, und seine Anhänger dem General Salom Vorschläge gemacht, die aber sogleich verworfen sind. — Die Colombische Kriegsschaluppe Pinchincha wagte sich in den ersten Tagen des Octobers in den Bereich der feindlichen Batterien; und diese feuerten so nachdrücklich, dass das Schiff alle Masten verlor und nur mit grosser Gefahr entkam. — In Chorillos liegen drei Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten unter dem Commodore Hull. — Hier in Panama befinden sich noch 15000 Truppen, die aus Peru zurückgekehrt sind, und 4000 werden überdies täglich erwartet. Mit ihrem Benehmen ist man allgemein zufrieden; Bekleidung, Bewaffnung und Haltung ist vortrefflich; auch werden sie gut verpflegt; die Officiere, worunter viele Briten und Deutsche, sind höchst gebildete Männer. Wer früher diese und andre Colombische Truppen gesehn hat, erkennt sie kaum dafür. Sie werden sich theils nach Puerto velo, theils nach Chagres in Marsch setzen, um dort nach Cartagena eingeschifft zu werden; daselbst sammelt sich eine furchtbare Expedition. —

Das schöne Franziskanerkloster, auf einem Vorgipfel des Berges Anon, wird zum Versammlungsort des Congresses eingerichtet. Es liegt kühl und luftig; sonst herrscht hier eine brennende Hitze von 96 bis 100° Fahrenh.; die Nächte aber sind einigermassen erquickend, und Fieber &c. zeigen sich nur selten ende-

misch. Der Handelsverkehr, die Durchmärsche &c. machen die Stadt sehr lebendig und nahrhaft; die Zahl der ansässigen Einwohner mit Einschluss der Neger &c. beträgt wenigstens jetzt 25000 und nimmt täglich zu. Jede Woche kommen oder gehn Schiffe nach Lima, Guayaquil, Acapulco, S. Blas, Chile u. s. w. Der 2½ Stunden von der Stadt liegende (ungesunde) Hafen, der gar zu oft mit der 2000 Fuss höher liegenden Stadt verwechselt wird — ist äusserst sicher und vor allen Winden geschützt. Der Weg über das Land von hier nach Chagres am Westindischen Meere, jetzt ein Hauptstapelplatz für die Westindischen und Europäischen Waaren, die nach der westlichen Küste von Südamerika bestimmt sind, wird weit mehr benutzt, als die alte Strasse über die Venta de Boqueron nach Puerto velo, die nur mit Maulthieren zu passiren ist. Der Weg von Panama nach Chagres beträgt nur 3 starke Deutsche Meilen. Bolivar hat ihn im Jahre 1824 zur Beförderung seiner Expedition nach Peru durch die 2 Deutsche Meilen lange Urwaldung hauen lassen, und er ist so breit, dass 4 Maulthiere oder Pferde bequem neben einander gehn können. Zur Zeit der Spanischen Herrschaft durfte kein Schiff in den Hafen Chagres einlaufen; jetzt wimmelt's dort von Kauffahrern. Braucht man mehr zu sagen, um zu beweisen, dass es jetzt mit dem Lande besser stehe, wie ehemals? —

Panama, der Sitz des Amerikanischen General-Congress liegt 500 Deutsche Meilen südlich von Washington, dem Sitz des Congresses der Vereinigten Staaten. (Bequemste Hinfahrt aus Baltimore nach Chagres, welcher Weg im Dec. 1825 in 18 Tagen vollendet ward. NB. von Chagres nach Baltimore. Die Fahrt rückwärts ist langwieriger.)

300 Meilen südöstlich von Xalapa, Sitz des Congresses der Mexikanischen Bundesstaaten über Vera Cruz und Chagres.

180 Meilen südöstlich von Guatemala, Sitz des Congresses des Bundesstaats Mittelamerika von Puerto Libertad gerade an der Küste des stillen Meeres hin nach Panama.

115 Meilen westlich von Ocaña, künftige Hauptstadt der Republik Columbia, (s. Columbus I. 458) und 125 Meilen nordwestlich von Bogota — aber langweilige Reise erst nach Honda den Magdalenenstrom abwärts nach Cartagena, und von dort nach Chagres oder Puertobelo.

355 Meilen nordnordwestlich von Lima Chorillos oder Callão, Seehäfen jener Hauptstadt der Republik Peru, gerade hin durchs stille Meer.

670 Meilen nordwestlich von Valparaiso, Seehafen von Santiago, Hauptstadt des Freistaats Chile, gleichfalls durch's stille Meer.

460 Meilen nordwestlich von Potosi, Hauptstadt des Freistaats Bolivar, (Ober-Peru). Bester Weg, 110 Meilen nach dem Hafen Quilca (Nieder-Peru) und dann durchs stille Meer.

730 Meilen nordwestlich von Buenos Ayres, Sitz des Congresses der Platastaaten, über Potosi, Quilca &c. (Der Weg zu Lande ist bis Potosi ganz bequem.)

750 Meilen von Rio de Janeiro, Brasiliens Hauptstadt, der bequemste Weg aber geht — über Buenos Ayres. — Gerade hin giebt es keinen.

200 Meilen südwestlich von Port Republicain (Port au Prince) Haïti's Hauptstadt (über Chagres oder Puerto belo.)

(Die Entfernungen sind in gerader Linie gemessen.)

Ueber die gegenwärtige Geldnoth des Handelsstandes.

Aus einem Schreiben aus Newyork vom 14. Januar.

Auch hier, wie in allen Amerikanischen Handelsstädten herrscht ein früher nie gekannter, und in ruhigen Friedenszeiten nie erlebter Mangel an baarem Gelde. Dieser Geldmangel geht vom Handelsstande aus, und hat hier, wie allenthalben, dieselben Ursachen. Hundertmal denke ich daran, was Sie mir bei meiner Abreise im vorigen Jahre sagten: „Die Handelsstädte gleichen einander aufs Haar; in jeder trifft man ein Nachstreben des Londoner Kaufmannsleben; Aufwand, ununterbrochnes Jagen nach rauschenden Freuden und—die Sucht, Geld zu machen."— Nirgend ist, aus Furcht vor den Menschen, in deren Händen, wie man allgemein glaubt, die grosse Triebfeder aller Bewegung ist, aufrichtig über diesen Gegenstand geredet worden; nirgend hat ein freier, unabhängiger Mann es unverholen gesagt, was jetzt aus dem Handelsstande geworden ist — und weil man das Uebel nicht am Brunnquell erkennt, so kann man dessen Giftgehalt nicht gründlich analysiren und beurtheilen. — *Quaeritur*: Welche waren die ersten, die grössten, die rechtlichsten, die reichsten Kaufleute der Welt? Die Holländer. — Und wie lebten diese!!! — Sie waren Republikaner, so frei, so hochsinnig, wie sie wahrlich jetzt, wo

namentlich in diesem Erdtheile, wo die Freistaaten, wie Pilze aufschiessen, noch immer selten sind. Und doch lebten sie eingezogen, bürgerlich, mit Weib und Kind, und hielten sich nicht für den ersten Stand der Welt, der glänzen, eitel glänzen muss, um zu bestehn. Jeden Aufwand meidend, liessen sie sich nur auf solide Unternehmungen ein, hielten das Ihrige zu Rathe und sahen ihre Kapitalien, die wirklich vorhanden waren, als das Triebrad ihres ganzen Wesens und Treibens an, während jetzt aller merkantilischer Verkehr auf einem blauen Dunst beruht, den man Credit nennt, der aber eigentlich ein Debet ist. — Wers gut meint, spricht sich deutlich aus. Denn — *Si medicamenta non sanant, ferrum sanat; si ferrum non sanat — ignis sanat.* — Hier, wie vieler Wegen, meint der Kaufmann nur im Aufwande, nur durch Aufwand lasse sich jener blaue Dunst, der durch seine Farbe der Treue Vertrauen erwecken soll, erzeugen. Kutschen und Pferde — eine königliche Tafel — ein mit erhabener Nase Einherschreiten, als wäre alles Nichts und nur der Handelsstand Etwas; — Unternehmungen, die durchaus dem Hazardspiele gleichen, und wobei man immer, alles, was man wirklich hat, und nicht selten auch das, was Andern gehört, verbrecherisch aufs Spiel setzt — um jenen Aufwand fortführen zu können, und ein Matador (zu Deutsch Tödter) zu bleiben — sind sie nicht die Charakterzüge vieler Handelshäuser und die wahrhafte, alleinige Ursache — dass jetzt der Ehrenname Handelsmann nicht mehr ein Ehrenname ist? Wer keinen Aufwand macht, wer nicht die Orte besucht, welche der merkantilischen Aristokratie als Parlament dienen, wer zurückgezogen sich und seinen Geschäften lebt, und dem alten Grundsatze

Franklins huldigt, dass der Heller der Grundstein zu Millionen sei, — selbiger gilt nicht — und man taxirt ihn, als untergeordnet. Wahrlich das grosse, stolze Grossbritanien wäre längst durch den Handelsschwindel seiner Merkatoren untergegangen, wenn nicht der innre Reichthum der Landbesitzer einen Fond darböte, und noch Einige, wie Loth — in Sodom, mit eiserner Beharrlichkeit vor dem Riss ständen. — Der Kaufmann ist ein Bürger; ein Bürger soll nicht leben wie ein Fürst, alles was ein Kaufmann hat, gehört seiner Handlung, denn er ist der elendeste aller Sterblichen, wenn er kein Geld hat. Der Luxus des Handelstandes verbreitet sich wie eine Pest über alle Stände; zunächst über die, welche vom Handelstande leben und die sich gleichfalls, wie der Kaufmann, durch Aufwand Credit zu schaffen suchen, die sich gleichfalls nichts daraus machen, wenn sie auf allerlei Wege Andre um das Ihrige bringen können, da leider die Justiz von der Beschaffenheit ist, dass man die kleinen Diebe aufknüpft und die grossen — als Unglückliche — bedauert. — Es giebt bekanntlich einen kleinen Handelsstaat, dessen Regierung strenge, sehr strenge gegen Falliten ist, und ich muss sagen, dass es dort Männer giebt, die wirklich Vertrauen finden und verdienen. Hier in Newyork hingegen wird von Fallissements, wie von Unternehmungen geredet — arme Schelme, die nichts haben, zwickt mitunter die Justiz, aber die Herren, die recht grosse Bankbrüche zu effectuiren wissen — und noch dazu ein schönes Weibchen haben, für selbige wird auf jede Weise, selbst durch Aemter und Ehrenstellen gesorgt. — Sonst ward das Unrecht und die Uebertretung des siebenten Gebots bestraft; Schaden traf selbst den, der durch unverschuldete Unglücks-

fälle nicht im Stande war, seine Gläubiger zu befriedigen, er verbarg sich mit Weib und Kind — denn selbst auf diesen haftete die Schande — jetzt geht kein Fallit mehr unter der Traufe, jetzt spielen solche Männer fortwährend aller Orten die ersten Rollen — erscheinen stolzirend im Schauspiel und auf Maskeraden, und ihre Weiber nehmen durchaus keine Notiz davon, dass ihr Mann Andre um das Ihrige brachte. Wenn der Aufwand nicht aufhört, wenn der Kaufmann nicht bescheiden in seinen Kreis als Bürgersmann, der ihn allein ehrenwerth macht, zurücktritt, wenn er der Mode fröhnt und eitel den Grossen spielt, und deshalb durch Wagstücke sein Daseyn fristen muss, so wird hier und in allen Orten bald der Handelsstand dermaassen sinken, dass jeder — der Capitalien hat, lieber dem leibhaften Satanas, als solchen Schlinggruben das Seinige anvertraut. Die Wenigen, die sich klug und weise nicht von diesem Strudel fortreissen lassen, und die rauhe Bahn ächter Solidität, oft verschrieen, fortwandeln, werden zum Besitze aller Geschäfte gelangen und nur ihre Papiere werden gelten. — Möchte dieser Zeitpunkt bald eintreten; möchte der Handelsstand seine alte, angestammte Würde wieder erringen. — Dann wird hier wie in Europa die Geldnoth, die nichts weiter als ein Resultat wahnsinniger, über alle Kraft ausgedehnter Spekulationen ist, schwinden; dann wird die alte gute Zeit eintreten, wo Geld haben und Kaufmann seyn, noch *Synonyma* waren, und volle Kassen, nicht glückliche Wechselreiterei, den Credit begründeten. Für mich wäre es ein grosser Trost, wenn es in Europa's Handelsplätzen anders aussähe, wie hier! —

C. A.

Das Klima von Mexico's Haupthafen Veracruz.

(Aus F. A. Humboldt's Neuspanien. 4. Bd.)

Die Lage von Veracruz hat viele Aehnlichkeit mit der von Panama, von Amerikanisch Cartagena und mit der von Portobelo und Omoa. Die Wälder, welche den östlichen Abhang der Cordillere bedecken, dehnen sich kaum bis an den Pachthof del Encero; hier fängt ein minder dichtes Gehölz an, das sich allmählig, 5 bis 6 Meilen weit von den Seeküsten, verbreitet Die Umgebungen von Veracruz sind daher abscheulich dürre. Kommt man auf dem Wege von Xalapa an, so findet man bei Antigua nur einige Kokosstämme, welche die Gärten dieses Dorfs zieren; aber dieses sind auch die letzten grössern Bäume, welche man in dieser Wüste findet. Die ausserordentliche Hitze von Veracruz wird überdies noch durch Hügel von Flugsand (*Meganos*), welche sich durch die Nordwinde bilden und die Stadt auf der Süd- und auf der Südwestseite umgeben, vermehrt. Diese Dünen von konischer Form haben bis auf 45 Fuss Höhe; da sie im Verhältniss ihrer Masse sehr stark erhitzt werden, so behalten sie auch bei Nacht die Temperatur, welche sie am Tage erhielten. Blos durch eine progressive Vermehrung der Hitze kann es geschehn, dass der hundertgradige Thermometer, wenn er im July in den Sand gesteckt wird, auf 48° oder 50° steigt, während er in freier Luft und im Schatten sich auf 30° hält. Die *Meganos* können daher als eigentliche Oefen angesehen werden, welche die umgebende Luft erhitzen, und sie wirken nicht nur, weil sie den Wärmestoff in jedem Sinn ausströmen,

sondern auch, weil sie durch ihre Zusammenstellung die freie Cirkulation der Luft hindern. Aber dieselbe Ursache, die sie geboren hat, zerstört sie auch eben so leicht wieder, und diese Dünen verändern ihre Stelle jedes Jahr, wie man es besonders in dem Theil der Wüste sieht, welcher *Meganos de Catalina*, *Meganos del Coyle* und *Ventorillos* heisst.

Unglücklicherweise aber für die noch nicht akklimatisirten Bewohner von Veracruz sind die Sandebnen, welche die Stadt umgeben, statt ganz dürre zu seyn, durch Sumpfboden unterbrochen, in welchem sich das Regenwasser sammelt, welches durch die Dünen filtrirt wird. Diese Behälter von trübem, stehendem Wasser werden von den Herren Comoto, Ximenes, Mociño und andern einsichtsvollen Aerzten, welche vor mir die Ursachen der Ungesundheit von Veracruz untersucht haben, als eben so viele Bildungspunkte der Ansteckung angesehn. Am Fusse der Dünen findet man nichts, als niedriges Gesträuch, deren Stengel und Blüthen kaum aus dem dürren Sand, welcher sie bedeckt, herausreichen. Ueberall, wo der Sand durch das Lachwasser, welches in der Regenzeit austritt, genetzt wird, wird die Vegetation auch stärker. Die Rhizophora Mangle, die Arumarten und andere Pflanzen, welche einen feuchten, mit Salztheilchen geschwängerten Boden lieben, bilden dichtes Gewächse. Diese niedrigen und sumpfigen Stellen sind um so mehr zu fürchten, da sie nicht immer mit Wasser bedeckt bleiben. Die Schichte von welken Blättern, mit Früchten, Wurzeln, Insektenlarven und andern Resten animalischer Materien vermischt, geräth in Gährung, so wie sie von den Strahlen einer glühenden Sonne erhitzt wird. An einem andern Orte werde ich die

Versuche beschreiben, die ich während meines Aufenthalts in Cumana, über die Wirkung der Wurzeln des Mangle-Baumes auf die sie umgebende Luft, so lange sie leicht benetzt sind, angestellt habe. Diese Versuche werden einiges Licht über das merkwürdige, schon längst in beiden Indien beobachtete Phänomen verbreiten, dass von allen Orten, wo der Manzanillo- und Mangle-Baum wachsen, die ungesündesten diejenigen sind, wo die Wurzeln dieser Bäume nicht unaufhörlich mit Wasser bedeckt bleiben. Im Durchschnitt ist die Faulung der vegetabilischen Stoffe in den Tropenländern um so mehr zu fürchten, je beträchtlicher die Menge der adstringirenden Pflanzen ist, und je mehr diese Pflanzen in ihrer Rinde und ihren Wurzeln vielen animalischen Stoff, in Verbindung mit Gerbestoff, enthalten, z. B. Cacao, Vanille &c.

Wenn es ausser Zweifel ist, dass in dem, die Stadt Veracruz umgebenden Boden Ursachen der Ungesundheit der Luft vorhanden sind, so kann man auch nicht läugnen, dass sich andere im Umkreise derselben selbst vorfinden. Die Bevölkerung der Stadt selbst, ist für den kleinen Raum, auf welchem sie steht, viel zu gross. 16000 Einwohner sind auf 500,000 □Meters Boden beschränkt; denn Veracruz bildet einen Halbcirkel, dessen Radius nicht 600 Meters hält. Da die meisten Häuser nur einen Stock über dem Erdgeschoss haben, so folgt, dass unter dem niedrigen Volke eine beträchtliche Zahl von Menschen ein Zimmer bewohnen müssen. Die Strassen sind zwar breit, gerade, und die längsten von Nord-Westen nach Süd-Osten gezogen; die kürzesten, oder die Durchschnittstrassen gehen von Süd-Westen nach Nord-Osten. Allein da die Stadt mit einer hohen Mauer umgeben

ist, so findet beinah gar keine Cirkulation der Luft Statt. Den regelmässigen Wind (*la brise*), welcher im Sommer nur schwach von Süd-Osten und von Ost-Süd-Osten weht, fühlt man nur auf den Terrassen der Häuser, und die Einwohner, die vor dem Nordwind des Winters oft nicht durch die Strassen gehen können, athmen in der grossen Hitze blos eine glühende, stillestehende Luft ein.

Die Fremden, welche Veracruz besuchen, haben die Unreinlichkeit der Bewohner sehr übertrieben. Auch die Polizei hat seit einiger Zeit Maassregeln getroffen, um die Luft gesund zu erhalten. Veracruz ist bereits minder unreinlich, als viele Städte des südlichen Europa's; aber da die Stadt von Tausenden von Europäern besucht wird, welche noch nicht akklimatisirt sind, da sie unter einem glühenden Himmel liegt und von Sümpfen umgeben ist, deren Ausdünstungen die umgebende Luft verderben, so wird sie die schädlichen Folgen der Epidemien nicht früher vermindert sehen, als bis die Polizei ihre Thätigkeit eine lange Reihe von Jahren fortgesetzt hat.

Man bemerkt auf den Küsten von Mexiko eine genaue Verbindung zwischen dem Gang der Krankheiten und den Abwechselungen der Temperatur der Atmosphäre. In Veracruz kennt man nur zwei Iahrszeiten, die Nord-Stürme (*los Nortes*), vom Herbst-Aequinoktium bis zum Frühlings-Aequinoktium, und die Süd-Ostwinde (*Brizas*), welche vom März bis in den September ziemlich regelmässig wehen. Der Monat Januar ist der kälteste im ganzen Jahr, weil er von den beiden Epochen am entferntesten ist, in welchen die Sonne durch den Zenith von Veracruz geht. Das *Vomito* fängt im Durchschnitt nicht früher in dieser

Stadt zu wüthen an, als wenn die mittlere Temperatur der Monate 40° erreicht hat. Im December, Januar und Februar steht die Hitze unter dieser Gränze; auch ist es ausserordentlich selten, dass das gelbe Fieber in dieser Jahrszeit, wo man oft eine empfindliche Kälte verspürt, nicht ganz verschwindet. Die starke Hitze beginnt im Monat März, und mit ihr die Plage der Epidemie. Unerachtet der May heisser ist, als der September und October, so richtet das *Vomito* doch in den letztern Monaten die grössten Verwüstungen an; denn bei allen Epidemien braucht es eine gewisse Zeit, bis sich der Keim derselben in seiner ganzen Kraft entwickelt, und die Regen, welche vom July bis in den September dauern, wirken ohne Zweifel auch auf die Erzeugung der Miasmen, die sich in den Umgebungen von Veracruz bilden.

Den Anfang und das Ende der Regenjahrszeit fürchtet man daher auch am meisten in den Tropenländern, weil eine zu grosse Feuchtigkeit das Fortschreiten der Fäulniss von vegetabilischen und animalischen Substanzen, die an Sumpfstellen sich gehäuft haben, beinah eben so aufhält, als eine grosse Dürre. In Veracruz fallen jährlich über 1870 Millimeters Regenwasser, und im Monat July 1803 hat ein genauer Beobachter, der Obrist vom Ingenieurcorps, Herr von Costanzo, über 380 Millimeters gesammelt, also ein Drittheil weniger, als zu London das ganze Jahr hindurch Regen fällt. In der Verdünstuug des Regenwassers muss man daher den Grund suchen, warum der Wärmestoff beim zweiten Durchgang der Sonne durch den Zenith von Veracruz nicht stärker in der Luft angehäuft ist, als beim ersten. Die Europäer, welche der Epidemie des *Vomito* zu unterliegen fürch-

ten, sehen Jahre, wo der Nordwind bis in den März stark weht, und schon vom Monat September an verspürt wird, auch für sehr glücklich an. Um den Einfluss der Temperatur auf die Fortschritte des gelben Fiebers noch weiter zu bekräftigen, habe ich während meines Aufenthalts in Veracruz die Tabellen von mehr wie 21,000 Beobachtungen aufs genaueste untersucht, welche der Hafen-Capitain, Don Bernardo de Orta, in den letzten vierzehn Jahren vor 1803 daselbst gemacht hat. Ich verglich die Thermometer dieses unermüdeten Beobachters mit denen, welche ich während meiner Expedition gebraucht habe.

Glücklicherweise sind jedoch die Fälle, wo die Krankheit im Winter sporadisch ist, sehr selten, und eine eigentliche Epidemie entwickelt sich in Veracruz blos, wenn die Sommerhitze fühlbar wird, und das Thermometer häufig über 24° steigt. Denselben Gang des gelben Fiebers bemerkt man auch in den Vereinigten Staaten. Zwar hat Herr Carey die Beobachtung gemacht, dass diejenigen Wochen, in welchen die Temperatur zu Philadelphia am höchsten stand, nicht immer diejenigen waren, wo die Sterblichkeit am stärksten war; allein diese Beobachtung beweiset blos, dass die Wirkungen der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre auf die Erzeugung der Miasmen und den Zustand der Reizbarkeit der Organe nicht immer augenblicklich sind. Ich bin weit entfernt, einen hohen Grad von Hitze als die eigentliche und wahre Ursache des *Vomito* anzusehen; aber wer möchte behaupten, dass an Orten, wo dieses Uebel endemisch ist, nicht eine innige Verbindung zwischen dem Zustand der Atmosphäre und dem Gang der Epidemie Statt finde?

Es ist unbestreitbar, dass das *Vomito* in Veracruz nicht ansteckend ist. In den meisten Ländern sieht das Volk Krankheiten, die diesen Charakter nicht haben, doch für ansteckend an; aber in Mexiko verbietet keine Volksmeinung dem nichtakklimatisirten Fremden die Annäherung zum Bette der *Vomito*-Kranken. Man führt kein Beispiel an, welches wahrscheinlich machen könnte, dase die unmittelbare Berührung, oder der Athem des Sterbenden für nichtakklimatisirte Personen, welche den Kranken warten, gefährlich ist. Auf dem Continent des äquinoktialen Amerika's ist das gelbe Fieber nicht mehr ansteckend, als es die Wechselfieber in Europa sind.

Bei Veracruz ist die Pachtung vom *Encero*, die ich 928 Meters über der Fläche des Oceans gefunden habe, die obere Gränze des *Vomito*. Bis hieher reichen die Mexikanischen Eichen herab, die nicht mehr in einer Hitze gedeihen können, die zur Entwickelung vom Keim des gelben Fiebers geeignet ist. Leute, in Veracruz geboren und erzogen, sind dieser Krankheit nicht unterworfen. Dies ist auch bei den Bewohnern von Havana, welche ihr Vaterland nicht verlassen, der Fall. Allein Kaufleute, die auf der Insel Cuba geboren sind und lange daselbst lebten, werden zuweilen vom *Vomito prieto* befallen, wenn ihre Geschäfte sie nöthigen, den Hafen von Veracruz während der Monate August und September zu besuchen, in welchen die Epidemie am stärksten wüthet. So hat man Amerikanische Spanier, die von Veracruz gebürtig waren, auf der Havana, auf Jamaica und in den Vereinigten Staaten an dem Vomito sterben gesehen.

Die Weissen und die Mestizen, welche das Innere von Mexico bewohnen, wo die mittlere Tempe-

ratur von 16° oder 17° ist, und das Thermometer oft unter den Gefrierpunkt sinkt, werden viel leichter vom *Vomito* befallen, wenn sie vom Encero in den Plan del Rio und von da nach Antigua nnd in den Hafen von Veracruz kommen, als die Europäer und die Nordamerikaner, welche zur See anlangen. Letztere, die allmählig in die südlichen Breiten übergehen, gewöhnen sich nach und nach an die grosse Hitze, welche sie bei ihrer Landung finden; die Mexikanischen Spanier hingegen verändern die Luft plötzlich, wenn sie in Zeit von einigen Stunden von der gemässigten in die heisse Zone übergehn. Die Mortalität ist hauptsächlich unter zwei, in ihren Sitten und Lebensweisen sehr verschiedenen Menschenklassen besonders gross, nemlich: unter den Maulthiertreibern (*Arrieros*), welche beim Herabsteigen mit ihren Saumthieren durch Wege, gleich denen vom Gotthard, ausserordentliche Beschwerlichkeiten erdulden, und den Rekruten, welche die Garnison von Veracruz ergänzen müssen.

Man hat in neuern Zeiten alle mögliche Sorgfalt an diese unglücklichen jungen Leute, die auf dem Mexikanischen Plateau, in Guanaxuato, Toluca oder Puebla geboren waren, verwendet, ohne dass es gelungen ist, sie vor dem Einfluss der tödtlichen Miasmen der Küsten bewahren zu können.

Man liess sie mehrere Wochen in Xalapa, um sie nach und nach an eine höhere Temperatur zu gewöhnen; liess sie zu Pferde und bei Nacht nach Veracruz herabkommen, damit sie bei ihrem Zug durch die dürren Ebnen von Antigua der Sonne nicht ausgesetzt wären; man gab ihnen in Veracruz sehr luftige Wohnungen; allein man fand nie, dass das gelbe Fieber sie darum weniger schnell und stark befallen

hätte, als die übrigen Soldaten, bei denen man diese Vorsicht nicht gebraucht hatte. Vor wenigen Jahren erlebte man, dass durch ein Zusammentreffen ausserordentlicher Umstände von dreihundert Mexikanischen Soldaten in drei Monaten zweihundert und zwei und siebzig, lauter Leute von achtzehn bis fünf und zwanzig Jahren, starben. Die Regierung war daher auch bei meiner Abreise von Mexiko gesonnen, endlich den Plan auszuführen, die Vertheidigung der Stadt und des Castels von S. Juan de Ulua Compagnien von akklimatisirten Negern und farbigen Menschen zu vertrauen.

In der Jahrszeit, in welcher das *Vomito* sehr stark herrscht, reicht der kürzeste Aufenthalt in Veracruz oder der, die Stadt umgebenden Atmosphäre für nichtakklimatisirte Menschen hin, um davon befallen zu werden. Die Einwohner von Mexiko, welche nach Europa reisen wollen, und sich vor den ungesunden Küsten fürchten, halten sich gewöhnlich bis zum letzten Augenblick ihrer Abreise in Xalapa auf; sie begeben sich sodann während der Nachtkühlung auf den Weg, und passiren Veracruz in einer Sänfte, bis sie sich in der Schaluppe, welche sie an dem Molo erwartet, einschiffen. Demungeachtet sind die Vorsichtsmassregeln zuweilen vergeblich, und es geschicht, dass dergleichen Personen unter allen Reisenden dem *Vomito*, während der ersten Tage der Ueberfahrt, zuerst unterliegen. Man könnte annehmen, dass sie die Krankheit in diesem Fall an Bord des Schiffes, welches in dem Hafen von Veracruz gelegen hat, und tödliche Miasmen enthält, erhalten haben; allein die Schnelligkeit der Ansteckung ist viel unbestreitbarer durch die häufigen Beispiele von wohlhabenden Europäern bewiesen, welche an dem *Vomito* gestorben sind, unerachtet sie bei ihrer

Ankunft am Molo von Veracruz bereits Sänften bestellt vorfanden, um sogleich die Reise ins Innere vorzunehmen. Diese Thatsachen scheinen auf den ersten Blick für das System zu sprechen, dem zufolge das gelbe Fieber unter allen Zonen für ansteckend angesehen wird. Aber wie ist es zu beweisen, dass eine Krankheit sich in grossen Entfernungen mittheilt, während die in Veracruz entschieden durch unmittelbare Berührung nicht kontagiös ist? Nimmt man nicht besser an, dass die Atmosphäre von Veracruz faule Dünste enthält, welche beim kürzesten Einathmen derselben die Lebensfunktionen in Unordnung bringen?

Die meisten neuangekommenen Europäer fühlen während ihres Aufenthalts in Veracruz die ersten Symptome des *Vomito*, das sich durch einen Schmerz in den Lendengegenden, durch die Gelbfärbung des Weissen im Auge und durch Anzeichen von Congestionen gegen den Kopf ankündigt. Bei mehreren Individuen erklärt sich die Krankheit erst wenn sie in Xalapa oder auf den Gebirgen in der Region der Pinien und Eichen 1600 bis 1700 Meters über der Meresfläche gekommen sind. Leute, die lange in Xalapa gelebt haben, glauben es den Zügen der Reisenden, welche von den Küsten auf das Plateau im Innern heraufkommen, anzusehn, wenn sie, ohne es selbst zu fühlen, bereits den Keim der Krankheit in sich tragen. Die Niedergeschlagenheit des Geistes und die Furcht vermehren natürlich die Prädisposition der Organe, um die Miasmen aufzunehmen; und diese Ursachen machen den Anfang des gelben Fiebers viel heftiger, wenn man dem unvorsichtigerweise *) die Gefahr verkündigt, der er ausgesetzt ist.

*) Ich kann in dieser Rücksicht einen um so merkwürdigern Zug anführen, da er zugleich das Phlegma und die Gleich-

Beispiele von Individuen, die in den ersten 30 bis 40 Stunden nach dem Anfall des *Vomito* sterben, sind unter der heissen Zone viel seltener, als unter der gemässigten. In Spanien hat man Kranke in sieben Stunden gesund und todt gesehen. In diesem Fall zeigt sich die Krankheit in ihrer ganzen Einfachheit, und scheint blos auf das Nervensystem zu wirken. Dem Reiz dieses Systems folgt ein gänzlicher Umsturz der Kräfte; das Lebensprincip erlischt mit furchtbarer Schnelligkeit; die Gallenkomplikationen können sich alsdann nicht äussern, und der Kranke stirbt an heftigen Blutergüssen, aber ohne dass sich seine Haut gelb färbt, und ohne dass er jene Materien erbricht, welche man schwarze Galle nennt. Im Durchschnitt dauert das gelbe Fieber in Veracruz über 6 bis 7 Tage, und diese

gültigkeit der Eingebornen von der kupferfarbigen Raçe schildert. Ein Mann, mit dem ich während meines Aufenthalts in Mexiko in genauer Bekanntschaft stand, war auf seiner ersten Reise von Europa nach Amerika nur sehr kurze Zeit in Veracruz geblieben, und kam in Xalapa an, ohne etwas zu spüren, das ihn über die Gefahr, die auf ihn wartete, belehrt hätte. „Sie kriegen das Vomito heut' Abend;" sagte ein Indianischer Barbier, indem er ihn einseifte, zu ihm; "die Seife trocknet, wie ich sie auflege. Dieses ist ein sicheres Zeichen; denn schon zwanzig Jahre rassire ich alle Chapetons, die durch unsere Stadt nach Mexiko gehen. Von fünfen sterben immer drei." Dieses Todesurtheil machte natürlich einen starken Eindruck auf den Reisenden. Er mochte dem Indianer vorstellen, wie er wollte, dass seine Rechnung übertrieben sei, und dass eine erhitzte Haut keine Infektion beweise; der Barbier blieb bei seiner Behauptung. Und wirklich äusserte sich die Krankheit wenige Stunden nachher, und der Reisende, welcher sich schon auf dem Weg nach Perote befand, musste sich nach Xalapa zurückbringen lassen, wo er beinahe der Heftigkeit des Vomito unterlag. Anm. d. Vf.

Zeit reicht für den Reiz des Verdauungssystems hin, um, so zu sagen, den wahren Charakter des adynamischen Fiebers zu maskieren.

Eine Menge von Mexikanischen Maulthiertreibern, von Matrosen und jungen Leuten (*Polizones*), welche sich in den Häfen Spaniens einschifften, um ihr Glück in Mexiko zu suchen, starben im Dorf Antigua, auf dem Pachthof vom Muerto, in der Rinconada, in Cerro Gordo und selbst in Xalapa, wenn der Anfall der Krankheit zu schnell war, um sie noch in die Hospitäler von Veracruz transportiren zu können, oder wenn sie erst bei dem Hinaufreisen an den Cordilleren von derselben ergriffen wurden. Die Mortalität ist aber alsdann ganz besonders gross, wenn in den Sommermonaten auf einmal mehrere Kriegsschiffe und eine gute Anzahl Kauffahrer in dem Hafen ankommen. Es giebt Jahre, wo die Zahl der Todten innerhalb der Stadt und in ihren Umgebungen auf 1800 bis 2000 steigt. Dieser Verlust ist um so niederschlagender, da er eine Klasse von arbeitsamen Menschen von kräftiger Constitution und beinah alle in der Blüthe ihres Alters trifft. Aus den traurigen Erfahrungen, welche das grosse Hospital der Religiosen von San Juan de Dios in den letzten 15 Jahren zeigt, ergiebt sich, dass die Mortalität überall, wo die Kranken auf einem kleinen Raum vereinigt sind und nicht sorgfältig behandelt werden, in grossen Epidemien auf 30 bis 35 von 100 steigt; da sie hingegen da, wo man alle Hülfe anwendet, und der Arzt seine Behandlung nach den verschiedenen Formen, welche die Krankheit in dieser oder jener Jahrszeit annimmt, einrichten kann, nicht über 12 bis 15 von 100 geht.

Einsichtsvolle Männer haben schon daran gedacht, den Hafen Veracruz während der heissen Monate zu schliessen und die Schiffe nur im Winter einlaufen zu lassen, wo die Europäer beinah nichts in demselben vom gelben Fieber zu fürchten haben. Diese Massregel scheint sehr weise, wenn man nur die Gefahr berücksichtigt, welche die schon im Hafen angekommenen Seeleute zu laufen haben; allein man darf auch nicht vergessen, dass diese Nordwinde, welche die Atmosphäre abkühlen, und den Keim der Infektion ersticken, die Schiffahrt im Golf von Mexiko sehr gefährlich machen. Würden alle Schiffe, welche jährlich in den Hafen von Veracruz einlaufen, im Winter ankommen, so dürften die Schiffbrüche, sowohl auf den Amerikanischen, als auf den Europäischen Küsten, äusserst häufig werden.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt es sich also, dass, bevor man zu so ungewöhnlichen Maassregeln schreitet, erst alle andere Mittel versucht werden müssen, die Ungesundheit einer Stadt zu vermindern, deren Erhaltung nicht nur mit dem individuellen Glück ihrer Bewohner, sondern auch mit dem allgemeinen Wohl von Neuspanien zusammenhängt.

Skizzen
zu einem Gemälde von Peru's Haupt-Hafen Callão und dessen Hauptstadt Lima.

Callão.

Am 17. März 1822 schiffte ich mich auf der Englischen Brigg Pacific in Chile's Haupthafen, Valparaiso nach Lima ein. Die regelmässigen Winde, die

längst dieser Westküste von Südamerika fast unausgesetzt, aus dem Süden wehen, gewährten uns eine schnelle, angenehme Fahrt; in zehn Tagen vollendeten wir die 330 Deutsche Meilen weite Reise, und ankerten Abends am 27. März im Hafen Callão.

Peru's Küste erscheint als eine steile, rauhe Bergwand. Die Insel S. Lorenzo, die durch das grosse Erdbeben im Jahre 1746 vom vesten Lande getrennt ist, bildet die südliche Begränzung der Bay und hat etwa ½ Meilen im Umfange. Der Boden ist blosser Sand mit Riffen von schwarzem Porphyrfels durchzogen. Bergreihen thürmen sich im Osten auf dem Vestlande in Wolkenhöhe über einander auf, und an einem sehr hellen Tage sind die Schneegipfel der Cordillera mit blossem Auge sichtbar. Das unmittelbar an das Meer stossende Land ist niedrig, aber nur an einzelnen Stellen begrünt. In der Ferne erscheinen Lima's Thürme, am Fusse der vordersten Andenkette, eine grosse, prächtige Stadt verkündigend, desto schlechter nimmt sich Callão aus, welches eine wahre Schmach für Peru's Hauptstadt ist. Die Schiffe im Hafen liegen nahe an der Küste hin, und es befanden sich dort etwa 60 Segel, meistens Britische Kauffahrer. So wie wir Anker geworfen hatten, kam der Hafencapitain, ein junger Officier, in eleganter Uniform des Freistaats Buenos Ayres, an Bord. Er liess sich die Schiffsliste geben, inspicirte die Pässe und berichtete darüber an den Gouverneur, dessen Erlaubniss erforderlich ist, ehe jemand das Schiff verlassen darf. Ein Tag verging, ehe sie anlangte, und deswegen mussten wir alle am Bord bleiben.

Die Rhede ist ein geräumiger, offner Ankerplatz, da hier aber alle Stürme unbekannt sind, so gewährt

sie die Sicherheit und Bequemlichkeit eines geschlossenen Hafens. Man hat hier in 4 bis 35 Klafter Wassertiefe Ankergrund, jenachdem man sich weiter von der Küste entfernt.

Der Landungsplatz war mit Schildwachen besetzt. Officiere und Soldaten zeigten sich überhaupt in grosser Anzahl, und man merkt, dass man sich in einer Vestung befinde. Als wir am 29. landeten, wurden wir beim Zollhause gar nicht strenge untersucht, und alle meine Bücher gingen zollfrei durch. Die Stadt Callão (300° 25′ 30″ L. 12° 3′ 9″ S. Br.) besteht aus 400 Häusern von einem Stockwerk, die klein, schmutzig und schlecht gebaut sind; angesehene Leute wohnen daselbst nicht; die Kaufleute haben hier nur Speicher für die ausgeschifften oder einzuschiffenden Waaren, und für den Verkauf im Kleinen. Es giebt dort einen Gasthof, den ein Nordamerikaner errichtet hat, aber er ist ganz erbärmlich. Lebensmittel sind zu haben, aber keine Betten, und alles starrt von Schmutz und Ungeziefer. Er liegt unweit des Landungsplatzes, und dort ist auch die Wasserleitung, wo sehr gutes Trinkwasser leicht einzunehmen ist. Die Rhede gegen Westen wird durch das Fort S. Felipe und durch die Batterie des Arsenals, wo sich eine Gewehrfabrik und eine Stückgiesserei befindet, vertheidigt; gegen Osten liegt ein zweites, erst in neueren Zeiten erbautes starkes Werk S. Fernando. Die äussersten Enden des Ankerplatzes sind gut gedeckt, gegen das offne Meer hin liegen die Werke zu weit von einander entfernt und die Batterien, in gleicher Linie errichtet, können dort kein Kreuzfeuer zu Stande bringen.

Sie sind etwa mit 60 Feuerschlünden besetzt. Fort S. Felipe ist ein regelmässiges Viereck von 960 Fuss im Umfange, hat einen Wassergraben mit einer Zugbrücke, mit innerer und äusserer Böschung, aber kein Aussenwerk, als einen bedeckten Gang. Die beiden Bastionen, die nach der Rhede zu gehn, sind am stärksten; die Wälle sind dick und laufen gerade, ohne kasematirte Aussenwerke. Alle Werke sind gut im Stande, und an ihrer Vergrösserung und Verstärkung ward mit Einsicht gearbeitet. Das Innre enthält eine Kirche, Kaserne und Magazin, welche mit dem Hause des Gouverneurs ein grosses Viereck bilden. Dort sind auch die Gefängnisse, die mit Kriegsgefangenen und Verdächtigen angefüllt waren; es schmachteten dort wenigstens 600 Menschen. Das Hauptfort (S. Felipe) ist nicht hinreichend mit Wasser versehn; der dortige Brunnen liefert nur salziges, welches der Gesundheit nachtheilig ist. — Am äussersten Ende der Stadt nach dem Meere zu läuft die Landzunge aus, worauf das alte 1572 durch den Spanier José Manso de Velasco gestiftete Buenavista oder Alt-Callão stand, welches bei dem Erdbeben 1746 vom Meere verschlungen ist, von den 3000 Einwohner rettete sich nur Einer. — Die Trümmer sind noch sichtbar, ein Denkmal der Naturschrecknisse, denen diese Gegenden unterworfen sind. Auch an schauderhaften Scenen anderer Art fehlte es hier nicht. Mehrere hundert Leichen der Soldaten, in den Gefechten, die hier vorgefallen waren, getödtet, lagen unbegraben umher, eine Speise der Raubvögel, und der Moderduft verpestete selbst die Luft des Hafens, so oft der Landwind wehte. Callão ist ganz ohne schattende Bäume und kaum erblickt man einem grünen Halm.

Chorillos.

Südöstlich von der Rhede bei Callão liegt, 2 Deutsche Meilen von Lima, das Dörfchen Chorillos hart am Meeres Strand, der aber hier einen weit schlechteren und stärkerer Brandung ausgesetzten Ankergrund hat. Dieses Dorf besteht aus 2 bis 300 elenden Hütten, blos von Indianischen Fischern bewohnt, hat aber ein in den Sommermonaten von den angesehensten Einwohnern Lima's stark besuchtes Seebad, wo ein äusserst feiner angenehmer Ton herrscht. Diese bringen Zelten und Hausgeräthe aller Art mit, sorgen auch selbst für ihre Küche, wodurch der hiesige Aufenthalt das Romantische eines Lustlagers erhält. Unmittelbar vor dem Dorfe ist ein hohes Vorgebirge, welches weit ins Meer reicht, und dessen Gipfel eine herrliche Aussicht über das umliegende Land und Gewässer darbietet. Es sind dort Trümmer eines Spanischen Forts und eine Flaggenstange; zur Anlegung eines Leuchtthurms wäre dieser Punkt höchst passend; auch müsste das Fort wieder hergestellt werden, um Schleichhandel, der hier leicht getrieben werden kann, zu verhindern. Von diesem Vorgebirge bis zur Landzunge bei Callão und der Insel S. Lorenzo, bildet die Küste einen schönen Ausschnitt, welcher die Bay von Chorillos heisst. Von Callão ab steigt das Ufer in hohen felsigen Höhen immer mehr aufwärts bis zu jenem wenigstens 1000 Fuss über die Meeresfläche erhobenen Vorgebirge. Von dort übersieht man fast das ganze Thal des Rimac, welches mit den fernen Thürmen und Kuppeln von Lima schliesst, worüber die Andenkette in nackter Majestät emporragt. Aber nur Milleflores, Magdalena und wenige andere Dörfer sind mit Bäumen, Zuckerpflanzungen &c. umgeben; sonst ist nirgend Laub oder

Anpflanzung zu sehn, wodurch das ganze Land ein trauriges wüstes Ansehn trägt.

Die Indianer von Chorillos und der Nachbarschaft sind eine bedaurungswürdige Menschenklasse, weit bedauernswerther, wie die niedern Volksklassen anderer Länder. Sie bauen Mais und Zuckerrohr, und diese Produkte machen, nebst Fischen, ihre ganze Nahrung aus. Die Männer kleiden sich, gleich den Spanischen Creolen, im Poncho (einem Manteltuch) und die Weiber in einem weiten Rock und einem Shawl von dickem Wollenzeuche, welches aus der Wolle des Bergschaafes Llama verfertigt wird. Ihr dunkelschwarzes Haar kämmen sie mit vieler Sorgfalt und es fällt in vielen kleinen Locken oder Zöpfen nach hinten. Uebrigens sind sie über alle Beschreibung schmutzig und ekelhaft. Die Coyas und Sonnenjungfrauen, von höherem Rang und feinerer Bildung, besassen viele höhere Reize, aber die Indianer und Indianerinnen des heutigen Peru entsprechen jener Beschreibung so wenig, als die heutigen Arkadischen Rinderhirten der Schilderung eines Theokrits oder Virgils. — Die Gesichtsbildung der Peruaner gleicht der der übrigen Südamerikanischen Ureinwohner; kleine Augen, breite, flache Nase, hervorragende Backenknochen, schwarzes zottiges Haar und dunkle, kupferfarbige Hautfarbe. Sie sind von den Puris und andern Brasilischen Wilden, die man in der Nähe von Rio de Janeiro sieht, im Aeussern nur wenig verschieden, aber bei weitem nicht so träge und gebildeter.

Von Callão führt eine schöne Strasse nach der zwei Meilen östlich davon liegenden Hauptstadt Lima. An beiden Seiten liegen Felder mit Mandiocca bepflanzt und Wiesen mit Erdwällen eingeschlossen, und einzelne Hütten. Unterwegs trifft man eine grosse

Menge beladener Maulthiere und Esel, die aber weit schwächer und schlechter sind, als diejenigen, die man in Chile sieht, von Peons und andern Treibern begleitet, sämmtlich, wie die Chilier mit Ponchos bekleidet; sie unterscheiden sich durch Strohhüte mit breitern Rändern und höhern Kopftheilen. Sie reiten sämmtlich stark bewaffnet mit Hirschfängern (*machetta*?), Donnerbüchsen und Reiterpistolen, besonders aher mit dem Cuchillo, dem Messer, der gewöhnlichen Lieblingswaffe, die sie mit der grössten Sicherheit und Geschicklichkeit zu führen verstehn; eine Anpflanzung von Orangenbäumen (*alameda*) führt zu einem prächtigen Thore, welches aber seiner Zierde, des Spanischen Wappens — jetzt beraubt ist und überhaupt verfällt.

L i m a.

Lima's höchst schmutzige, aber meistens gerade, breite und regelmässige Strassen sind gedrängt voll Menschen von allen Klassen und Farben. Die grosse Anzahl Neger unterscheidet diesen Ort von andern Südamerikanischen Städten an der Westküste und erinnert lebhaft an Brasilien. Lima, ein sehr bedeutender Handelsort — zeigt deshalb mehr Leben und Betrieb, als die meisten andern Amerikanischen Städte an dieser Küste. Selbst Acapulco und Guatemala sind nicht so bedeutend und Valparaiso ist gar nicht damit zu vergleichen. Man sieht hier viele elegante Läden mit Französischen Seidenzeuchen, Putz- und Galanterie-Waaren und Britischen Manufactur- und Fabrikerzeugnissen jeder Art und Sorte.

Der Markt (*plaza*), in der Mitte der Stadt, ist ein Viereck von 400 Schritten lang und 500 Schritten breit, mit stattlichen Häusern von 2 Stockwerken zu beiden Seiten und im Hintergrunde mit dem jetzigen Gouvernementspallast, den vormals der Spanische Vice-

könig bewohnte; diesem gegenüber prangt die Kathedrale, eine der schönsten Kirchen in Südamerika mit einem stattlichen Kuppelthurme. Ausser dieser giebt es hier noch 56 Kirchen und 26 Kapellen, daher die Stadt mit den vielen Thürmchen sich fast wie eine Russische ausnimmt. Die Verzierungen des Innern dieser Gotteshäuser sind mit Vergoldungen und bunten Farben überladen, vornämlich die Altäre. Auch giebt es in denselben viele goldne und silberne Gefässe —, auch kostbare Perlen und Edelsteine, aber der grösste Theil ist jetzt für Staatszwecke verwandt. Es wurde gerade um diese Zeit an 3000 Pfund Silber aus den Kirchen genommen, ohne dass sie gerade viel vermissten. Die Kirche San Pedro ist sehr schön gebaut und diese, wie die Capelle, die Pizarro angelegt hat und an der Brücke Abajo de la puente liegt, wird von allen Fremden besucht. Diese Brücke geht über den Rimac und verbindet Lima mit der übelberufenen Vorstadt. Das Franziskaner-Kloster nimmt den achten Theil der Stadt ein und bildet mit Wall und Mauern eine kleine Stadt für sich. Es zählte 160 Mönche. Auch der Bischöfliche Pallast, das Inquisitionsgebäude, jetzt eine Kaserne, und ein schönes Retiro für ausgediente Weltgeistliche bei der S. Pedro-Kirche sind sehenswerth; diese hat durch die wiederholten Erdbeben nichts gelitten. Das vormalige Jesuitercollegium ist jetzt in ein Findlingshaus verwandelt. Das Pantheon, ein Spaziergang am Rimac, hat wenig Reize. Er ist zugleich der Begräbnissplatz vor dem Thore mit Wällen umringt, worin sich Nischen befinden, welche mit ungelöschtem Kalk angefüllt sind, um die Leichname, die nackt hineingelegt werden, schnell zu verzehren. Die Gebeine werden gesammelt und in einem Beinhause verwahrt. Alle Leichname, ohne Unterschied

des Standes und Geschlechts, werden auf diese Weise behandelt. Auf dem Kirchhofe steht eine Capelle, an deren Eingang die Grablegung Christi abgebildet ist. Die Leiche wird Abends mit Pomp in diese Capelle gebracht und dort das Todtenamt gehalten. Die Nacht über bleibt die Leiche dort; am nächsten Morgen nimmt der Todtengräber die Leiche aus dem Sarge, entkleidet sie und wirft sie, gleich einem todten Thiere, in die Kalkgrube.

Ein Fremder, der die religiöse und moralische Gesinnung der Einwohner nach der Anzahl der Kirchen und den Volkshaufen, welche hinströmen, schätzen würde, möchte die Limaer für die andächtigsten Menschen halten. Doch hier, wie in den meisten Ländern, wo gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien über die Gränze hinaus vervielfältigt sind, wird darüber die sittliche Pflichterfüllung vergessen, und hier dient der häufige Kirchenbesuch gar oft zu Zwecken, die keineswegs religiös sind; es sind nämlich die Gotteshäuser der eigentliche Sammelplatz der Verliebten.

Am Sonntag den 31. März Nachmittags wohnte ich einer Prozession auf der Plaza bei, so widersinnig und lächerlich, wie ich sie nie in einem römisch-katholischen Lande sah. Sie stellte den Einzug des Heylandes in Jerusalem vor. Der Weg war mit wirklichen Palmenblättern bestreut, und das war allerdings passend; aber ein hässliches Wachsbild in Lebensgrösse, auf einem Esel, stellte den Heyland vor und diesem folgten die gleichfalls lebensgrossen Wachsbilder der Apostel, und endlich eine Mater dolorosa, die ein Mann auf der Schulter schleppte. Die bei der Vorstellung mitwirkenden Personen und die zahlreichen Zuschauer bildeten die seltsamste, wunderlichste Gruppe von der Welt;

Priester in reichgeschmückten Ornat, Klostergeistliche von verschiedenen Orden, Franciskaner, Dominikaner, Benediktiner und andre, meistens starke, fette Kerle mit strotzendem Antlitz, welche keineswegs die Kennzeichen der Selbstentsagung an sich trugen; — Männer, wie Nonnen verkleidet, mit schwarzen Schleier und Masken, welche Wachsbildchen der heiligen Jungfrau verkauften; Frauenzimmer von allen Klassen, in der Landestracht, einige in Shawls und Hüten, andere in der farbigen Saya und dem seidenen Manto, welche Gesicht und Wuchs sorgfältig verhüllen und doch auf eine höchst vortheilhafte Weise zur Erscheinung bringen; Neger und Negressen, Mulatten und Mulattinnen, Indianer, schmutzig, zerlumpt und mit widerwärtigen Gesichtszügen; beladene Maulthiere und Esel mit ihren Peons, die so eben aus Callão ankamen; Landcreolen mit ihren Weibern und Töchtern, sämmtlich beritten und stark bewaffnet; Valenkinen, Spanische Karren, mit Kasten von Leder und zwei schweren, undurchbrochenen Rädern mit niedlich gekleideten Damen angefüllt, deren schwarze Diener und Kutscher mit gänzlich zerlumpter Livree bedeckt sind; Herren von allen Nationen und Patrioten-Officier in glänzender Uniform, einige zu Fuss, welche den in dem Wagen sitzenden Schönen huldigten, andere, ihre stattlichen Rosse tummelnd; Leute, die Eis und Chicha, ein Lieblingsgetränk der Peruaner, feil boten; Bettler, die Allmosen im Namen der heiligen Jungfrau und aller Kalenderheiligen erflehen: alles dieses bildete während der Prozession und mehrere Stunden nachher ein höchst lebendiges und betäubendes Getümmel. So wie aber bei Sonnenuntergang die Betglocke erscholl, schwieg plötzlich das wilde Geräusch; jeder sagte eilends mit

leiser Stimme sein *Ave Maria* her und machte andächtig das Zeichen des Kreuzes; doch gleich nachdem begann der Lärm von Neuem. Es war ein schöner mondheller Abend; zahlreiche Gruppen Spaziergänger füllten bis spät in die Nacht den Marktplatz; vor den Häusern sassen die Damen unter den Säulengängen auf Stühlen und Bänken und es herrschte eine ungezwungene Fröhlichkeit, wie sie nur der Süden erzeugt.

Die Damen Spanischer Abkunft in Lima sind wegen ihrer Reize und liebenswürdigen Schalkheit berühmt, und werden vielleicht in dieser Rücksicht nur von den Bewohnerinnen der Colombischen Hafenstadt Guayaquil übertroffen; junge Frauenzimmer von dort her, die ich in Lima sah, entsprachen diesem Rufe vollkommen. Lebhafte Augen voll Geist und Gluth — eine blendend weisse Gesichtsfarbe mit wunderschönem schwarzen, zierlich gelockten Haar, eine kräftige Fülle des Busens, in warmen Ländern, das sicherste Kennzeichen der Gesundheit, bei sehr schlankem, zartem Wuchs, äusserst dünne Fussknöchel und kleine schmale Füsse bei Zephyrleichtem Gange, sind an sich schon höchst liebenswürdig. Die vortheilhafte Kleidertracht, worin diese Peruanerinnen öffentlich erscheinen, hebt diese natürliche Anmuth nicht wenig. Die vornehmsten sind die bereits erwähnte Saya und der Manto. Die Saya besteht aus einem elastischen seidenen Frauenrocke, der wie ein Strumpf von oben übergezogen und mittels eines Gürtels an das enggeschnürte Mieder bevestigt wird; dieser zeigt die Umrisse des zierlich gebauten Körpers, und ist unten — er reicht bis an die Knöchel, so enge, dass er nur ganz kleine Schritte verstattet; unten ist dieser Rock mit Tüll besetzt; allgemein werden dabei weisse seidene Strümpfe

und weisse seidene Schuhe getragen. Die Saya ist gewöhnlich von schwarzer, zimmtbrauner oder blauer Farbe. Vorne trägt man dabei eine Tüllschürze, die nur bis ans Knie reicht. Der Manto (das Regenkleid unserer Grossmütter) besteht aus einem viereckigen Stücke Seidenzeug, welches oberhalb der Schulter und unter den Armen durch mit zwei Schnüren gebunden wird, dieses wird nach vorne zu über den Kopf geschlagen, so dass der Rücken unbedeckt bleibt, und die ganze Antlitzseite, selbst das Gesicht, verhüllt ist; nur Ein Auge blickt durch — gewöhnlich das Linke. Daher kann man mit Recht sagen, dass es die Reize sorgfältig verhüllt und doch auf das vortheilhafteste zur Erscheinung bringt. — Kein anständiges Frauenzimmer geht in Lima ohne Manto, es ist nicht möglich, dass man diese Verhüllten — (*tapadas,*) unterscheidet. Da nun fast alle, auch die Negerinnen, reizend gewachsen sind und sich sehr sorgfältig kleiden — so gibt diese Tracht zu tausend seltsamen Spässen und Verwechselungen Veranlassung, die man zum Theil schon aus Calderon's Mantel- und Degenstücke kennt, welche ohne Erwägung dieser weiblichen Kleidertracht durchaus nicht zu verstehen sind. In Spanien wurde sie mehr als einmal durch Gesetze untersagt; aber die Damen wussten sie dennoch bei zu behalten. In Lima ist sie noch allgemeiner. Bei der brennenden Sonnenhitze ist diese Verhüllung zur Erhaltung des Teints auch wirklich nothwendig. Bei dem Zurückschlagen des Manto und überhaupt in dem Faltenwurf zeigen sie eine Sorgfalt, wie sie die Römer bei ihrer Toga anwandten. Kurz es ist eine so malerische, als vortheilhafte Tracht, wie sie sonst wohl nirgend das schöne Geschlecht schmückt, erfordert aber südliche Leichtigkeit und Beweglichkeit, besonders auch einen schönen

kleinen Fuss, und kann daher in gewissen Gegenden, wo dicke Knöchel und grosse Füsse ein charakteristisches Uebel des weiblichen Geschlechts sind, unmöglich Mode werden. Dort würde sie vielleicht als eine Verunzierung erscheinen.

Noch muss ich anführen, dass schon damals einzelne Damen in Peru die *banda patriota* trugen; sie vertritt bei ihnen die Stelle der Nationalcokarde, und besteht aus einem blau, kirschroth und grün gestreiften drei Finger breitem Bande, der queer über die rechte Brust und linke Schulter getragen wird, unten mit einem goldnen Quast. Die Damen in Lima haben in der Regel in den Nonnenklöstern eine ganz vorzügliche Bildung erhalten; singen trefflich und kennen die Spanischen Dichter besser, wie die Spanierinnen in Europa. —

Die Bevölkerung von Lima betrug im Jahre 1822 etwa 73000 Seelen. Die in Spanien gebornen Weissen, die Champitones, aber wie man sie gleichsam auf republikanisch nannte, die *Godos* (Gothen) hatten sich sämmtlich aus dem Staube gemacht. Die Zahl der Hispano-Peruaner betrug etwa 19000, Mönche, Nonnen und Weltgeistliche waren wohl noch 2000 vorhanden, aber ihre Zahl nahm täglich ab, da viele dem Klosterleben entsagten, andre freiwillig auswanderten oder verbannt wurden, an farbigen Freien, die freien Schwarzen mitgerechnet, zählte man über 18000, und diese mehren sich stark; Mischlinge aller Art und Indianer gab es wenigstens 19000, da viele durch die neuerlangten Rechte nach der Hauptstadt gezogen wurden. Seit vielen Jahren sind keine Neger in Peru eingeführt, und ihre Zahl reicht vollkommen hin, um die Colonialwaaren, bei deren Anbau sie nöthig sind:

Zucker, Kaffe und Kakao, zu erzielen. Viele alte Freineger betteln. Den Bergbau treiben die Indianer, welche die Kälte der Hochgebirge weit besser als die Neger ertragen. In einzelnen Zuckerpflanzungen bei Lima waren 5 bis 600 Neger beschäftigt. Bei der Landung der Befreiungsarmee unter dem General San Martin wurden alle Neger, nebst ihren Kindern, für frei erklärt, welche sich seinen Schaaren anschliessen und den Kampf mit den Spaniern ausfechten helfen wollten. Daher hat die Zahl der Sklaven sehr abgenommen. Jene Verordnung zog dem General San Martin viel Feindschaft zu; doch Bolivar hat späterhin diese Verordnung bestätigt, und die Sklaverei der Neger und die Zwangsdienste, welche früher die Indianer leisten mussten, sind in Peru, wie in Colombia, gänzlich abgeschaft. Auch das Kopfgeld von einem Piaster jährlich, welches die Spanier von jedem Indianer eintrieben, hat aufgehört. Da jetzt Neger und Indianer menschlich behandelt werden, so haben beide Volksklassen in kurzer Zeit sich nicht nur vermehrt, sondern sind auch dem Staate weit nützlicher geworden. Sie wissen jetzt, wofür und warum sie arbeiten.

Seit 1551 besitzt Lima eine Hochschule, die älteste in der neuen Welt, die immer auch in Europa hochberühmte Lehrer, besonders im Fache der Naturwissenschaft, zählte; diese versammelte eine grosse Anzahl wissbegieriger Jünglinge (oft 2 bis 3000) aus den Plata-Gegenden, Chile und Neugranada, und ward für die Einwohner ein Mittel einen höheren Grad der Bildung zu erlangen, als viele andere Amerikaner. Die Revolution wirkte anfangs nachtheilig auf diese gelehrte Bildungsanstalt; doch wird sie, da Peru nun zur Ruhe

gelangt ist, hoffentlich bald wieder im Hut der Freiheit um so herrlicher gedeihen.

Die Häuser sind gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch; selbst die Kirchthürme sollten nur aus Holz und gemalten Leinwand wiedergebaut werden, um bei Erdbeben nicht so grossen Schaden, wie früher anzurichten; aber sie sind aus ungebranutem Thon erbaut, der mit der Zeit steinhart wird. Aus demselben Material bestehn die Häuser; sie haben alle nach hinten zu einen Hofplatz und einen Garten; die äussern Wände haben Fresco-Malereien. Die Zimmer sind mit goldnen und silbernen Zierrathen überladen, der Fussboden besteht aus Ziegeln, ein langer schmaler Sopha läuft an jeder Seite hin, und vor demselben liegt eine Fussdecke. Die Häuser haben sämmtlich flache Dächer, und diese bestehn, da es hier fast nie regnet, aus Fachwerk mit Kalk übertüncht.

Die Münze ist ein besonders merkwürdiges Gebäude mit vortrefflicher Maschienerie. Hier wurden nach F. A. v. Humboldt's sorgfältigen Nachforschungen von 1792 bis 1801: 13276 Barren Silber, die Ausbeute Peruanischer Bergwerke, schwer 2,479014 Mark ausgepräg.. Sie lieferten in diesen zehn Jahren jährlich zwei Millionen Piaster, die grösstentheils nach Spanien gingen.

Vergleicht man Lima mit andern Amerikanischen Städten so wird Peru's Hauptstadt in Nordamerika nur von Newyork, jetzt die volkreichste Stadt in ganz Amerika, Philadelphia und Baltimore übertroffen; in dem ganzen vormals Spanischen Amerika hat blos Mexico vor Lima den Vorzug; in Westindien steht nur Havana mit Lima gleich; in Brasilien aber sind Rio de Ja-

neiro und Bahia über Lima; sie behauptet also mit Havana den siebenten Rang unter den Amerikanischen Städten. Zum Belege dieser Behauptung diene folgende Uebersicht:

1) New York	1825:	173286	Einwohner.
2) Mexico	;	148785	;
3) Rio de Janeiro .	;	140000	;
4) Bahia	;	124000	;
5) Philadelphia . .	;	108116	;
6) Baltimore	;	95630	;
7) Lima	;	73000	;
8) Havana	;	73555	;

Denkschrift
der zur Befreiung von Cuba und Mexico gestifteten, Patriotischen Gesellschaft.

(Aus der Washington-Gazette vom 31. December 1825.)

„Folgende Denkschrift ist dem Congresse der Mexicanischen Bundesstaaten von uns, den Unterzeichneten, (im November 1825) eingereicht; einige von uns sind auf der Insel Cuba geboren, andere sind Mexicanische Bürger; aber beide sind auf gleiche Weise für das Heil des beiderseitigen Vaterlandes interessirt und empfinden den durch Freiheitsliebe eingeflössten Enthusiasmus.“

„Jetzt, wo das Amerikanische Vestland von fremder Herrschaft durch heldenmüthige Anstrengungen befreit und namentlich das bis dahin von Spanien bedrückte Volk die Fesseln dieser barbarischen Regierung gebrochen hat, schmachtet die herrliche Insel Cuba, dieser wichtigste und kostbarste Theil Westindiens noch unter

dem Joche des unversöhnlichen Feindes der Freiheit. Cuba's Söhne, die Gesinnungen ihrer Brüder auf dem Vestlande hegend, doch gänzlich isolirt, haben keine Stütze, als die Hoffnung der Befreiung durch Mexiko oder Colombia, oder die verzweiflungsvolle Aushülfe eines Aufstandes unter einer verschiedenartigen Bevölkerung, dessen Ausgang höchst zweifelhaft ist. Die freisinnigsten, einflussreichsten Bewohner dieser Insel haben bis jetzt keine Maassregel ergriffen, um derselben Freiheit und Selbstständigkeit zu sichern; aber sie haben ihren vaterländischen Boden verlassen, um Hülfe zu suchen, wo sie am zuverlässigsten zu erwarten ist, bei einer mächtigen Nation, welche selbst eigner Vortheil antreibt, einem Volke beizustehn, das immer deren Bundesgenosse bleiben muss und welches für die Vertheidigung beider Länder mitwirken wird. Interesse und gegenseitiger Vortheil erfordern, dass Mexiko schleunigst der Insel Cuba zu Hülfe komme und dieselbe zu befreien strebe, aus dem Zustande der Erniedrigung, worin der gemeinsame Feind der Amerikaner sie noch niederhielt, mehr durch Gewalt und Gewohnheit, als durch moralischen Einfluss, mehr durch die Trägheit jedes Volks, welches gewisser Vortheile geniesst, als durch Zufriedenheit mit dem obwaltenden politischen Bedrückungssysteme, so wie durch die natürliche Vorliebe des Menschen für den Zustand des Friedens, wenn er auch seine Freiheit und heiligsten Rechte opfern muss. Allein diesen Zustand der Ruhe geniesst die Insel Cuba nicht mehr. Ihre Bewohner, von der Heiligkeit ihrer Rechte durchdrungen, von glänzenden Vorbildern umgeben, durch die praktischen Lehren so vieler freier Völker, ihrer nächsten Nachbaren, unterrichtet, einer Regierung unterworfen, deren

Namen sogar der Welt verhasst ist (*subjected to a gouvernment, whose very name is odious to the world*), mit jedem Tage die Handelsverbindungen, die ihren Wohlstand begründen, aus Furcht vor einer nahen Revolution, einbüssend; und getrieben durch die Macht der Erkenntniss und Civilisation, um ein ihrem Interesse und Bedürfnisse entsprechenderes Regierungssystem zu suchen, sind bereit zur Revolution. Diese würde ohne den Schutz einer befreundeten Nation für unsere Brüder verderblich seyn; aber durch diese Bundes-Republik geleitet, wird sie der Freiheit und Unabhängigkeit Cuba's einen vollendeten Triumph sichern. Kann der Congress dieses Freistaats gleichgültig ein befreundetes, blutverwandtes Land unter den, dasselbe jetzt bedrohenden Uebeln versinken sehn? Wir wenden uns nicht blos an Ihr Herz, meine Herren! wir reden zu Ihrer Vernunft. Regierungen lassen sich nicht, wie Individuen, durch Mitgefühl leiten; aber voll Vertrauen wenden wir uns an die Mexikanische Regierung um Hülfe, aus Gründen der Staatsweisheit und des Staatsvortheils. Mexiko hat mit Cuba gleiches Interesse; so lange diese Insel abhängig bleibt, ist Mexiko nicht als gesichert zu betrachten. Cuba war der Hauptstützpunkt der Eroberer; Spaniens beste Hoffnung beruht bis zu diesem Tage darauf; diese Insel hat die Vertheidigung des Castels S. Juan de Ulua unterstützt; ihre Lage an den Mündungen des Golfs von Mexiko und in der Nähe eines Hauptstaats des Continents (Colombia) ist wichtig; die Handels-Nationen sind höchlich bei dem Schicksal dieses modernen Tyrus betroffen; das reiche Havana, das London Amerika's, wird grossen Einfluss auf den Zustand des neuen Continents ausüben. Ein Ereigniss, dessen wir

nur mit Schaudern gedenken, kann diese Insel unter die Gewalt einer Menschenraçe *) bringen, die, zur Schande der Menschheit, nicht in gesellige Verbindungen mit civilisirten Nationen eintreten kann. Ihre Herrschaft über die Antillen würde in der That einen ungünstigen Einfluss auf ganz Amerika haben. Sind diese Betrachtungen, meine Herren, nicht wichtig genug, um sie zu rechtfertigen, wenn Sie eine Expedition gegen Cuba ins Werk richten? Was lässt sich diesen unleugbaren Gründen entgegensetzen? Bolivar und Colombia's Congress haben aus weniger gewichtigen Beweggründen den Peruanern Hülfe geleistet, so wie auch Chile und Buenos Ayres. Nicht die weite Entfernung, nicht der Nothstand der Selbstvertheidigung, noch der Mangel an Hülfsquellen hielt sie ab. In Griechenland unterstützen die Moreoten, während sie mit der Einen Hand die Barbaren von ihrem Boden abtreiben, die Inseln des Archipelagus mit der Andern. Diese Beispiele sind nicht von der Ungewissheit alter Sagen umwölkt; es sind Ereignisse der Mitzeit und aus der Verfassung der Gesellschaft, aus dem Einklange der Gesinnungen und aus Austausche der Meinungen und Interessen erwachsen. Um sich gleich ihren Brüdern auf dem Vestlande zu erheben, besitzen die Cubanesen Muth und Vaterlandsliebe. Aber es giebt dort Hindernisse gegen alle Anstrengungen zur Erlangung der Freiheit. Die Anschläge der Patrioten haben eine selbstbegründete Regierung, und die Furcht vor einer zahlreichen Sklaven-Bevölkerung, welche frei seyn will, und deren Lage annoch nothwendig, wenn auch un-

*) Der Schwarzen nämlich. Anm. d. U.

glücklich, ist, gegen sich. Die Ruhe und Sicherheit der Grundeigenthümer bei dem gegenwärtigen Systeme, machen den Despotismus wünschenswerther, als die schauderhaften Zerrüttungen einer benachbarten Insel (S. Domingo), deren Geschichte eine entsprechende Episode zu der Revolution des Mutterlandes bildet. Eine Insurrektion dieser Art würde für die Weissen und für Amerika im Allgemeinen durchaus nicht wohlthätig seyn, und ihre Gräuel unsere Befürchtungen noch überwiegen. So wie der moralische Einfluss Spaniens auf Cuba abnimmt, mindert sich auch dessen Stärke. Dieser Verfall der Spanischen Regierung ist dem Widerstande gegen die Civilisation und gegen die Freiheit der vormaligen Colonien zuzuschreiben. Da die Regierung ihre Vollkraft einbüsst, so entsteht ein Gegengewicht zwischen ihr und der öffentlichen Meinung, welches die Parthei der Unabhängigkeit unterhält. Doch weil die Meinung, welche Staatsgeschäften den Antrieb verleiht, die Zügellosigkeit der Anarchie nicht unterdrücken kann und weil die Spanische Regierung keine Gewalt hat und keine andere an ihre Stelle organisirt ist, so wird sich eine dritte Parthei erheben, welche, wenn auch nicht organisirt, alle Elemente der Eintracht besitzt und der Revolution eine gänzlich veränderte Richtung geben wird. Uns schweben die Ereignisse in S. Domingo vor, veranlasst durch Frankreichs Schwanken und durch das kraftlose Verfahren der Französischen Insular-Regierung. Die Weissen sind nicht im Stande sich vom Mutterlande loszureissen, und dieses kann die Sklaven nicht im Zaume halten. Diese handeln ohne Plan und werden blos von dem, allen Menschen eigenthümlichen Hange nach Befreiung, getrieben. Das ist der Zustand von

Cabanacan *), der grössten Insel des Amerikanischen Archipels. Der Handel zwischen beiden Ländern wird unterdrückt, alle politische Verbindung aufgehoben bleiben, wenn Mexiko nicht eine hinreichende Macht sendet und das Panier der Unabhängigkeit in dieser Insel aufpflanzt. Havana würde dann der Centralpunkt der Amphyktionen der Erdhälfte des Columbus werden; Gesetze, für die Sache der Menschheit ehrenvoll, würden aus ihren Versammlungen hervorgehn, der Handel der Republiken würde frei unsere Gewässer beschiffen und die Flagge befreundeter Nationen geachtet werden, und alles Frieden, und Wohlfahrt athmen!"

Diese Denkschrift ist von 60 angesehenen Männern unterzeichnet, unter welchen General Bravo, General Santa Anna, Bustamente, Filisola, Guerrero und viele Mitglieder des Congresses sich befinden.

(Bekanntlich ist die Spanische Expedition am 18. Dec. 1825 3 Fregatten, 1 Brigg und 9 Transportschiffe stark mit 1500 Mann am Bord in Havana eingelaufen. Ein Schiff 310 Mann aber ist zurückgeblieben. —)

Die Amerikanischen Herrschlinge *Heinrich I. und Augustin I.*

(Eine biographische Parallele.)

Nur gar zu oft betrachtet man die Begebenheiten auf dem Boden des transatlantischen Vestlandes durch die Europäische Brille und beurtheilt sie in Rücksicht

*) Alter Name der Insel Cuba zur Zeit ihrer Eroberung durch die Spanier im Anfange des 16. Jahrhunderts.
A. d. U.

ihrer Ursachen und Folgen nach dem, was wir in unserm Welttheile seit Jahrhunderten vorgehn sahn. Ein Hauptunterscheidungs-Merkmal des Amerikanischen Staatenwesens von dem unsrigen ist der gänzliche Mangel monarchischen Einflusses. Die stolze Pflanze der Königswürde will nun einmal dort nicht wurzeln noch gedeihen. Während das herrliche Asien von den unerforschten Ausflüssen des Oby und Jenesey bis zum Cap Comorin, und von dem Inselreiche Japan und dem gelben Meere bis zur Todespforte — und zum Bosphorus unter der Bleiruthe der Despotie schmachtet, findet sich in Amerika von der Mündung des Kupferflusses bis zu den mannhaften Tahuelhets unweit der Südspitze kein einziges, einem willkührlich herrschenden Autokraten unterworfenes Volk. Allerdings fanden die Spanier bei der Eroberung im 16ten Jahrhunderte im Reiche Anahuac, im heutigen Ost-Colombia (Neu-Granada), in Quito und Peru Herrscher, die, mit hierarchischer Gewalt versehn, ihre Unterthanen auf gut Chinesich zu bejochen wussten; doch nach der Abschüttlung der noch weit schwerer drückenden Colonial-Herrschaft scheinen dort alle Völker sich das Wort gegeben zu haben, nur republikanischen Regierungsformen zu huldigen. — Nichts schien z. B. wahrscheinlicher, als dass Mexico's Bewohner, an den glänzenden Hofe eines prunkenden Vice-Königs, dessen Einkünfte sich leicht auf mehrere Millionen Piaster steigern liessen, gewöhnt, einen constitutionellen Fürsten, wenn auch aus der Mitte des reichen eingebornen Adels, eingesetzt, und in seinem Dienste Ehre und Ehrenstellen gesucht hätten. Doch selbst in Mexico — das verarmte Colombia konnte an dergleichen nicht denken, und die Handelsstadt Buenos-Ayres hat überhaupt von monar-

chischen Formen nur wenig vernommen — schwand das Königthum schnell, wie ein Schatten, und ein Versuch, dergleichen durch einen Coup de main herzustellen, fiel unglücklich aus, und gab blos den Stoff zu einem Trauerspiel her, welches gewiss ein fingerfertiger Dramatiker baldigst liefern wird.

Mit Recht gilt in der alten Erdhälfte der Spruch:

„Der erste König war ein glücklicher Soldat,"

von dem hochseligen Nimrod jagdlustigen Andenkens bis zum Napoleon, auf dessen Degenspitze das Schicksal der Welt zu ruhen schien, brachte Kriegstalent, Herrscherwürde und Herrschergewalt. In Amerika lebt kein einziger Kriegsheld, der es bis jetzt gewagt hätte, sich gleich dem Cäsar eine Königskrone reichen zu lassen, und die zwei Männer, (Christoph und Iturbide) welche sich dessen erkühnten, haben das Unternehmen mit dem Leben gebüsst. Trotz der Prophezeihung des Herrn Vice-Consuls Mollien darf man behaupten, dass Bolivar gerade so denkt, wie Napoleon hätte denken sollen, um als wahrhaft grosser Mann in der Weltgeschichte zu glänzen. Denn wahrlich, es liegt mehr Grösse darin, Kronen zu verschmähen, als sie zu rauben. Bolivar erkannte, wie Washington, das Eigenthümliche des südlichen Theils der Hemisphäre, deren Befreier er ward, so wie der grosse Virginier das Eigenthümliche des nördlichen Theils erkannte. Er hat die Mittel wohl erwogen, wodurch deren Einwohner zur Ruhe und zum Wohlstande gelangen können; er empfindet es tief, dass der Finanz-Zustand jener Länder, trotz unerschöpflicher Gold- und Silbergruben, es nicht gestattet, Königl. Hofstaat, Königl. Familien und Königl. Beamten in gebührendem Glanze zu erhalten, und dass solcher Auf-

wand die dortigen Völker zur Verzweiflung bringen müsste; er will also nur eine Volksregierung, die so wenig wie möglich kostet, nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten, vest begründen, Freiheit, Friede und Selbstständigkeit sichern, und dann ruhen nach gethaner Arbeit. Acti laboris jucundus! — O hätte Napoleon auch solche Selbstüberwindung bewiesen; er wäre dann wahrlich nicht in S. Helena umgekommen. Aber er war ein Europäer, und daher anders, als jene Sprösslinge eines halbfertigen, jungfräulichen Erdtheils.

Zwei ausgezeichnete Männer in Amerika, bis jetzt die einzigen, nahmen sich den Napoleon zum Muster, und suchten auf die Weise, wie es längst in Asien und nicht selten auch in Europa gelang, Macht, Gewalt und Ansehn. Der Eine, ein Schwarzer, in Sklaverei erzeugt und geboren, ein roher, eitler Mensch; der andere, ein geborner Mexicaner, ein Creole, nicht ohne Geistesbildung und von einnehmenden Sitten. Beide scheiterten; der Eine konnte sich auf dem mit stolzem Prunke und allen Napoleonischen Flittern verbrämten Thron, obgleich er sich wirklich aufs Commandiren verstand, nicht halten, und musste, den eigenen, gut bewaffneten Garden weichend, zum Henker an sich werden, während die Republikaner triumphirten, und sich die von ihm aufgehäuften Schätze getheilt hätten, wenn sie zu finden gewesen wären; der andere verdarb es durch Charakterlosigkeit mit allen Partheien, und ward daher mit einem glimpflichen consilium abeundi und einem bedeutenden Gehalte fortgeschickt; doch durch Europäische Einflüsterungen verleitet, brach er die beschworne Urphede, landete wieder auf dem verfehmten Vater-

ländischen Boden, und ohne dass sich ein Arm für ihn, den Mancher in Europa schon als einen Restaurator der Spanischen Herrschaft in Amerika betrachtete, waffnete, ward er auf Befehl der noch unerschütterlich bestehenden Republikanischen Regierung verhaftet, und ohne Umständlichkeit arquebusirt. Beide sind warnende Beispiele für diejenigen, die sich in Amerika Diademe zu flechten wagen; sie werden dort gar zu leicht zu Dornenkronen. Während des Verlaufs von drei Jahren, 1820 — 1823, hat Amerika zwei gekrönte Märtyrer aufzuweisen, da Europa die gleiche Zahl nur in zwei Jahrhunderten aufzuweisen hat. — Diese auf unumstössliche Thatsachen beruhende Erscheinung charakterisirt den neuen Welttheil.

Eine kurze biographische Uebersicht dieser beiden merkwürdigen Männer (Christoph und Iturbide) die in vielen Dingen, namentlich in der Sucht, zu prunken, viel Aehnliches mit einander haben, findet hier, obgleich sie ziemlich bekannt ist, in diesem Zusammenhange vielleicht eine willkommene Stelle. Beide tauchten aus dem Gräuel eines mörderischen Revolutionskrieges empor, aus Blut und Verheerung, dessen Schilderung mit Graun erfüllt; beide wirkten in dem reichsten, am meisten und schönsten angebauten Striche Amerika's. — Iturbide in dem wundervoll begabten Mexico, der kostbarsten Colonial-Besitzung, die Spanien und je ein Volk auf Erden besass; *) der Neger Christoph auf der furchtbarsten Insel Westindiens, die kostbarste Besitzung, die Frankreich und je ein Volk in Westindien besass, da Spanien sein Cuba bei weitem

*) Selbst Ostindien ist das bei weitem nicht für Grossbrittannien, was Mexico (Neu-Spanien) für das castilische Königreich war. A. d. Verf.

nicht mit solcher Umsicht benutzte. S. Domingo gleicht an Umfange dem Königreiche Baiern, und gewährt alle Lebensbedürfnisse in Ueberfluss. — Mexico, 75830 □Meilen gross, mit den köstlichsten Produkten gesegnet und mit einer Bevölkerung von 5 Millionen, kann sich mit jedem Europäischen Reiche messen; dieses Land, wie jene Insel, schien also hinreichende Mittel zu Monarchieen darzubieten. Dazu waren beide, der Mexikaner, wie der Neger, keine ein- oder aufgedrungene Herrscher, beide strebten für die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit ihrer Staaten und hatten zur Zeit der höchsten Noth zu dessen Vertheidigung tapfer mitgewirkt, ja dieselbe herbeiführen helfen.

Die Neger werden wie Hausthiere behandelt, und ihre Geburt auch nicht weiter berücksichtigt; selten empfangen sie mehr als einen Namen; nur selten werden sie getauft; daher ist auch Christoph's Geburt und Geburtsstag in Dunkel gehüllt. Er selbst kannte seine Aeltern nicht; nach den zuverlässigsten Nachrichten ist er etwa ums Jahr 1767 (er meinte, am 6. October) auf der Brittischen Insel S. Kitts, 32 Meil. südwestlich von S. Thomas, die damals zum Theil Französisch war, geboren und als 12jähriger Bursche nach S. Domingo verkauft, und zwar nach der Hauptstadt des damaligen Französischen Antheils, Cap Français, an der Nordküste, wo ihn sein Herr die Kochkunst erlernen liess und frei gab; er diente dann in dieser Capstadt, dem nachherigen Schauplatz seiner Königl. Herrschaft, im Gasthofe zum Kranze in der Spanischen Strasse, 1789 als Koch, und ward nachher auf der Pflanzung Limonade, die damals dem als Schriftsteller bekannten Herrn Dureau de la Malle gehörte, als Zambo oder Sklaven-Voigt, und zwar mit gewöhnlicher

Härte gegen seine Untergebenen, angestellt. Schon zwei Jahre später, 1791, brach die fürchterliche Empörung der Farbigen und Schwarzen gegen die Französischen Colonisten auf S. Domingo los. Der edle Toussaint l'Ouverture, der Spartacus dieses Sklavenkriegs und der wilde, blutdürstende Dessalines gelangten an die Spitze der insurgirten Banden. Unter beiden diente Christoph mit Auszeichnung und ward zum Brigade-General ernannt. Toussaint, zu hochsinnig, um die Arglist der Französischen Consular-Regierung zu ahnden, liess sich mit derselben in Unterhandlung ein. Diese erregte Verdacht und endlich 1799 offenbaren Aufstand in den südlichen Gegenden (in Aux Cayes &c.), wo Rigaud und Toussaint's eigner Neffe Moyse einen Bürgerkrieg anflammten. Toussaint, von der Französischen Regierung mit dem Titel eines Gouverneur - Lieutenants von S. Domingo geschmeichelt, sandte Christoph gegen die für ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ringenden Mitbrüder ab. Dieser bemächtigte sich durch Verrath des Moyse, den Toussaint hinrichten liess — Christoph aber ward Gouverneur der Capstadt und des nördlichen Theils der Insel, so weit sie Französisch gewesen war; als solcher dämpfte er mit Energie einen neuen Aufstand, der am 21. October 1801 in den umliegenden Pflanzungen ausbrach. Schon im Januar 1802 erschien eine Französische Flotte unter dem Admiral Villaret, die 25000 Mann unter dem General le Clerc, Buonaparte's Schwager, an Bord hatte, von dem ersten Consul abgesandt, um an die zahlreichen, bereits errungenen Tropäen auch noch die der Wiedereroberung der dem Französischen Commercium so theuren Insel S. Domingo anzuknüpfen, deren Spanische

Hälfte er sich im Basler Frieden hatte abtreten lassen. Le Clerc suchte durch die niederträchtigsten Schmeicheleien und Lockungen *) den Gouverneur Christoph zu bewegen, ihm die Captadt und die Person des wackern Toussaint zu verrathen. Die Antworten, die der Neger, der nie schreiben gelernt hat, diesem Europäer sandte, sind trefflich und mit vieler Freiheit abgefasst und wahrscheinlich aus seines Secretairs Vastey's Feder geflossen; auch vertheidigte er die ihm anvertraute Capstadt, besonders durch die Drohung, dieselbe im Falle eines Angriffs zu verbrennen, und alle Weissen über die Klinge springen zu lassen. Die Französische Flotte entfernte sich, bewirkte Landungen an verschiedenen Punkten der unvertheidigten Westküste und drang von dort über Gonaives und Port Paix gegen die Capstadt vor. Die dort lebenden Weissen retteten sich grösstentheils durch die Flucht, aber in Rücksicht der Zerstörung hielt Christoph Wort. In wenigen Stunden war der schöne Anbau ein Schutthaufe und die Neger zogen, alle umliegende Pflanzungen verbrennend und die dort noch versteckten Weissen mordend, südlich ins Gebirge, um dort die bedrohte Freiheit bis zum letzten Athemzuge zu behaupten,

---

*) Siehe die zuverlässigen Aktenstücke, deren Authenticität niemand geleugnet hat, in Vastey's *Essay sur les causes de la revolution et des guerres civiles d'Haïti.* Ein sehr schön geschriebenes Werk, welches auf Christoph's Veranlassung in seinem Lustschloss Sans soucy im Jahre 1819 in der königlichen Druckerei erschien. So wie auch *Histoire politique et statistique d'Haïti, écrite sur des documens et des pièces officielles communiquées par Sir James Barskett, Agent du gouvernement britannique dans les Antilles traduite par Placide Justin. Paris chez Firmin Didot.* 1826. 8vo.

verfolgt von den Franzosen, welche die Grausamkeit ihrer Feinde mit beispielloser Wuth zu überbieten strebten. Es gelang ihnen, die vesten Plätze an den Küsten zu besetzen; aber in die innere waldige Bergwüste durften sie sich nicht ungestraft wagen. Durch die unaufhörlichen Streifzüge und Ueberfälle, durch das heisse Klima (28 bis 30° R.) und den Mangel an gehöriger Verpflegung und ärztlicher Fürsorge, welches immer die Schattenseite des Französischen Militairwesens war und hier, wie in Russland, sich doppelt hart bestrafte, büssten sie in 5 Wochen 15000 Mann ein. — Toussaint und Christoph wurden im Februar 1802 für Hochverräther erklärt, aber durch arglistiges Parlamentiren suchte man fortwährend zwischen beiden Negerhäuptlingen Uneinigkeiten zu stiften. Diese höllischen Maassregeln gelangen; die in der Eupäischen Politik gänzlich unerfahrenen Männer wurden wirklich uneins, liessen sich beide durch Schmeichelei verlocken; sie ergaben sich im April 1802 — und entliessen ihre Truppen; Christoph begab sich nach der Capstadt zu den Franzosen; Toussaint zog auf seine Pflanzung zurück. Unter nichtigem Vorwande aber ward er schon im May mit mehreren seiner Freunde verhaftet, einige der letzten wurden erschossen, er selbst aber nach Frankreich geschleppt, wo er in enger Gefangenschaft starb. (Dass er vergiftet worden, ist nicht erwiesen.) Gegen Christoph setzte Le Clerc seine Schmeicheleien fort, und pries ihn als Entdecker der dem armen Toussaint Schuld gegebenen Verschwörung, um ihn bei seinen Waffenbrüdern verdächtig zu machen. Das Misstrauen, womit die Franzosen die Neger behandelten, vornämlich aber die augenscheinlichen Versuche, der wieder eingetroffenen

Pflanzer, die Sklaverei nach und nach von neuem einzuführen, rief die Neger zur Blutrache auf. Dessalines und Christoph, wussten sich durch List der Wachsamkeit der Franzosen zu entziehn. Der letztere zog, wie Schill, mit einer scheinbar loyalen Negerkompagnie vom Exerzierplatze fort und stellte sich mit jener an die Spitze des wieder begonnenen Aufstandes. Ausgezeichnetes Glück begünstigte sie; fünf Monate nach Le Clercs Ankunft waren von den 30000 Mann, die ausgeschifft wurden, nur noch 6000 am Leben; selbst Le Clerc ward ein Opfer des, unter den gelandeten Europäern schrecklich wüthenden gelben Fiebers. General Rochambeau, der als Kämpfer für die Befreiung der Vereinigten Staaten und als Lafayette's Freund Bonaparten verdächtig war, konnte, ungeachtet er Verstärkung aus Frankreich erhielt, kaum die Capstadt und Port au Prince behaupten. Britische Kriegsschiffe schnitten ihm die Zufuhr ab und endlich sah er sich aus Mangel an Mannschaft, Mundbedarf und Munition genöthigt, am 19ten November 1803, mit Dessalines, Christoph und Clairvaux eine Capitulation abzuschliessen und mit allen Franzosen den französischen Antheil der Insel zu räumen. So wie die Feinde von dannen gezogen waren, erliessen jene drei Negerhäuptlinge eine Proclamation, worin die Unabhängigkeit von S. Domingo und zwar in sehr gemässigten Ausdrücken (um die Briten auf ihren nahen Inseln kein Besorgniss einzuflössen) verkündigt ward. Der von den Franzosen gleichfalls besetzte, früher Spanische Antheil der Insel war in jene Capitulation nicht einbegriffen. Dort, an der Südküste, vertheidigte General Ferrand die von Colombo gestiftete Hauptstadt (S. Domingo), Christoph rückte mit 15000 Negern von Westen her

gegen sie an, ward aber am 28. März 1806 geschlagen, welcher Sieg indess keine weitere Folge, als die Behauptung jenes südlichen Küstenplatzes, hatte.

Im Norden und Westen waren die Neger in ungestörtem Besitze, und da sie nun das Bedürfniss einer gesetzlich geregelten Regierung täglich mehr fühlten, so erschien schon am 20. Mai 1805, besonders unter Christoph's Mitwirken, eine Verfassungsurkunde. Die Insel S. Domingo ward (nach Frankreichs Beispiel) zu einem unabhängigen Kaiserreiche unter dem alten Namen Haïti, den ihr die ausgerotteten Ureinwohner beigelegt hatten, erhoben und Dessalines (Jacob I.) als Kaiser und Befehlshaber an die Spitze gestellt, der die Generale Christoph, Pethion und Ambroise zu Grosswürden seines Reichs erhob. Doch nur gar zu bald erwies er sich auch gegen diese als grosser Tyrann und dieselben säumten nicht, unter Christoph's Anführung, bereits im October 1806 ihn wieder vom Thron zu stossen, so, dass diese Kaiserherrschaft kaum des Namens werth ist. Er starb den hergebrachten Sultans-Tod; ihn mordeten seine Garden. — Doch unter den Generalen, die ihn gestürzt hatten, entstand Zwiespalt. Christoph, in dessen Kopf allerlei Europäische, ihm wahrscheinlich vom Vastey eingeflösste Schwindeleien von Herrschermacht und Herrscherehre Raum gefasst hatten, und der es liebte, in der Capstadt, wo er schon früher den Gouverneur auf Französisch spielte, einher zu stolziren, geizte nach der Eitelkeit des Fürstenpurpurs, obgleich er anfangs auch nur den Titel eines Präsidenten annahm. Pethion, in Port au Prince von Nordamerikanischen Handelsleuten umgeben und durch diese über die Amerikanische Eigenthümlichkeit belehrt,

überhaupt von Natur milde, wohlwollend und von ächter Freiheitsliebe und Theilnahme an das Wohl seiner Mitbrüder und Mitkämpfer beseelt, ordnete dort an der Westküste eine bescheidene Neger-Republik und stellte sich als Präsident an deren Spitze, sorgte möglichst für die öffentliche Sicherheit und machte sich bei allen, die ihn kennen lernte, geachtet und beliebt *). Im Jahre 1807 entstand eine blutige innre Fehde. Anfangs behielten die geübtern Schaaren Christoph's die Oberhand, aber bald lernten die Verfechter der Freiheit den Krieg und zu Grandmorne, eine Ebene, 7 Meilen südwestlich von der Capstadt, ward Christoph von Pethion gänzlich geschlagen, so dass er selbst sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes rettete. Der grössere reichere Theil der Insel blieb ruhig Republik und dennoch wagte es der eitle Mann, der durchaus einen Napoleon auf Haïti vorstellen wollte, sich am 28sten März 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König ausrufen zu lassen und eine Staatseinrichtung zu stiften, die grösstentheils das Machwerk seines Factotums (nunmehrigen Reichskanzlers) Baron von Vastey war. Sie ist ein Denkmal menschlichen Unsinns und eitler Verschrobenheit. Nichts wodurch Königswürde wohlthätig und achtbar wird, sondern bloss ihre eitlen Flitter, Hofstaat, Hofämter, Titelkram etc. Freilich erliess er auch eine der französichen Gesetzgebung abgeborgte Civil-

*) Dieses Zeugniss sprechen über diesen merkwürdigen Mann, der den Namen eines Haïtischen Washington verdient, mehrere achtbare in Hamburg noch lebende Männer über ihn aus, die ihn während ihres Aufenthalts in Port au Prince innig verehrten.

Anm. d. Verf.

und Criminalgesetzgebung; aber er selbst übte nicht Recht und Gerechtigkeit, sondern nur Habgier und eine schreckliche Tyranney, selbst gegen Eingewanderte, die er z. B. aus Hamburg unter glänzenden Versprechungen herbeilockte, und die er, wenn sie einfältig genug waren, seinen Lockungen zu folgen, nicht nur das ihnen Versprochene nicht hielt, sondern abscheulich misshandelte und im Kercker schmachten liess, obgleich er sich anderer Seits auf die Kenntnisse und Talente dieser Ausgewanderten, worunter auch Militairs waren, zu stützen suchte. Selbst seine schwarzen Unterthanen wurden geplagt und gedrückt; nur seine Günstlinge, denen er hochtrabende Titel beilegte, und welche er adelte, — sowie seine Garden wurden begünstigt. Viele seiner Unterthanen entflohen nach der freien Westseite, wo sich um Pethion nicht nur die Schwarzen, sondern auch alle Weisse und Farbige mit Zuversicht sammelten; dieser aber lockte keinen herbei. Anträge zu einer bedingten Uebergabe, die beiden nach der Herstellung der Bourbons 1814 auf geheimem Wege gemacht wurden, wiesen beide mit öffentlich geäussertem Unwillen zurück; denn König und Präsident, die ohne förmlichen Friedensschluss um diese Zeit doch keinen eigentlichen Krieg führten, waren über den Punkt einig, dass Haïti unabhängig und selbstständig bleiben müsse. Heinrich I. führte deshalb nun das Gauckelspiel einer National-Repräsentation ein und die Abgeordneten seines Völkchens (240,000 Menschen) versammelten sich in seinem Lustschloss Sans-Soucy, dessen Gärten sich keiner ohne Erlaubniss nähern durfte; diesen Abgeordneten ward der Inhalt der französischen Anträge vorgelegt. Raisonniren durften sie nicht. Auch ward ein Plan zur Landesvertheidigung bekannt gemacht; alles mit Vastey's red-

nerischem Schmucke, viel Geschrei, wenig Wolle — während in der Republik durch Pethion viel geleistet, aber wenig gedruckt und posaunt ward.

Im Anfange des Jahrs 1818 starb der Präsident Pethion, der sich durch seine Verdienste um Haïti unsterblich gemacht hat; statt seiner trat der Mulatte Jean Pierre Boyer, ein eben so braver, verständiger Mann und geschickter Feldherr, als Präsident an die Spitze der Regierung des Freistaats, der sogleich alle Verbindung mit dem Negerkönige abbrach, seine Gesandtschaft zurückwies und sich des Distrikts Jeremie (Grande Anse) an der Nordküste der nach Westen auslaufenden Halbinsel, 26 Deutsche Meilen westlich von Port au Prince, bemächtigte, wo General Goman, Graf von Jeremie, im Namen der Haïtischen Majestät herrschte. Mittlerweile aber hatte dieser Herrschling nichts mehr zu verleihen — er hatte alles urbare Grundeigenthum an Generale und Höflinge vertheilt; unter dem 14ten July 1819 erliess er auch ein Decret, die Unterofficiere und die gemeinen Soldaten mit Ländereien zu begaben, doch diese waren mit den Wüsteneien, die sie bearbeiten sollten, nicht zufrieden. Zuerst kam unter der königlichen Besatzung von Saint Marc, eilf Meilen nördlich von Port au Prince, die Verschwörung zum Ausbruche. Der Obrist des dort liegenden Regiments war am Ende des Septembers 1820 von dem Neger-Sultan, der auf seinem Schlosse Sans-Souci gerade krank lag, in launenhafter Aufwallung hart behandelt; — das Regiment fühlte sich in seinem Befehlshaber beleidigt, ermordete im Aufruhr den königlichen Gouverneur und schickte Abgeordnete an den Präsidenten Boyer, mit dem Antrage um Schutze abseiten der Republik. Schon in den ersten Octobertagen liess

General Boyer, der die antiloyale Gesinnung der königlichen Truppen längst erforscht hatte — seine bereits bei Port au Prince versammelte Armee, 15000 Mann stark, nordwärts vorrücken, vereinigte sich mit jenem Regiment, ging über den Fluss Artibonite und drang über Plaisance nordöstlich gerade auf den Königssitz los. Heinrich I. versammelte in seinem wohl befestigten Schlosse Sans-Souci (welches also ein befestigtes Ohne Sorge! war) seine 1500 Mann starke Leibwache, die der Bruder der Königin, Joachim Noëlle, Duc de Port Paix, commandirte, da der König selbst durch Gicht, die Folge seiner Ausschweifung, gelähmt, das Bette hüthete. Aber schon am 6ten October proklamirte ein königl. Günstling, Richard, Duc de Marmelade, ein Grosswürdeträger des Miniatur-Reichs, an der Spitze mehrerer Regimenter in der Capstadt die Abschaffung des Königthums, und die Volksmenge stimmte diesem Ausrufe jubelnd bei. Viele, die durch Heinrichs Tyrannei in Kerker schmachteten, unter andern auch die oben erwähnten Hamburger, wurden bei dieser Gelegenheit in Freiheit gesetzt. Der Duc Noëlle verhiess den Garden die Plünderung der empörten Hauptstadt. — Am 8. October standen beide Partheien einander entgegen; doch kaum begann ein Vorpostengefecht, als auch die letzten Stützen der Monarchie zu denen, die sie bekämpfen sollten, trotz allem Flehen, Drohen und Ermahnungen des königlichen Schwagers überliefen, und mit dem Rufe: *Vive la Republique!* empfangen wurden. So machen es in Amerika die Parade-Garden! wehe denen, die ihnen vertrauen. Der Duc überbrachte in eigner Person die Trauerbothschaft, dass alles verloren sei! an demselben Abend dem thörichten Manne, der auf Haïti, ungeachtet er Des-

salines's warnendes Beisptel vor Augen hatte, den Sultan spielen wollte. Da ergrif er sein Pistol und starb, etwa wie Nero, Abends 11 Uhr, am 8ten October 1820, in einem Alter von etwa 53 Jahren. Als die seiner Tyrannei entrissenen Schaaren ins Schloss drangen, fanden sie den entthronten Neger mit zerschmettertem Haupte; nicht nur an seiner Leiche, auch an seinem Sohne, den Kronprinzen, liessen sie ihre Wuth aus; er ward ermordet. Auch wurde natürlicherweise etwas geplündert. Doch zum Glück eilte Präsident Boyer herbei, bezähmte die Wüthenden, und rettete des vernichteten Tyrannen Wittwe, Töchter und Freunde, so wie manche wehrlose Familien, die dem Könige gedient hatten. Schon am 26sten October ward die Abschaffung des Negerkönigthums und alles damit verbundenen Plunders, Adel, Orden etc. abgeschafft und Haïti für eine einzige untheilbare Republik erklärt, die der Präsident Boyer milde, gerecht und zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Mitbürger regiert. Christoph's Frau und Töchter wurden nach England geschickt, und ihnen ein jährliches Gehalt ausgesetzt, wovon sie jetzt in den Niederlanden, bei Brüssel, anständig leben. Von den grossen Schätzen, die Christoph in Sans-Souci und in der Felsenveste Henry, auf dem 2500 Fuss hohen Felsen Ferrières, 2½ Meilen von der Capstadt (jetzt Cap Haïtiën, damals Cap Henry, früher Cap François genannt) aufgehäuft haben soll, ist, obgleich sich jene Veste gleich bei der Staatsumwälzung ergab, nur wenig zu finden gewesen. —

So endete die Sultanswirthschaft auf Haïti, dem Grundsatze gemäss, wie mans treibt, so gehts! — Ein roher, herrschsüchtiger Mensch wollte sie durchsetzen — Ganz anders erscheint, aus diesem Gesichtspunkte be-

trachtet, sein Mexikanisches Gegenbild, das freilich sich nicht so lächerlich machte — aber dennoch eben so wenig glücklich war.

(Der Beschluss folgt.)

Schreiben aus Vera Cruz
vom 12. November 1825.

Als ich mit dem Miniser der Marine die Ruinen des Fort San Juan de Ulua besuchte, vernahm ich mit Bewunderung viele Beispiele des Heldenmuths und der Ausdauer der Spanischen Krieger, welche diese kleine Burg so lange vertheidigten, trotz der schrecklichsten Entbehrungen und von der Regierung verlassen, für welche sie sich aufopferten. Wir schreiten ohne Verzug zur Ausführung eines Plans, um die Vestung in einen furchtbaren Vertheidigungszustand zu setzen. Die Mexikanische Regierung ist hinreichend mit allen Mitteln versehn, diesen Zweck aufs schnellste zu erreichen. Der Leuchtthurm, der für die Einfahrt in den Hafen von Vera Cruz so wichtig ist, wird in wenigen Wochen hergestellt seyn. Als die Beschiessung begann, liess der damalige Spanische Commandant Lamar (nicht *Lemaur*) die Lampen herunter; sie sind nun mit dem übrigen Zubehör überliefert und der ganze Apparat wird in gleicher Ordnung wie früher zu gebrauchen seyn. Das Licht bestand bekanntlich aus vier Reverberier-Lampen. Die Kuppel, worin sie wieder aufgehängt werden, ist ganz unversehrt. — Wir sind gleichfalls beauftragt, die alten Karten von Mexiko, die höchst unzuverlässig und voll Lücken sind, zu berichtigen, zunächst die Küsten am

Mexikanischen Golf. Der jetzt herrschende Geist hat gleichsam die Entfernung zwischen Europa und der westlichen Erdhälfte aufgehoben und es ist der Nutzen einer Arbeit unverkennbar, welche den Fremden vollständige Kenntnisse der Oertlichkeit darbietet, und dadurch die Verbindung der entferntesten Nationen mit einander erleichtert. Die Stadt Vera Cruz *), wo wir uns etwa zwei Monate aufhalten mussten, hat während der Belagerung des Castels von San Juan de Ulua viel gelitten; doch in kurzer Zeit wird alles wieder hergestellt seyn; da die Stadt für den Welthandel ungemein günstig liegt und sie über ausserordentliche, ihr von allen Seiten geöffnete Hülfsquellen gebieten kann. Die Unabhängigkeit der Hispano-Amerikanischen Staaten eröffnet dem Handelsverkehr der Welt einen unermesslichen Spielraum und der Mexikanische Golf ist von der Natur bestimmt, der allgemeine Sammelplatz der mit den Industrie-Produkten aller civilisirten Völker beladenen Handelsflotten zu werden. Der Minister besuchte die auf der Rhede von Veracruz liegende Mexikanische Flotte und liess sie manövriren. Die Zahl der Segel, der gute Zustand der Kriegsfahrzeuge, der ächtpatriotische Muth der Seeleute erweckte die schmeichelhaftesten Hoffnungen für die Zukunft der neuen Amerikanischen Freistaaten. — Der Entwurf, den Bewohnern der Havana nachdrückliche Hülfe zu leisten, ist durchaus kein Geheimniss mehr. Ein solcher Entschluss hat nichts Ausserordentliches; denn die Unabhängigkeit der Insel Cuba ist zur Bevestigung der innern Ruhe von Mexico unerlässlich, und es ist noth-

*) Bullock giebt die jetzige Bevölkerung der Stadt nur auf 7000 Seelen an.

wendig unseren Feinden den einzigen Punkt zu entreissen, auf welchen sie noch fussen können, um den Frieden der neuen Freistaaten zu stören. Alle Militairs sind einstimmig der Meinung, dass die Insel Cuba in Harmonie mit dem allgemeinen Vertheidigungs-System, welches die übrigen Amerikanischen Republiken befolgen, gebracht werden müsse. — Die Wahl der Abgeordneten der Republik Mexiko für den General-Congress zu Panama findet allgemeinen Beifall. Dieser Congress ist ein glänzender Beweis für die Reinheit der patriotischen Absichten des Generals Bolivar, dessen Ehrgeiz sich darauf beschränkt, ins Privatleben zurückzutreten, so wie der grosse, erhabene Plan zur Begründung daurender Grundvesten für die innere und äussere Politik der Amerikanischen Freistaaten, der längst seine Seele erfüllte, ins Werk gerichtet ist. Bewunderung zollen auch wir dem Manne, der bei der grossen Revolution, die der politischen Welt eine neue Gestalt verlieh und eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte des Menschengeschlechts darbietet, die erste Rolle spielte. Dieser grosse Mann wiederholt unausgesetzt gegen seine Freunde und Waffengefährten im Tone der vestesten Ueberzeugung die Worte: „Meine Nachkommen werden stolzer seyn, auf das unbefleckte, Schwerdt, was ich ihnen überlasse, als auf eine erkämpfte Krone, mit Menschenblut besudelt!“

Berichtigung.

(Eingesandt.)

In Betreff der Behauptung: S. 134 des Februarheftes der Amerikanischen Miszellen, ist es irrthümlich angeführt, dass die im Jahre 1825 von Bahia weniger einge-

führten 13000 Kisten Zucker, als Folge einer mittelmässigen Erndte anzusehen sind. Der Grund ist lediglich darin zu finden: dass die Zufuhr von 1824, wegen der vorherigen Blockade Bahia's 1823, in einer doppelten Erndte bestand.

In Betreff der auf nähmlicher Seite, übrigens gewiss absichtslos, befindlichen Aeusserung: „dass unsre Zucker-Fabriken durch das Missverhältniss der Preise, mit ihrem Absatze fast nur auf die Stadt und deren Umgebung beschränkt worden,“ bin ich der Meinung, dass wir nicht allein keinen Grund haben, das Verhältniss unsrer Fabriken herabzusetzen, sondern vielmehr und trotz der ausserordentlichen Concurrenz mit den vielen auswärtigen Fabriken, wir Ursache haben, das Bestehen unsrer Fabriken triumphirend herauszuheben. (Man lese die im Jahre 1820 von Herrn C. W. Soltau herausgegebene, sehr erläuternde Schrift. Ueber das Verhältniss unsrer Fabriken zu den auswärtigen. Bei Hoffmann & Campe.)

Zu der Schilderung dieses Bestehens unter Benennung aller der Plätze, wohin unsre Fabrikate in so ausserordentlicher Quantität, nämlich an 35 Millionen Pfund, raschen Absatz finden, glaubt Schreiber dieses, seinen Verhältnissen nach, sich nicht befugt und wünscht zur Berichtigung obiger irrthümlichen Behauptung, dass eine würdigere kaufmännische Feder sich finden möge, um diese das Ausland nur täuschende und die vorzugsweise so schöne Fabrikation unsrer Vaterstadt wenig ehrende Meinung, einleuchtend zu widerlegen.

Auch haben unsere Fabriken seit mehreren Jahren, mit einigen Ausnahmen, nämlich wenn nicht, wie im verwichenen Jahre, ein unglücklicher Speculationsgeist

auf das rohe Erzeugniss, wie ein böser Dämon, sich auf kurze Zeit bei uns einschleicht, wodurch freilich der Fabrikant allemal in der Folge, und zwar auf längere Zeit, zu grossen Opfern gezwungen wird, wenig Ursache über zu grosses Missverhältniss der Preise zwischen rohe und raffinirte Waare zu klagen; welches auch im Allgemeinen das gute Bestehen vieler unsrer Fabriken beweiset.

Die Trüglichkeit einer Speculation auf rohe Zukkern überhaupt, mit Ausnahme, wenn politische Umstände eingreifen, beweiset sich unter mannigfachen andern Gründen, mit am klarsten, wenn wir durch eine zwölfjährige Uebersicht erfahren haben, dass unser jährlicher Bedarf zur Fabrikation und Versendung (Transito inclusive) sich auf circa 65 bis 70 Millionen Pfund beläuft und unsre gewöhnliche Zufuhr der letzten Jahre zwischen 70 bis 80 Millionen Pfund beträgt. Zugleich aber wieder ein Beweis: wie vor allen übrigen Plätzen des Continents, sich Hamburg zur Zuckerfabrication vorzugsweise eignet! —

Im Februar 1826. G.

Noch muss in jenem Aufsatze folgendes verbessert werden:

1. Der Preis der Farbewaare Orlean S. 138 (eigentlich Orellan) stand am Ende des Jahrs 1825 nicht auf 13½ ß Bco., sondern auf 24 bis 32 ß Banco; die Zahl 31½ ß ist wahrscheinlich vom Setzer (?) in 13½ ß verwandelt.“

„2. Das Wachs, weisses oder gebleichtes, kostet nicht 26 ₰ Banco die 100 ℔, sondern 26 ß Banco das Pfund, wodurch die wahrscheinlich von gelehrter

Hand herrührende Einklammerung S. 139 von wegfällt."

Hamburg, Februar 1826.

Carl E....s.

Für die Einsendung obiger beiden Berichtigungen dankt der Verfasser jenes Aufsatzes, so wie die Redaction, verbindlichst.

R. Dr.

Auszüge

aus den in Amerika erscheinenden Blättern.

Vereinigte Staaten. Am 27sten September v. J. ward eine Indianerin vom Stamme der Osages, die am rothen Flusse *) (red river) wohnen, von Zwillingen, einem Mädchen und einem Knaben, entbunden, und beschloss, nach der Sitte des Volks, welches eine Zwillingsgeburt entehrend findet, diese Kinder umzubringen; doch ihre zum Christenthume bekehrte Schwester hinderte sie daran und weil die Mutter sich hartnäckig weigerte, ihnen die Brust zu reichen, so nährte sie die Kinder sieben Tage lang mit Wasser, die gute Muhme hat sonst nichts ihnen darzureichen. Die Mutter, noch immer bei ihrem Mordplan beharrend, vermochte am Abend des 7ten Tags eine alte Indianer (old squaw), die Kinder der Schwester wegzustehlen und sie in die Urwaldung zu verstecken, damit sie dort verschmachteten. Am Morgen des 8ten

---

*) Der rothe Fluss fliesst im westlichen Theile des Staats Louisiana und vereinigt sich 28 Meilen nordwestlich von New Orleans mit dem Mississippi. Unter den dortigen Wilden hält die Englische Kirche zwei Missionäre.

Tages aber ward der Missionär der Englischen Kirche, Hr. Paxley, durch eine bekehrte Indianerin von diesem Vorfall unterrichtet; sogleich machte er sich mit dem Hülfslehrer, Herrn Bright, und mit dem Grobschmidt Dunlop, der unter diesen Wilden lebt, und dort sein gutes Brod findet, auf den Weg, um die unglücklichen Kinder aufzusuchen. Endlich trafen sie die alte Indianerin, und diese versprach die Stelle zu zeigen, wo die Kinder versteckt wären, wenn man sie dafür bezahle. — Herr Paxley liess sich diesen seltsamen Antrag gefallen. Das Weib führte ihn eine halbe Engl. Meile weit von der Mission, auf einen dunkeln Indianerpfad, bei einem dunkeln, dichten Gebüsche vorbei, welches die Alte gewiss absichtlich nicht betreten wollte; aber der Missionär drang hinein und fand beide Kinder in einer alten Decke gewickelt neben einander und zu seiner grossen Freude noch am Leben; der Knabe sog an des Mädchen Wange. — Hr. Paxley nahm sie in seine Wohnung, lässt sie dort sorgfältig pflegen, und beide scheinen gut zu gedeihen.

Die reitenden Boten, welche die Bothschaft des Präsidenten nach Baltimore überbrachten, verliessen die Congress-Stadt Washington am 6ten December, Mittags 25 Minuten nach zwölf; der eine kam zehn Minuten nach zwei und der andre fünf Minuten später an; sie vollendeten also 37 Engl. (7⅖ Deutsche) Meilen in sieben Viertel Stunden! — —

Am 20sten December traf der Schooner Argonaut, Capitain Vossière, in achtzehn Tagen aus Chagres, unweit Puertovelo, an der Erdenge Panama, in Baltimore ein.

Ernennungen. Richard C. Anderson aus Kentucky, jetzt Minister bei der Republik Colombia,

und John Sergeant aus Philadelphia, zu Abgeordneten der Vereinigten Staaten beim General-Congress der Amerikanischen Nationen zu Panama; W. B. Rochester aus New-York zum Legationssecretair bei dieser Ambassade. — John Williams aus Tennessee zum Geschäftsträger der Vereinigten Staaten bei der Republik Guatemala.

Amerikanische Charakterzüge.

Am Morgen nach der Schlacht bei Yorktown, am 6. July 1781, wo Lord Cornwallis den Marquis de la Fayette schlug, befand sich unter den Verwundeten der Amerikanischen Armee ein junger Musikant, dem eine Flintenkugel das Knie zerschmettert hatte. Man traf Vorbereitungen, um ihn, wie es bei solchen Operationen gewöhnlich ist, auf einen Tisch zu binden. Was wollt ihr mit mir machen, Doctor? fragte der Verwundete. „Lieber Junge, erwiderte dieser, ich muss dir das Bein abnehmen und daher ist es nothwendig, dich vestzubinden.“ Das geb' ich nicht zu, Doctor, sprach er, ihr mögt mir das Herz aus dem Leibe reissen, aber binden lass ich mich nicht. Giebt es keine Fiedel im Lager? bringt mir Eine. — Es ward eine Violin gebracht, sogleich fing er zu spielen an, und sagte: Nun, Doctor, fangt an! — und während der Wundarzt schnitt und sägte, welches vierzig Minuten dauerte, spielte der Kranke fort, fehlte keine Note und zuckte nicht! — (Ein noch in New-York lebender Richter verbürgt die Wahrheit dieses merkwürdigen Falls von Selbstbeherrschung als Augenzeuge.)

James Ogilvie, der als Redner im Congress der Vereinigten Staaten mit Recht berühmt geworden ist, hatte sich in seiner Jugend die auch in England

vorkommende üble Gewohnheit des Opium-Genusses, Abends, vor dem Einschlafen, angenommen. Er konnte ohne eine tüchtige Portion Laudanum täglich so wenig leben, als der Branntweintrinker ohne hitziges Getränk. Er fühlte sich davon sehr geschwächt und entkräftet, und nahm deshalb seinen Arzt zu Rath. Da dieser ihm sagte, der Missbrauch des Opiums würde ihm ohne Zweifel das Leben kosten so schien ihm langsamer Selbstmord eben so verbrecherisch als schnelle Selbstvernichtung. Er fasste also den Entschluss, seinen Aufenthaltsort zu verändern. Er zog nach Philadelphia. Die erste Nacht schlief er, von der Reise erschöpft, ganz ruhig. Den grössten Theil der zweiten Nacht verbrachte er mit Schreiben und legte sich erst spät nieder; aber er konnte nicht ruhen, schreckliche Träume quälten ihn. Jede Fiber schien martervoll angespannt; jede Empfindung war Quaal; er litt wie ein Verdammter. Zweimal stand er auf und brachte das Glas mit Laudanum an den Mund; zweimal setzte er es unberührt hinweg. In der entsetzlichsten Angst stand er zum Drittenmal auf — doch statt den Gifttrank zu nehmen, öffnete er mit verzweifelnder Entschlossenheit das Fenster und warf das Glas hinaus. Mit Triumph sah er die zerschmetterten Scherben im Mondlicht glänzen. Er fühlte sich wie neugeboren; seine Gesundheit, seine Kraft, seine Munterkeit waren bald hergestellt und nie verfiel er wieder in diesen Fehler.

Der Herzog Bernhard von Sachsen Weimar, jüngster Sohn des regierenden Grossherzogs, geb. den 30 May 1792, bereiste im December vorigen Jahrs die Küste von Virginien und ward allenthalben mit gebührenden Ehrenbezeugungen aufgenommen; seine

Kenntnisse, sein freimüthiges, offnes Benehmen machen ihn bei den Republikanern allgemein beliebt. —

Im Canton Brunswick, an der Gränze des Staats Virginien, wo dieser an Nord-Carolina stösst und 17—18 Meilen von der Küste des Atlantischen Meeres liegt, ward am 7. November die Enkelin des Herrn Randolph Hagwood, ein liebenswürdiges Kind von elf Jahren, auf ihrem Wege aus der Schule auf eine schauderhafte Weise ermordet. Alle Zähne waren eingeschlagen, der Schädel gänzlich zerschmettert, das Gehirn besudelte ringsum den Boden. Ein grosser Stein lag mit Blut beschmutzt neben dem Körper, den man am Morgen fand, nachdem die Unthat geschehn war, und mit demselben ist sie höchst wahrscheinlich verübt. Das Kind war die einzige Erbinn des reichen Grossvaters. — Man forscht eifrigst dem Mörder nach, doch am Ende des Novembers war man ihm noch nicht auf die Spur. (*Petersburg Intelligencer.*)

Miss Elisa Coller, 15jährige Tochter eines in Baltimore lebenden Kaufmanns, besuchte im vorigen Sommer eine Jugendfreundin, die am Conecochee, in dem romantischen Bergcantone Washington, 16 M. westl. von Baltimore (Staat Maryland), wohnt. Gleich am ersten Morgen machten die beiden jungen Damen, von einem Neger begleitet, einen Spazierritt. Durch dichte Waldung gelangten sie auf eine Anhöhe, die sich an der andern Seite allmälig in ein angebautes Thal absenkt. So wie sich die Ansicht öffnete, erblickten sie ein einsames, in Flammen stehendes Gehöft. Sie sprengten darauf zu, und als sie näher kamen, vernahmen sie im brennenden Hause ein Angstgeschrei. Schnell sprangen die beiden Amerikanerinnen ab, stürzten in das Haus und fanden in einem Zimmer, dessen Decke fast schon

durchgebrannt war, einen gänzlich von Gicht gelähmten Greis, und mit Hülfe des Negers war seine Rettung schnell bewerkstelligt. Er war allein im Hause, der Hausherr und die Hausfrau verreist, die Neger eine halbe Stunde davon bei der Arbeit. Ein Bursche war, als die Feuersbrunst entstand, davon gelaufen. Die Mädchen suchten nun noch Einiges aus dem Hause zu retten, und zu ihrer grossen Verwunderung fand Elisa in einem Schubkasten Briefe von der Hand ihrer Mutter. Sie hatte ihren eignen Grosspapa retten helfen. Dieser lebte dort bei seiner zweiten Tochter auf dem Lande; Elisa hatte von den Aeltern den Auftrag ihn zu besuchen, aber in der Freude des Wiedersehens ihrer Gespielen, hatte sie noch nicht daran gedacht.

(*Baltimore Gazette.*)

Aus Caracas vom 1. Januar. Auf der Rhede von La Guayra liegen 12 Schiffe, worunter 2 Hamburger. — Eins ist mit Britischen Ausgewanderten aus Plymouth angelangt; sie wollen sich unweit dieser Hauptstadt ansiedeln. Am 14. Dec. erschoss sich in einem Anfall von Schwermuth der hiesige Stadt-Commandant, Oberst von Freudentheil, ein hochverdienter, von dem Freistaate belohnter und ausgezeichneter Officier, der allgemein bedauert wird, und dessen Tod einen Auflauf erregte, der indess ohne Folgen blieb. — Der Handel ist hier sehr lebhaft und der Abzug Europäischer und Nordamerikanischer Produkte bedeutend. Der Verkehr mit dem Innern wird ganz von dieser Landstadt aus auf Maulthieren getrieben, aber dort in den Llanos muss der Verbrauch sehr stark seyn, Deutsche Leinen und überhaupt Deutsche Industrie-Produkte finden gute Aufnahme. — Baares Geld mangelt hier, wie allenthalben, vorzüglich Silbermünze. Die hohen Zölle veranlassen Schleichhandel, den die vielen Buchten und Einfahrten der über 200 Deutsche Meilen lange Nordküste Colombia's sehr begünstigt. Da jeder Colly in La Guayra genau durchsucht wird, so können oft 14 Tage vergehn, ehe man zu seinen Gütern gelangt. Gute Polizei mangelt sehr, und jeder muss selbst für sein Eigenthum wachen. Die Indigo-Erndte wird wohl

nur geringe ausfallen, weil im Thale Anduga (südlich von Caracas an einem Nebenflusse des östlich in das Westindische Meer laufenden Tuy) Fieber geherrscht, und die Zahl der Arbeiter vermindert haben.

(*Aus der Neuen Hamburgischen Zeitung.*)

Aus Brasilien. Am 20. November ist Hr. Hauptmann Joh. Joach. Hanfft auf dem Schiffe Georg Friedrich mit 500 Deutschen Colonisten in Rio de Janeiro angelangt, und mit denselben dort aufs Beste aufgenommen; der grösste Theil dieser Ausgewanderten hat sich freiwillig dem Brasilischen Militärdienst bestimmt.

Der Kronprinz von Brasilien ist am 10. Dec. getauft, und heisst Don Pedro de Alcantara. —

Der Herr Commandeur G. A. v. Schäffer ist am 21. Febr. bei dem Senate der freien Hansestadt Bremen als kaiserl. Brasilischer Geschäftsträger beglaubigt worden. — (Er ist der Verf. des mit grossem Beifall aufgenommenen Werks: Brasilien als unabhängiges Reich, in historischer, merkantilischer und politischer Beziehung geschildert. Altona bei J. F. Hammerich, 1824.)

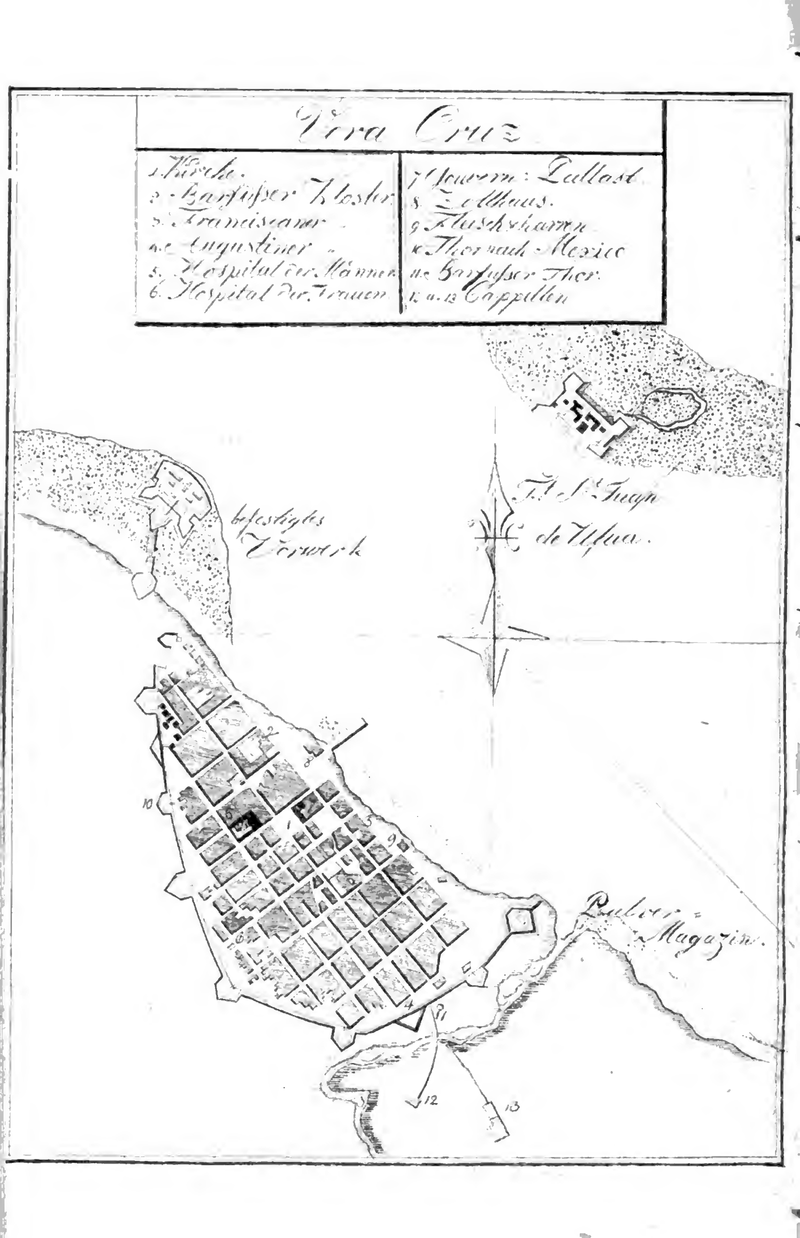
Vermischtes.

Ein königl. Grossbritanische Brig, Tartar, ist Anfangs Februar mit 200,000 Piaster, für Rechnung Londoner Kaufleute, an Bord aus Lima in Portsmouth eingetroffen.

Einfuhr des Jahrs 1825 an Colonial-Waaren aus den Britischen Colonien nach Grossbritanien.

	Nach Liverpool.	Nach d. übrigen Grossbrit.	Total.	
Baumwolle	703,852	111,210	814,562	Ballen.
Zucker....	100	4,700	4,800	Fässer, à 1300 Pfund.
„	3,200	24,300	27,500	Kisten, à 330 Pfund.
Kaffee.....	5,040	29,100	34,140	Tonnen.
„	12,490	13,738	199,870	Säcke u. Tierces.
Rum......	4,780	27,320	32,100	Puncheons, à 1½ Oxh.
„	1,490	2,700	4,190	Oxhoft.

Der Verkehr der Amerikanischen Staaten mit der Ostsee ist nicht bedeutend; im Jahre 1825 gingen 320 Amerikanische Schiffe durch den Sund; hingegen 5186 Englische und 633 Niederländische.


Vera Cruz
1. Kirche.
2. Barfüßer Kloster.
3. Franciscaner
4. Augustiner
5. Hospital der Männer
6. Hospital der Frauen
7. Gouvern: Pallast.
8. Zollhaus.
9. Fleischscharren
10. Thor nach Mexico
11. Barfüßer Thor.
12. u. 13 Cappellen
befestigtes Vorwerk
F. S. Juan de Ulua.
Pulver Magazin.

Einige Worte über Licht und Finsterniss.

Es ist schon oft behauptet, dass Uebervölkerung Nationen in Sklaverei stürze und dass Freiheit nur in Ländern gedeihen könne, wo sich eine geringe Anzahl Menschen auf einem grossen Flächenraum frei bewegt. Doch, dieser Satz lässt sich durch grosse auffallende Beispiele widerlegen, und gerade Europa's völkerreichsten Länder: England, die Niederlande und Helvetien sind auch die freiesten, und andere, gleichfalls starkbevölkerte Länder, z. B. Deutschland und Frankreich, stehn ihnen wenig nach. Jener Satz geht vorzüglich auf Asien, wo durch den Kasten-Geist die fruchtbarsten, herrlichsten Länder, China und Ostindien, unter der Bleiruthe der schmählichsten Knechtschaft seufzen und das Volk im Zustande tiefster Erniedrigung und blinden, zitternden Gehorsams schmachtet, ohne auch nur zu ahnden, dass eine Aenderung zum Bessern möglich sey. Während auf dem ganzen Amerikanischen Continent das sichtbare Bestreben vorwaltet, Bürgerrechte geltend zu machen, herrscht in Europa unter einer gewissen Klasse der, in vielen Schriften und Zeitblättern deutlich ausgesprochene Wunsch, uns Europäer wo möglich in Asiaten, in Chinesen und Hindu, zu verwandeln. In Frankreich, in Oesterreich und selbst im protestantischen Deutschland predigen

die Ultras: „der Mensch sey von Natur böse und schlecht; er müsse regiert werden; zu diesem Regieren aber seyen von Gott die Geistlichkeit, nebst den legitimen Regenten, und der Adel berufen. Der Bauer, der Handwerker, der Bürger überhaupt sey, wie das Kind, zum Gehorsam geboren. Der Gebrauch der Vernunft sey solchen gemeinen Leuten nachtheilig und überhaupt erst durch die verdammliche Reformation, die ihre rebellischen Lehren dem Menschenverstande eingeprägt habe, unter die Leute gekommen. Die wahre Stütze der Monarchie sey der Katholicismus: alle Weisheit gehe vom Pabste aus; nur Männer, wie die Jesuiten, wären gute Volkserzieher. In Schulen müsse die strengste Zucht eingeführt werden, damit Knaben und Mädchen von Jugend auf blindlings gehorchen lernen; der gegenseitige Unterricht, der die Künste des Lesens und Schreibens auch unter die gemeinsten Menschen bringe, sey eine verfluchte Erfindung; wie in Sardinien müsse verboten werden, dem Volke Lesen und Schreiben beizubringen; durch strenge Zunftgesetze müsse man verhüten, dass die Handwerker, namentlich Schuster und Schneider, nicht reich würden; das sey dem Staate höchst nachtheilig. — Die Bibel müsse man ja dem Volke aus den Händen nehmen, erst weil das Lesen überhaupt fürs Volk schädlich sey und zweitens weil es dieselbe doch nicht verstände; allein zur Kirche und zu religiösen Ceremonien müsse man das Volk mit Gewalt treiben, besonders die Weiber, damit diese wieder auf die Kinder wirken können." Alle Künste der Rhetorik und Syllogistik werden aufgeboten, um diese Lehre von strengem Gehorsam zu unterstützen und es namentlich den Fürsten ans Herz gelegt, dass Römisch - Katholische Unterthanen allein vor Revo-

lutionen zu bewahren sind, ein Satz, dem die ganze neuere Geschichte in Europa und Amerika widerspricht. Höchst merkwürdig ist es, dass diese Ultras überhaupt alles, was in Amerika vorgeht und vorgegangen ist, gänzlich ignoriren; oder bloss die Schattenseite der dortigen Begebenheiten und Staatsverhältnisse vorkehren. Statt mit geographischer, statistischer und historischer Einsicht frei herauszusagen, was dort, z. B. dem Spanischen Interesse noch frommen könnte, statt in früherer Zeit, das heisst, ehe Grossbritanien sich erklärt hatte, Europa's Monarchen die dortige Lage der Dinge in ihrer Gefährlichkeit für Spanien anschaulich zu schildern, stellten sie den Aufruhr der Insurgenten in Colombia, Mexiko, in den Platastaaten &c. als unbedeutende Anstrengungen einiger unruhigen, irregeleiteten Köpfe vor, die das Kriegsheer Sr. Katholischen Majestät bald zu Paaren treiben werde. Die Vereinigten Nordamerikanischen Staaten und Grossbritanien schickten, so wie sich die republikanische Regierung in den neuen Freistaaten einigermassen consolidirt hatte, unterrichtete, unbefangene Männer in jene Gegenden und liessen sich vollständige Berichte über die dortige Lage der Dinge, über die Stimmung der Einwohner, über die Möglichkeit der Herstellung eines ruhigen Zustandes erstatten. Dergleichen geschah im übrigen Europa nicht; von denjenigen, welche das von Gott verliehene Anrecht Spaniens an seine bisherigen Colonien predigten, hatte keiner Lust, die Reise über das Atlantische Meer zu machen; und so blieb das Europäische Vestland und fast möchten wir behaupten, selbst Spanien in Unwissenheit über den wahren Zustand der dortigen Verhältnisse, bis nun alles eingebüsst war und ganze Kriegsschaaren, welche sich den Insurgenten hatten

ergeben müssen, nach Europäischen Häfen zurückkehrten. Schon früher aber hatte Grossbritanien seine Maasregeln genommen, sich dadurch in Amerika angenehm und beliebt gemacht und seine Staatsmacht und seinen Einfluss auf die Welthändel — ausserordentlich erhöht. Dieses einzige Beispiel beweisst, dass jene Verfinsterer wahrlich denen, welchen sie zu dienen vorgaben, schlecht dienen und ihre Deklamationen blos dahin zielen, sich Einfluss zu verschaffen. Auch ist ihr finsterer, alle Freiheit und Bürgersinn verdammender Unsinn keineswegs katholisch; wer einen Petrarca, um nur einen zu nennen, wir meinen dessen politische Schriften, gelesen hat, wer überhaupt die schöne Blüthenzeit der Italienischen Republiken, deren Verfassung den freien Städten Deutschlands zum Muster diente, kennt, weiss, dass sich Freiheitssinn und Katholismus gar wohl paaren lassen; ja dass gerade die besten Päbste die kräftigsten Vertheidiger der Völkerrechte waren; dass an vielen Orten katholische Bischöfe ihre Sprengel vor tyrannischen Eingriffen der Staatsmacht zu schützen wussten und dass gerade die Staatsmacht in jeder Rücksicht durch die Reformation mehr gewann als einbüsste. Nicht der Katholismus, der auch ein Christenthum ist, verdient Verachtung, sondern seine Wortführer, die durch ihre Absurditäten ihrer Kirche mehr schaden, als es je die Reformatoren vermochten, und z. B. die Ursache sind, dass die Britische Regierung jetzt die Bedrückungen der irländischen Katholiken nicht aufheben kann. Frankreich's Volk wünscht sehnlichst Ruhe; aber das Pfaffengeschmeiss stichelt und stachelt alles, was frei athmet, so entsetzlich, dass, wenn diesem Unfuge nicht noch einigermassen durch gerechte Justiz gesteuert würde, vielleicht gar der Ausbruch

einer neuen Revolution zu fürchten wäre. Aus allem diesen zeigt sich deutlich, dass die Regierung die weiseste ist und bleibt, die, wie die Regierung der Vereinigten Staaten, die Religion gänzlich dem Gewissen der Bürger überlässt und die, gleich der Russischen, Niemanden fragt: welchen Glauben er bekenne? Gerade in solchen Ländern ist ächte Frömmigkeit am meisten verbreitet; gerade dort ist das Volk für den freierwählten Glauben, worin es niemand stören darf, mit edlem Eifer eingenommen; gerade dort wird der Feiertag (wie in Philadelphia, Newyork &c.) am heiligsten gehalten; die neben einander ungehindert bestehenden verschiedenen Religionspartheien wetteifern mit einander in Erfüllung der Pflichten der Wohlthätigkeit; alle friedlich, hilft eine der andern, eine räumt der andern das Gotteshaus, gewiss, dass ihr im gleichen Falle gleiche Gefälligkeit wiederfahre; dort giebt es Christen im Sinne unsers Erlösers, der wahrlich Duldsamkeit predigte, dessen Reich nicht von dieser Welt war und der selbst ein Opfer der Unduldsamkeit ward. Wohl dem, der in Gegenden, in Städten lebt, wo man, wie in Hamburg, fast gar nicht mehr weiss, was religiöse Partheienwuth bedeute, wo sich kein Pfaffe oder Missionair in die Häuser drängen darf, um eheliche Zwistigkeit anzufachen und die heiligsten Bande der Menschheit durch List und arge Ränke zu zerreissen. Allenthalben haben sich die Staaten, wo Religionsduldung herrschte, schnell gehoben: man vergleiche nur Russland, Preussen und Brandenburg, Holland, England — mit Spanien und Ungarn. — Was wären beide von Gott so reichlich gesegnete Länder geworden, was würden sie seyn, wenn dort jeder frei Gott nach seiner Ueberzeugung hätte dienen dürfen! Wie wunderbar schnell heben

sich die Südamerikanischen Freistaaten, seitdem man dort nicht mehr fragt, ob der Neuangekommene auch ein Christ, d. h. ein Römischkatholischer Christ sey? Nur der, der Unduldsamkeit predigt, der seine Mitbürger, die wie er, menschliches Antlitz tragen und vor Gott ihm gleich stehn — zu Knechten, zu Sklaven, zu blinden willenlosen Werkzeugen herabwürdigen will, der verdient Verachtung, weil er in seinen Brüdern die Menschheit verkennt, sich als kriechendes Thier vor Götzen beugt, weil er die edelsten Männer, z. B. einen Luther, dessen Geistesgrösse diesen Zwergseelen unbegreiflich ist, lästert und den Gang der Vorsehung, die augenscheinlich Bürgerglück und Freiheit über die ganze Erde verbreiten will, mit teuflischer Faust zu hemmen sucht. Nein! Nein! Das wird diesen Verworfenen nicht gelingen. Die Menschheit erwacht und ruft mit unserm J. H. Voss:

Wir alle, wir alle!
Wir heben Herz und Hand;
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil Freiheit dir! Heil Vaterland! —

Mordbrenner-Versuche in Charleston.

Am 16. Januar wurden in dem Haupthafen des Staats Süd-Carolina, Charleston, zwei Versuche entdeckt, die Stadt in Flammen zu setzen. Der Erste geschah etwa um 8½ Uhr am Hause des Herrn Martin, in der Blackbird-Alley; Brennmaterialien waren unter ein Schauer, welches an das Wohnhaus stösst, hingelegt, und bereits ein grosses Loch eingebrannt, als der Frevel entdeckt ward. In dem Augenblick, als das

Feuer entdeckt ward, sah man einen Kerl von der Stelle fortlaufen. Da es in Charleston, wie fast in ganz ganz Nord-Amerika, durchaus keine Sicherheitspolizei giebt, so ward der Frevler nicht erhascht. Der zweite Versuch fand in einem Stalle hinter dem Hause der Frau Thomas in der Society-Strasse statt, zwei Häuser von einer Stelle, wo in der Nacht von 15. auf den 16. ein Haus abbrannte. Zugleich erleuchtete den Himmel die aufsteigende Flamme der gleichfalls angezündeten Wälder auf der Erdzunge im Nordosten der Stadt. Solche Frevel, die Gott sey Dank in Europa in solcher Ausdehnnug unerhört sind, und die, von Mulatten und Negern angestiftet, Rachsucht zum Grunde und Raub zum Zweck haben, erregten bei allen Bürgern die grösste Besorgniss; die Lärmtrommel ward geschlagen, die Miliz trat ins Gewehr, und durchstreifte die Stadt die ganze Nacht hindurch. Eine zweckmässig eingerichtete Polizei, die, wie Hamburgs Beispiel bezeugt, sich mit einer freien Verfassung gar wohl paaren lässt, und die ruhigen Bürger schlechterdings nicht belästigt, — wäre in der Amerikanischen Stadt sehr zu wünschen.

(*Charleston Courier.*)

Anleihen der Londoner Stockbörse,

mit Amerikanischen Staaten abgeschlossen.

1. Im Jahre 1824.					In Geld u. Produkten gezahlt.	
Januar, Mexiko,..	zu 5 pCt.,	gross	3,200000	Pf.St.	844000	Pf.St.
April, Colombia,.	zu 6 pCt.,	„	4,750000	„	3,157500	„
May, Peru,......	zu 6 pCt.,	„	750000	„	468750	„
July, Buen.Ayres,	zu 6 pCt.,	„	1000000	„	540000	„
August, Brasilien,	zu 5 pCt.,	„	1,200000	„	616000	„

2. Im Jahre 1825.

Januar, Brasilien, zu 5 pCt.,	gross	2000000 Pf.St.	1,060000	Pf.St.
Februar, Mexiko, zu 6 pCt.,	„	3,200000 „	1,861500	„
May, Peru,...... zu 6 pCt.,	„	616000 „	368080	„
July, Guatemala, zu 6 pCt.,	„	1,468571⅛ „	244543	„
Sept Guadalaxara-Brgwks-Aktien, zu 6 pCt.,	„	600000 „	288000	„

Neuester Reisebericht aus Mexico.

Nach der Mittheilung des Herrn Professor Lichtenstein zu Berlin.

„Der königl. Kammerherr und zweite Oberjägermeister, Herr Graf von Sack, hat bekanntlich im October 1824 von England aus eine Reise nach den Ländern des tropischen Amerika angetreten, und ist über Jamaica am 17. December zunächst in Alvarado gelandet, von dort aus aber im Januar v. J. nach der Hauptstadt Mexico gegangen, wo er bis zum October zu verweilen und sich dann nach Guatemala und Cartagena zu begeben Willens war, um von dort aus in den ersten Monaten des neuen Jahrs (1826) Colombia, Chile und Peru zu bereisen, und im Herbst nach Europa zurück zu kehren. — Um eine Reise durch so merkwürdige Länder auch für die Naturgeschichte wichtig zu machen, und namentlich um Proben von den belangreichsten Erzeugnissen derselben einzusammeln und sie wohlerhalten den königlichen Sammlungen in Berlin überliefern zu können, hat Herr Graf von Sack einen geschickten kenntnissreichen jungen Mann, der sich vier Jahre lang zu diesem Unternehmen vorbereitete, auf seine Kosten mitgenommen. Dieser, ein geborner Berliner, Herr Ferdinand Deppe, früher sich dem Fache der Kunstgärtnerey widmend,

nach den Feldzügen 1813, 1814 und 1815 mit dem eisernen Kreuze zweiter Klasse belohnt, hierauf in den berühmten Gärten zu Gräz, Wien, München und Cassel, so wie zuletzt (1820) wieder in dem königl. Garten zu Charlottenburg bei Berlin ausgebildet, hat die auf ihn gefallene Wahl vollkommen gerechtfertigt und in mehreren Sendungen naturhistorischer Gegenstände, Proben von seinem Eifer und der Reichhaltigkeit der Mexikanischen Fauna und Flora geliefert, zugleich auch ausführliche Berichte über seine Reise eingesandt. Herr Deppe hat im Jahre 1825 die südlichen Staaten der Mexikanischen Bundesrepublik, nämlich Vera Cruz, Puebla (de los Angelos) Mexico, einen Theil von Guanaxuato und Mechoacan (Valladolid), so wie ganz Oaxaca bereist. Sein letzter Brief aus dem Hafen Tehuantepec, am stillen Ocean, 72 Meilen südwestlich von der Hauptstadt Mexico und unweit der Gränze der Mexicanischen Bundes-Republik gegen den Freistaat Guatemala, ist vom 22. Nov. 1825, und dieser war bereits den 20. Jan. 1826 in den Händen des Herrn Professor Lichtenstein in Berlin. Da Herr Deppe in Mexico verweilen wird, so ist dem Herrn Grafen v. Sack ein anderer Zögling des Museums, Herr Häberlin, als wissenschaftlicher Gehülfe nachgesandt. Dieser war noch am 18. October in Dover und bereits am 23. November lief sein Schiff in la Guayra an Colombia's Nordküste ein."

Alvarado.

Die Reisegesellschaft stieg am 17. Dec. 1824 in Alvarado ans Land und fand in dem Hause der Herren Reuss, Kirchhoff & Co., an welche sie von hamburgischen Freunden empfohlen war, die liebreichste Aufnahme. Herr Deppe entschloss sich sogleich eine

Reise nach dem etwa 6 deutsche Meil. östlich von Alvarado gelegenen vulkanischen Gebirge S. Martin bei Tuxtla,*) welches in den sumpfigen Flachlanden der Küste gleichsam eine Insel bildet. Er schiffte sich am 25. Dec., in Gesellschaft eines Schweizers, in einem Canot mit (Acolulco-) Indianer, die Früchte zu Markte gebracht hatten, ein. In S. Cristoval de Tlalcotalpan am westlichen Rande eines der vielen Werder an der Mündung des Alvarado, (einem Städtchen in dem Gerichtsbezirk Cozamaloapan, mit 1600 Einwohnern, Creolen und Indianern, meistens Fischer, deren Kirche ein wunderthätiges Marienbild hat) stiegen sie ans Land und mietheten Pferde, um noch den 6 Meilen weiter liegenden Cerro de San Martin zu erreichen. Der Weg führt über den Strom San Juan und durch die Sumpfgegend der Küste, wo die herrlichsten Vögel (Störche, Ibis, Pelicane und Enten) die Reisenden zu Tausenden umgaben, von denen sie, ungeachtet des heftigen Regens, viele erlegten. Im Gebirg angelangt, erfuhren sie aber, dass die Affen, die sie hier eigentlich aufsuchen wollten, seit drei Wochen die Gegend verlassen und sich tiefer ins Gebirge gezogen hätten, wo es in dieser Jahrszeit mehr Nahrung für sie gäbe. Herr Deppe erhielt blos einen schwarzen von 2½ Fuss Länge (Ateles Belzebuth. Geoff), ein Stinkthier (Mephuis Mapurito) und einige hübsche Waldvögel. Die Beute an Sumpfvögeln ging durch die Unvorsichtigkeit eines Negers verloren, dem sie, leicht in Matten gepackt, hinten aufs Pferd gebunden waren. Er gerieth beim Durchreiten eines Sumpfes in

---

*) Der kleine Vulkan von Tuxtla, der sich südöstlich an die Sierra de San Martin lehnt, erregte zuletzt am 2. März 1793 eine bedeutende Eruption.

(Humboldt's Neuspanien II. 177.)

ein Loch und beim Herausziehn des Pferdes blieb die ihm anvertraute Sammlung im Schlamme stecken. Auch das Anderweitig-vertheilte litt sehr durch den unaufhörlichen Regen und durch Beschädigung beim Durchreiten der dicken Gebüsche der Urwaldung. Bei dem gänzlichen Mangel an Wirthshäusern (selbst Alvarado ist noch nicht damit versehen), konnten die Reisenden Nachts nur in den Hütten der Indianer Unterkommen finden, die sie immer sehr gastfrei aufnahmen, und mit Tortillas (kleine in Kürbisschaalen hart gebackenen Kuchen von gestampften Maiskörnern) und Fricholes (schwarze Bohnen, wie in Brasilien) bewirtheten. Auch diese werden in flache Kürbisschaalen angerichtet, und in Ermangelung von Löffeln und Gabeln, mit den gedachten Tortillas zu Munde geführt. Chocolade, die sie mitgenommen hatten, kam ihnen sehr zu statten. Die Hütten (ranchos) der Indianer bestehen auch hier aus Bambusrohr und sind sehr enge. Ausser der Familie werden sie Nachts auch von Schweinen, Katzen, Hunden, Gänsen und Truthünern bewohnt. Dennoch tanzen die jungen Bursche und Mädchen jeden Abend vor dem Schlafengehn einen Fandango, den andere mit der Guitarre begleiten. Alle Indianer am Rio Alvarado spielen dieses Instrument, tragen es bei der Arbeit und auf Reisen bei sich und durchziehn, wenn sie nach Alvarado zu Markte kommen, bis spät in die Nacht die Strassen mit ihrem Gesange. Auch der an sich langweilige Fandango wird mit Gesang begleitet; gewöhnlich nehmen (wegen des beschränkten Raums) nur 2 Paare zugleich an dem Tanze Theil. Die übrigen Mädchen sitzen, bis sie aufgefordert werden, auf ausgebreiteten Matten, und rauchen kleine Papierzigarren (wie sie in Brasilien gebräuchlich sind), diese wer-

den allenthalben, ausgenommen in der Kirche, geraucht, Kinder von 6 bis 7 Jahr schmauchen schon darauf los. *) Das Nachtlager bestand aus einer am Boden ausgebreiteten Rindshaut, der Sattel diente als Kopfkissen, die Kleider als Decke. Muskitos, eine der grössten Plagen für den Europäischen Ankömmling, waren häufig. Viele Indianer schlossen sich aus Neugierde dem Zuge der Reisenden ins Gebirge an; ohne alle Arbeit, haben sie daheim nichts zu versäumen. Bei dem Durchreiten durch die Sümpfe, wo das Wasser nicht selten bis an den Sattel trat, war ihre Begleitung sehr nützlich. In dem Urwald, am Fusse des Gebirgs, der aus Palmen und mächtigem Laubholz, gemischt mit riesenhaften (oft 20 Fuss hohen) Farrenkräutern besteht, wurden die Fusssteige so enge und durch herabhängende stachlichte Schlingpflanzen so versperrt, dass man die Pferde zurücklassen und die Indianer mit ihren Manchettas — (langen, flachen Klingen) die sie immer im Gürtel tragen, den Reisenden den Weg bahnen mussten.

Am 31. December langte Herr Deppe wieder in Tlacotalpan an, wo er in Gesellschaft einiger dort ansässigen Deutschen, die ihm trockne Kleider liehen, die Neujahrsnacht auf Vaterländische Weise fröhlich feierte. Der Reisende erhielt noch einige Fische und Schildkröten aus dem Rio de Alvarado und auch einen 8 Fuss langen Krokodil (Crocodilus anutus Cuv.), an

*) In den Elbdörfern bei Hamburg rauchen die Knaben auch frühzeitig; und in derselben Gegend pflegen die Mütter die Kinder bis ins 6—7te Jahr zu stillen. Ref. sah einmal einen solchen starken Rangen vor seiner Mutter Brust stehen, die Milch schlürfen und dabei behaglich ein Pfeifchen schmauchen. Hier wie an Mexico's Ostküste und in Holland herrscht feuchte Luft und in solcher Gegend ist das Tobakrauchen gewiss nicht nachtheilig. A. d. H.

welchem besonders zwei am Unterkiefer liegende Drüsen, die eine Substanz vom stärksten Moschus Geruch absondern, auffallend sind. (Die Haut dieses Krokodils nebst diesen Drüsen befinden sich im königlichen Museum zu Berlin.)

Am 2. Januar kehrte Herr Deppe nach Alvarado zurück. Nur in dieser Jahrszeit ist Alvarado von Fremden besucht und bewohnbar. Vom Mai bis November flüchtet alles den höher gelegenen gemässigten Gegenden (tierra templada), welche im Gegensatz gegen die heisse Küstengegend (tierra caliente) diesen Namen führt, zu. Das Hochplateau in der Nähe der Hauptstadt Mexico, welche 7240 Fuss über dem Spiegel des Golfs von Mexico liegt, heisst Tierra fria, oder der kalte Landstrich und verdient diesen Namen. Pässe, die leicht zu vertheidigen sind, führen zu diesem Hochland hinauf, das in Nordosten und Südwesten von einem so verpesteten Küstenstrich umgeben, gegen Angriffe einer feindlichen Macht auf besondere Weise geschützt erscheint. — Die Regierung in Mexico schickt alljährlich eine bedeutende Zahl Verbrecher an die Küsten zu Strafarbeiten beim Hafenbau &c. Wer von diesen ein Jahr überlebt, ist frey. Unter den Europäern widerstehn die Deutschen noch am besten diesen bösartigen Einflüssen des Klimas, was man ihrer einfachen Lebensart zuschreibt. In Tlacotalpan lebt ein junger Arzt, Fesebeck, aus Braunschweig, der sich mit seiner Praxis ein sehr ansehnliches Vermögen erworben hat. Er hat im Jahre 1824 Europa auf kurze Zeit besucht und ist mit einem grossen Vorrath von Arzneimitteln zurückgekehrt, die er mit ausserordentlichem Gewinn absetzt. — Ein Europäer, der mit geringen Ansprüchen nach Mexico kommt und ar-

beiten will, findet eine Menge Erwerbmittel. Fast alle Handwerker sind Deutsche und Einige bereits zu bedeutendem Reichthume gelangt; doch nur dem, der ein gutes Capital mitbringt, ist die Reise anzurathen.

Alvarado selbst ist ein unbedeutender Ort, und hat sich blos durch die Sperre des Hafens von Veracruz gehoben; etwa wie Tönning und Helgoland während der Elbsperre an Hamburg's Statt blühten. Es ist dort in den letzten drei Jahren eine Menge von Gebäuden entstanden, und das Dorf hat das Ansehn einer Stadt gewonnen. Seit der Uebergabe der Hafen-Vestung S. Juan de Ulua, die am 22. November von den Spaniern an die Truppen der Republikanischen Bundes-Republik geschah, erlangt das halb zerstörte Veracruz wieder seinen alten Rang und Alvarado *) wird zu blühen aufhören. Die Küste in der Nähe, eine weite unfruchtbare Strecke von Sanddünen, ist fast ganz ohne Vegetation; auch ist nicht der geringste Versuch gemacht, sie anzubauen. Im Januar 1825 war der Verkehr noch sehr lebhaft. Täglich sah man Züge von Maulthieren, oft 4 — 500 auf einmal, ankommen und abgehn. Jedes Thier trägt 400 Pfund und die Fracht für ein Maulthier bis Mexico war 16 Piaster. Die vorzüglichsten Einfuhr-Artikel sind französische Waaren, Papier, Englische Fabrikwaaren und Schlesische Leinewand. Der letzte Artikel ist ganz unentbehrlich, da die ganze Bevölkerung, bis auf die ärmsten Indianer, desselben zur Kleidung bedarf und dieser Leinewand den Vorzug vor allen ähnlichen Fabriken giebt. Früher waren fertige Kleidungsstücke und Haus-

*) Anm. Alvarado hat bereits durch einen Beschluss des Congresses vom 2. Januar 1826 sein Recht als Eingangshafen eingebüsst. A. d. H.

geräth sehr gesuchte Artikel, jetzt ist deren Einfuhr gänzlich verboten, um den einheimischen Erwerbfleiss zu heben. Nun kosten ein Paar schlecht gemachte Stiefeln 10 Piaster, ein Paar Beinkleider 12—16 Piaster &c. Alvarado's Strassen sind entsetzlich schmutzig; denn aller Unrath, selbst die Eingeweide geschlachteter Thiere werden vor die Thüre geworfen und die umgefallenen Esel und Pferde nicht weggeschafft. Wie sonst in Bogota, ist hier Aasgeiern die Reinigung der Strassen überlassen; so zahlreich, wie in Europa die Krähen, sitzen sie auf den Dächern und man sieht sie über ihre Beute herfallen, ohne dass jemand sie verscheucht. *) Glücklicherweise steigt in dieser Jahrszeit das Thermometer nicht über 22° R. und die häufigen (von den Schneegebirgen kommenden) Nordwinde kühlen die Luft oft bis auf 12° ab.

X a l a p a.

Am 20. Januar trat die Gesellschaft in einer sogenannten Litera ihre Reise nach Xalapa an. Ein Litera ist eine Art von Sänfte mit Vorhängen von Leinewand überzogen, welche Maulthiere tragen und in welcher 2 Personen höchst unbequem ausgestreckt neben einander liegen. Als der Weg neben den Dünen von Veracruz vorbeiführte, glaubten die Reisenden am Strande der Ostsee zu seyn; nicht einmal Conchilien waren zu finden. Als sie aber (hinter Antigua) in den nächsten Tagen die Höhen erreichten, änderte sich der ganze Anblick des Landes. Riesenhafte Saftgewächse aus den Gattungen Agave, Yucca und Cactus zeigten

*) Anm. Bekanntlich führt die Republik Mexico einen Adler im Wappen; ein Spassvogel sah denselben für einen **Aasgeier** an. A. d. H.

zuerst, dann Georginen, die mit den vorigen häufig zu Hecken benutzt werden; noch weiter aufwärts *) grosse Arten von Eichen und Buchen, deren alte Stämme oft ganz mit Schmarotzergewächsen und Farrenkräutern bedeckt sind. Bis in die höchsten Gipfel ranken Cactus grandiflorus, sanguineus, alatus in voller Blüthe hinauf, die mittleren Aeste sind mit Arten von Epidendron (Vanille) bewachsen; dazwischen wachsen prachtvoll blühende Erythrinen und Datura arborea; an ihren Wurzeln zeigen sich kriechende Mimosen und Arten von Anagallis, Monellia, Ajuga, Viola u. s. w. mit duftenden Blumen; der übrige Boden ist ganz mit Kryptoganen bedeckt. (Welch ein Paradies für den Botaniker!) Die Schnelligkeit der Reise (?) verstattete leider keine genauere Untersuchung und es konnte nur im Fluge eingesammelt werden. Da überdies der kalte Nordwind die Vorhänge der Litera zu schliessen gebot, so konnten die Reisenden sogar nur selten des Anblicks der herrlichen Gebirgs-Landschaften geniessen. Wegen dieser Eile mussten sie auch an der nicht weit von ihrem Wege liegenden Pflanzung des Herrn Sartorius aus Halle, der sich eifrig mit Sammeln von Pflanzen und Thieren beschäftigt, vorüberziehn.

Am 28. Januar langten sie in Xalapa an und fanden im Hause des Don Iriarte (bei welchem auch Alexander von Humbold gewohnt hat) eine gastfreie Aufnahme. Xalapa liegt auf einer Hochebene, von welcher man der schönsten Ansichten, sowohl in die Niederungen, als auf die nahen Hochgebirge geniesst, in welchen die mit wenigem

*) Xalapa liegt 4072 Fuss über der Meeresfläche des Golfs von Mexico, also etwa 1000 Fuss höher, als unser Brocken. A. d. H.

Schnee bedeckten Gipfel des Pic von Orizaba (18000 Fuss) und des Perote (14000 Fuss) vorragen. In den malerischen Schluchten der nähern Gebirge sieht man die Landstellen der Reichen, die sich in der Ferne besser ausnehmen, als in der Nähe, da sie weder geschmackvoll angelegt, noch bequem eingerichtet sind. Die Felder, jetzt von neuem bepflanzt, da sie zweimal im Jahre tragen, sind mit Yucca aloëfolia, Datura arborea und mit Georginen eingefasst. Die seit 10 Jahren auch in Europa so häufigen Georginen erreichen in diesem vulkanischen Boden nicht selten eine Höhe von 20 Fuss. Die Gärten enthalten eine grosse Menge Orangenbäume, die ununterbrochen mit den herrlichsten Früchten prangen. Für einen Real (5 Silbergroschen, 7 Schilling Lübisch) kauft man 24 Orangen oder einige Ananas. In geringer Entfernung von Xalapa sind Zucker- und Kaffe-Pflanzungen, dabei sind alle Gemüse Europa's das ganze Jahr hindurch frisch zu haben, und mitten unter einer tropischen Vegetation gedeiht hier die Eiche nebst anderen härteren Bäumen des Nordens! Das Klima erklärt diese Erscheinung; denn, obgleich das Thermometer nie unter 10 bis 12° herabsinkt, so kühlt doch die Nähe der hohen, eisbedeckten Gebirge die höheren Luftschichten in dieser Jahrszeit so regelmässig ab, dass jeden Nachmittag, etwa zwischen 5 bis 6 Uhr, die während der Morgenwärme aufgestiegenen Dünste in reichlichem Regen herabströmen. Daher ist die Luft in dieser Jahrszeit beständig nasskalt und man hat Mühe in den mit Stein gepflasterten Zimmern, die ohne Fenster sind, eingehüllt in Mänteln und wollnen Decken, sich einigermassen zu erwärmen. Selbst im Sommer fehlt es nicht an Regen und nie wird die Hitze drückend,

Hier, wie in Alvarado, trafen die Reisenden viele Deutsche, Briten und Franzosen, die auf Europäische Weise mit einander verkehrten und mit welchen sie die Abendstunden beim Thee in fröhlichen Gesprächen zubrachten. Die Kaufmannschaft giebt Sonntags gewöhnlich Bälle. Dazu ist, in Ermang'lung eines andern Lokals, ein Speicher eingeräumt und an den Wänden mit einigen zusammengeliehenen Stühlen für die Damen besetzt, die in wunderlichem Putz, halb Europäisch, halb in der Spanischen Landestracht erscheinen; die Herren tragen meistens kurze, leinene Wämser. Die Eingeladenen dürfen ihre Verwandten und Bekannten mitbringen, daher wird es so voll, dass man sich kaum umdrehen und selten zum Tanze kommen kann. Die Tanzmusik besteht aus einer Harfe, einer Guitarre und einer Geige. Man sieht hier das bunteste Gemisch: der Gouverneur und vornehme Staatsbeamten in Uniform, daneben Mütter mit ihren Säuglingen in sehr nachlässiger Kleidung, die weissen Abkömmlinge der Europäer und die dunkelgelben Gesichter der Indianer. Letztere dürfen sich jedoch nicht in den Tanz mischen, so ausgezeichnet manche durch Reichthum und Aemter auch seyn mögen. (?)

M e x i c o.

Im Anfang des März traf Herr Deppe in der Hauptstadt Mexico *), einer der schönsten und grössten Städte der Erde, ein. Mexico ist in grösster Regelmässigkeit gebaut, alle Strassen, ohne Ausnahme, sind

---

*) Der Sitz der Regierung und die Residenz des Präsidenten der Bundes-Republik ist Mexico; aber Xalapa ist der Sitz des Congresses. A. d. H.

schnurgrade und einige derselben übertreffen an Länge noch die 4250 Schritt lange Friedrichsstrasse in Berlin. Unter den Gebäuden ist der Pallast des Präsidenten (vormals Residenz des Spanischen Vicekönigs), der sich nur mit dem königl. Schlosse in Berlin an Grösse vergleichen lässt, und die Kathedrale, die vorzüglichsten. Die Kathedrale ist von höchst eigenthümlicher halbmaurischer Bauart und die architektonischen Verzierungen würden einem Bauverständigen reichen Stoff zu interessanten Vergleichungen darbieten. Die berühmte steinerne Uhr des Montezuma ist unten an der Kathedrale eingemauert. Die neben derselben von Hernando Cortez erbauete Kapelle ist wegen Baufälligkeit im Anfang des Jahrs 1825 abgebrochen. Die Strassen sind reinlich und an beiden Seiten mit breiten Trottoirs versehn. Die Polizei wacht strenge, die nächtliche Sicherheit zu erhalten; die zur Spanischen Zeit so häufigen Mordthaten werden immer seltener und haben bis jetzt noch keinen Fremden getroffen, doch hält man es der Vorsicht gemäss, Abends nicht unbewaffnet auszugehn. An der westlichen Seite der Stadt liegt die Alameda, ein schöner Spaziergang, der Nachmittags von vielen Reitern und Lustfuhrwerken besucht wird. Am Canal, der nordöstlich nach Tezcuco führt, dient die Allee de los Vigos gleichfalls zum Spazieren, die besonders Sonntags sehr voll ist, wo die Indianer auf Blumen bekränzten Barken, zur Mandoline tanzend, im Canal umherfahren. Bei weitem der angenehmste Spaziergang ist nach dem, eine Stunde südwestlich entlegenen Chapultepec, wo sonst ein Lustschloss Montezuma's stand, an dessen Stelle, auf einem, mitten aus dem Cederpark hervorragenden Felsen, der Spanische Vicekönig Galvez im Jahre 1782 ein bevestigtes

Lustschloss erbauen liess, von welchem man eine herrliche Aussicht über das ganze Thal von Mexico und auf die hohen schneebedeckten Gebirge hat, die es einschliessen. Dorthin reitet man Sontags Morgens und nimmt ein Frühstück ein.

Die Häuser in Mexico haben sämmtlich platte Dächer, und da sie fast alle gleich hoch sind, so kann man leicht von einem auf das andere gelangen und, in Cadix sogenannte, Katzen-Visiten machen. Die innere Einrichtung ist sehr einfach; das Hausgeräthe dürftig. In vielen Häusern der Mittelklasse findet man nicht einmal einen Tisch, sondern zum Essen wird eine Matte auf dem Boden ausgebreitet, um welche sich die Familie lagert, und die Speisen, meistens ohne Löffel, Messer und Gabel, aus der Schüssel langt; (ein Cynismus, der kaum in Brasilien anzutreffen ist.) In dem Zimmer, welches Herr Deppe gemiethet hatte, stand nichts als ein hartes Bett, drei alte Stühle und ein Tisch, der mit den gesammelten Naturalien bedeckt war und an dem er zugleich präpariren und essen musste. Mit seinem Mantel bedeckte er seine Kleider vor dem Staube, da es an einem Schranke fehlte. Käfichte mit lebenden Vögeln hingen an den Wänden, und selbst die andern lebenden Thiere musste er, in Ermanglung jedes andern Raums, neben sich im Zimmer dulden. Zum Frühstück erhielt er Kaffe, um 11 Uhr einige Pisangs, um 2 Uhr ein Mittagsessen, das aus guter Suppe mit Spanischem Pfeffer, einem Stück Rindfleisch, mehreren Gemüsen, alle auf einer Schüssel servirt, gebratenem Geflügel und einem Desert von Dulce (eingemachten Früchten) bestand und dafür zahlte er nicht mehr als 10½ Realen (1¼ Thlr. Preuss.) wöchentlich. Die Hausleute waren dabei sehr freundlich und

sorgten mit grosser Dienstfertigkeit für die Reinigung seiner Kleider und Wäsche; sonst ein seltner Fall, da die untern Klassen in Mexico im Ganzen roh, zur Arbeit träge, und vergnügungssüchtig sind. Der Haushalt erfordert wenig Mühe, das Geschäft der Kindererziehung wird sehr vernachlässigt; das weibliche Geschlecht ist meistens müssig und höchstens mit leichter Näharbeit beschäftigt; Zigarrenrauchen, Spazierenfahren und Tanzen sind die Hauptbeschäftigung der Frauenzimmer, selbst in den höhern Ständen.

Alle Lebensmittel sind wohlfeil und meistens von vorzüglicher Güte. Europäische Gemüse werden mit dem besten Erfolge gebaut und sind nebst Melonen, Feigen, Bananen und vielen inländischen Früchten das ganze Jahr hindurch frisch zu haben. Kirschen, Pflaumen, Pfirschen und Aprikosen giebt es in Ueberfluss; aber sie sind von geringer Beschaffenheit, weil alle Bäume wild aus dem Kerne gezogen sind und Niemand sich darauf versteht, sie zu veredlen. Sämereien von Gartengewächsen sind in Mexico sehr beliebt, denn so allgemein auch die Blumenliebhaberei im ganzen Lande ist, so sieht man doch in den Gärten nichts als schlechte Sorten von Rosen, Cobea scandeus, Papaver somniferum, Centaurea cyanus, Delphinium ajacis und Tropaeolum majus! —

Das Osterfest ward sehr feierlich, aber mit manchen wunderlichen Gebräuchen, begangen. Sechs Tage lang, vom grünen Donnerstage an, geht Jung und Alt mit Knarren (in Hamburg sogenannte Schnurrdingern,) von allen Grössen und Formen auf den Strassen. Die der untern Klassen sind von Holz und Rohr. Die reichen Damen tragen zierliche Knarren von Glas, Elfenbein, Silber und anderen kostbaren Metallen. Am

stillen Freitag darf sich kein Wagen noch Pferd auf den Strassen sehn lassen; es ist der einzige Tag, an welchem sich auch die reichsten Frauen zu Fuss in die Messe begeben. Die öffentliche Promenade bleibt an diesem Tage geschlossen, auch dürfen keine geistige Getränke verkauft werden. Dagegen sieht man auf allen Plätzen und an den Strassenecken Laubhütten mit Rosen, Mohn und Kornblumen verziert, in welchen für die aus der ganzen Umgegend zur Prozession hereinziehenden Indianer kühlende Getränke (Limonien- und Apfelsinensaft und Tannenrindenwasser) und alle Arten Gefrorenes verkauft werden. Um 4 Uhr Nachmittags ist die grosse Prozession, in welcher Bilder aus der ganzen Leidensgeschichte des Heilands durch die Strassen getragen werden. Am Sonnabend sieht man die Stadt mit den Bildern des Judas erfüllt; auch der ärmste hängt einen kleinen Judas über seine Hausthür auf, aber die mehrsten dieser Bilder sind in Lebensgrösse und alle enthalten mehr oder weniger künstliche Feuerwerke, die am Abend mit dem Glockenschlage der zehnten Stunde alle mit einem Male abgebrannt werden und ein grosses Getöse verursachen, während der lärmende Pöbel die Bilder des Judas zerreisst. Die Indianer sind sehr geschickte Feuerwerker und Feuerwerke sind die beliebtesten Schauspiele. Bei allen Kirchenfesten und an jedem Sonntage werden dergleichen abgebrannt und zwar nicht selten am hellen Tage.

Am ersten Ostertage wurden die bis zu dieser Zeit geschlossenen Stiergefechte in einer eigends dazu von Holz erbaueten Arenã, die 16000 Zuschauer fasste, wieder eröffnet. Diese Hauptbelustigung der Mexikaner zieht das ganze vornehme Publikum herbei, selbst die

Damen. Es wurden 8 Stiere losgelassen und von acht Picadores zu Fuss und acht zu Pferde erlegt. Die Pferde werden zum Theil von den wüthenden Stieren jämmerlich zugerichtet und auch noch mit heraushängenden Gedärmen zum Angriff getrieben. Jedesmal, dass ein Stier stürzte, erfüllten ungestümes Beifallgeschrei und Klatschen die Luft. Die Geistlichkeit soll damit unzufrieden seyn, dass die Regierung diese Schauspiele, wie das Theater (wo man vor Cigarren-Qualm die Schauspieler kaum sehen kann) in den Ostertagen erlaubt hat. Die Arena brannte im Anfang des Mays, von Eiferern aus dem Volke angezündet, nieder; auch das Theater ward angesteckt, aber gerettet.

Als die Nachricht von der Anerkennung Mexico's von Seiten Grossbritaniens und der Niederlande anlangte, wurden 8tägige Festlichkeiten angeordnet. Täglich wurden 3mal Kanonen vor dem Pallast des Präsidenten abgefeuert, jeden Abend die Stadt erleuchtet, mit besonderer Pracht die öffentlichen Gebäude, besonders die Kathedrale. — Der Präsident, General Vittoria Guadalupe, ist ein stattlicher Mann von sehr angenehmen Gesichtszügen.

Bei meiner ersten Ankunft in Mexico zeigte sich die Umgebung der Stadt zwar grün, aber nach langer Dürre etwas kahl und öde. Im May aber stellte sich in diesen Hochthälern die Regenzeit ein und Alles prangte dann im frischesten Grün; die Gerste war am Ende des Mai-Mondes schon geschnitten, der Waizen auch beinahe reif und der Mais im Aufschiessen. Der Himmel bleibt bis Nachmittags heiter; täglich tritt etwa um fünf Uhr Regen ein, unter schwachen Gewittern, die bis spät Abends dauern. Die Regengüsse sind oft so stark, dass das Wasser in Strömen durch die Strassen

fliesst und man nicht zum nächsten Nachbaren gelangen kann. Es stehen aber immer Indianer bereit, auf deren Rücken man sich für weniges Geld zu seinen Bekannten tragen lässt. Dass diese Regenzeit bis in den October fortdauert, macht diese Gegend so ungemein fruchtbar; nur in den Winter-Monaten herrscht Dürre und dann verlieren die Eichen nnd Pappeln auf einige Zeit ihr Laub.

In den letzten Tagen des May's ward in Mexico ein Erdstoss verspürt, der von einem dumpfen unterirdischen Donner begleitet war, aber von den Eingebornen wenig beachtet wurde.

Temascaltepec.

Am 18. April verliess Herr Deppe Mexico, um eine zoologisch-botanische Exkursion nach dem 13 Meilen südwestlich von Mexico liegenden Bergwerksorte Temascaltepec in der Alcaldia Zultepec zu machen. Daselbst hat Herr Will. Bullock, dem wir eine treffliche Beschreibung von Mexico (London 1824. 2e Aufl. 1825) verdanken, eine Silbergrube el Bada in Besitz. Herr Deppe reiste in Gesellschaft von dessem Sohne, der sich schon zum zweitenmal in Mexico befindet. Der Weg geht über Lerma, einen ummauerten Ort mit 2000 Einw. meistens Indianern, und über Toluca, eine schöne Stadt mit 12000 Einwohnern, deren Kathedrale mit dem daran stossenden Franziskaner-Kloster zu den schönsten Bauwerken Mexico's gehört. Der Ort liegt auf einer weiten Bergebene, die noch 1000 Fuss höher über die Meeresfläche ragt, als das Thal von Mexico und wo alle europäische Getraide-Arten, Früchte und Waldbäume üppig gedeihen. Nahe bei Toluca nach Südwesten liegt der 14000 Fuss hohe Nevado de Toluca,

ein ausgebrannter, mit ewigem Schnee bedeckter Vulkan. Die Gegend gehört zu den kältesten in Mexico, und Reisende, die aus wärmeren Gegenden kommen, leiden an Augenentzündung und einem von den scharfen Winden entstehenden Aufspringen des ganzen Gesichtes, wovon auch Herr Deppe nicht frei blieb. Auffallend ist die Veränderung, bei der weitern Reise nach Westen, wo man an der andern Seite des Plateau's in sehr steilen Abhängen (zur Abdachung des stillen Meers) 5 bis 6000 Fuss herabsteigt. In wenigen Stunden sahen sich die Reisenden aus der schneidendsten Kälte in die drükkendste Hitze versetzt; statt des Getreides, der Eichen, Pappeln und Weiden, die sie verlassen hatten, von Kaffe- Zucker- und Baumwolle-Plantagen und allenthalben von Bananen umgeben. Dieser schnelle Wechsel brachte Herrn Deppe ein heftiges Fieber zu Wege, welches ihn in der ersten Nacht nach seiner Ankunft in Temascaltepec befiel, wovon ihm aber sein freundlicher Wirth (Hr. Bullock) durch starke Gaben drastischer Mittel in wenigen Tagen befreite. Temascaltepec liegt in der tierra templada, ist ringsum von hohen, zum Theil kegelförmigen Bergen umgeben, und dadurch gegen jeden Wind, so wie auch gegen drückende Hitze beschützt. Die Luft ist ungemein mild und angenehm. Besonders schön sind die Abende, die man meistens im Freien, auf einer Matte ausgestreckt, im schönsten Mondlicht und umschwärmt von Millionen leuchtenden Insekten zubringt.

Auf der Rückreise fand Herr Deppe bei Toluca in den Maisfeldern sehr häufig den sogenannten Taschen-Hamster (Cricetes bursarius), der hier vielen Schaden anrichtet, auch zeigt sich eine Art von Kinkajou, der viele Hühner und Tauben wegfrisst. In den Lagunen

hier und bei Mexico werden viele von den merkwürdigen fusslangen Wasser - Salamandern mit Riemen (Siren lacertina) gefangen, die unter dem Mexicanischen Namen Axolot schon lange berühmt und in einigen Museen als eine grosse Seltenheit aufbewahrt sind. Hier aber sind sie sehr gemein und werden im Juny und July als eine schmackhafte Speise zu Tausenden in Mexico zu Markte gebracht.

San Agostinho de las Cuevas.

Das Pfingstfest brachte Herr Deppe in diesem 6 Meilen von Mexico entfernten Vergnügungsort der Mexicaner zu, wo die Beamten der Rheinisch-Westindischen Compagnie auf 5 Tage ein Haus gemiethet und meublirt hatten. Es waren dort 10 Deutsche, die dieses Haus bewohnten; während dieser Tage beständig von bekannten Briten, Franzosen, Nordamerikanern und Mexikanern besucht. Morgens ward das Frühstück auf dem Hofe unter Orangenbäumen eingenommen; dann ward ein Spaziergang durch das Städtchen gemacht, um die für die Dauer des Festes zahlreich hier versammelten Bewohner der Hauptstadt auf den Balkons zu begrüssen, oder die Indianer, die auf dem Markte ihre Hütten aufgeschlagen haben, ihr Wesen treiben zu sehn. Um 12 Uhr versammelt sich die schöne Welt im stattlichsten Putze in einem grossen Saale, wo ein Hahnengefecht gehalten wird. Man wettet auf den Sieg des einen oder andern Hahns und es werden dabei eben so ansehnliche Summen verloren und gewonnen, wie an den Farobänken der berühmtesten Bäder Europa's. Dies dauert bis 2 Uhr, nach dem Essen wird Sieste gehalten, um 5 Uhr geht alles nach dem Calvario und lagert sich auf dem Rasen auf aus-

gebreitete Matten, um den Tänzen des Volks zuzusehn, denen um 7 Uhr die einbrechende Nacht ein Ende macht. Um 8 Uhr beginnt der Ball in demselben Saale, in welchem Morgens die Hahnengefechte gehalten wurden, der aber zu diesem Behufe geschmackvoll ausgeschmückt ist. Jederman hat für 4 Realen Zutritt und man sieht das bunteste Gemisch von Personen aus allen Ständen, die sich jedoch mit grösster Ordnung und vielem Anstande durch einander bewegen. Nach einigen allgemeinen Tänzen wird durch lauten Zuruf der versammelten Menge eine der schönsten jungen Damen aufgefordert, ein Solo zu tanzen, und die Mexicanischen Schönen sind auch in beliebten Nationaltänzen so geübt und bewegen sich mit so vieler Grazie, dass ein solcher Tanz wahrhaft sehenswerth ist. Um 12 Uhr entfernen sich der Präsident und die Minister und der Ball ist geschlossen; solange das Fest dauert, werden diese Vergnügungen täglich wiederholt.

Reise durch die Mexicanischen Bergwerks-Gegenden.

Am 3. Juny trat Herr Deppe eine Reise durch die nordnordöstlich von Mexico liegenden Bergswerksdistrikte an. Er versah sich auf dieser Reise, nach dem Beispiele seiner Gefährten, der Hrn. Stein und Gerold, welche die Unternehmung des (in Elberfeld gestifteten) Deutsch-Amerikanischen Bergwerksvereins in Mexico auszuführen bestimmt sind, mit der bequemen Mexicanischen Landestracht. Ein hellbrauner Filthut, dessen Krempe anderthalb Fuss im Durchmesser hält, mit breiter silberner Tresse, deckt den Kopf. Ein Wamms von blauemTuch mit geräumigen Schoosstaschen diente ihm bei kaltem Wetter, ein ähnliches von rothstreifigem

Baumwollnem Zeuge bei warmer Witterung. Die Beinkleider sind von hellgrün gefärbtem Leder mit blauem Bande eingefasst, vom Knie bis zu den Füssen an den Seiten aufgeschlitzt. Statt der Stiefel umwickelt man den Unterschenkel mit den sogenannten Botas, einem breiten Streifen von gepresstem Leder, der unter dem Knie durch vielfarbige Bänder seine Bevestigung erhält. An den Füssen klirren ein Paar mächtige Sporen. Eine Jagdtasche enthält das zum Einsammeln nöthige Geräthe und ein Paar Pistolen stecken in den Halftern. In dieser Kleidung ritt Herr Deppe einen langgestreckten Schecken, der sehr bequem ging und so zahm war, dass er ohne abzusteigen das am Sattelknopf hängende Gewehr ergreifen und in guter Ruhe schiessen konnte. Ein für die Dauer der Reise in Dienst genommener kleiner wohlbeleibter Mexikaner sass auf einem andern Pferde und führte ein Maulthier an der Hand, mit Mantel, Bett und zwei Kasten für Naturalien, beladen. Diese Reise erstreckte sich etwa 60 Deutsche Meilen von Mexico, ward aber durch viele Kreuz- u. Queerzüge über einen grossen Theil der Bergwerke jener nordnordwestlichen Gegend, wo die drei Staaten Queretaro, Guanaxuato und Mechoacan zusammenstossen, ausgedehnt. Herr Deppe berührte die Städtchen Guadalupe [1]), San Christoval [2]), Tisajuca [3]), Pachuca [4]),

---

[1]) Eigentlich Nuestra Senora de Guadalupe, eine Stunde von Mexico, mit 1500 Einwohnern und mit dem berühmtesten Marienbilde in Mexico. — [2]) $1\frac{1}{2}$ Meilen nordöstlich von Mexico am See Tezcuco, — [3]) 5 Meilen von Mexico am nördlichen Ausgange des Thals. — [4]) Pachuca an der Gränze des Staats Mexico (9 Meilen von der Hauptstadt), vormals mit sehr reichen Silberbergwerken, die ältesten, welche die Spanier anlegten; jetzt mit 1500 Einwohnern.—

Actopan [5]) und Ixmicuilpan [6]) auf dieser Reise, verweilte er aber am längsten in Zimapan, der berühmten Bergwerksstadt (9000 Einwohner), im Staate Queretaro, 13 Meilen von Mexico, und dessen Umgegend. Die während der Revolution verfallenen und zum Theil ersäuften Gruben werden jetzt überall mit grossem Eifer bebaut, können aber natürlich in den ersten Jahren noch nicht eine so reiche Ausbeute geben, als in der Folge zu hoffen ist, da grosse Kapitalien auf die Anlage der neuen Werke verwendet werden mussten. Der frühere jährliche Ertrag dieser Bergwerke wird von Herrn Deppe zu 11,700000 Piastern angegeben. Den grössten Theil der Minen dieser Gegend hat die Deutsche Bergwerks-Gesellschaft acquirirt. Eine derselben, Namens Arebala, bei der Stadt Atotonilcao [7]) liefert wöchentlich 700 Mark Silber, doch wird die Ausbeute auf das Doppelte gebracht werden können, wenn erst alle Hindernisse beseitigt sind. Von dem frühern Ertrage dieser Gruben zeugt noch jetzt der Reichthum ihres Besitzers, Don Rebilla, auf dessen zerstreut liegenden Gütern nicht nur alles Tafelgeschirr, sondern auch die Lampen, Leuchter, Lichtscheeren, Waschbecken etc. aus Silber gearbeitet sind. In dem Geräth eines einzigen Hauses möchten leicht einige Centner dieses edlen Metalls stecken, und doch hat Don Rebilla vor der Revolution mindestens das Doppelte besessen.

---

[5]) An der Südgränze des Staats Queretaro. — [6]) Nordöstlich von Actopan, gleichfalls im Staate Queretaro, 15 Meilen von Mexico, mit 5000 Einwohnern und einem prächtigen Augustiner-Kloster. — [7]) 5 Meilen nordöstlich von Mexico mit 1650 Einwohnern.

Ein Haupthinderniss des thätigeren Bergwerksbetriebes wird noch lange die Unbrauchbarkeit der untern Volksklasse zu aller anstrengenden Arbeit seyn, und eben darum hat auch der Minenverein Arbeiter aus Europa entboten (die zum Theil schon glücklich in Alvarado angelangt sind). Der Indianer hat so wenige, so leicht zu befriedigende Bedürfnisse, dass eine mässige Arbeit von wenigen Tagen hinreicht, den Bedarf einer Familie für die ganze Woche zu sichern. Ihre Nahrung besteht in den Blättern von Coctus Tuna (der Nopalpflanze), die mit Chile (Cayenne-Pfeffer) gekocht und mit den aus Mais gebackenen Tortillas (s. oben) zu Munde geführt wird. Die Weiber haben fast keine Arbeit, als die Maiskörner mit Steinen zu zermalmen. In der Woche trinken sie nichts als Wasser, aber Sonntags berauscht sich jeder Indianer in einem Getränk, das aus den Blättern der Agave Americana gewonnen und durch Gährung bereitet wird, in der bekannten Pulque. Am Sonntag sind nämlich in allen Städten und Flecken Märkte, wo die Indianer die gewonnenen Früchte und die von ihnen geschickt und zierlich verfertigten Körbe, Matten, Stricke, Stühle und Tischchen zum Verkauf bringen und sich von dem Erlös ihre nächsten Bedürfnisse erhandeln. Was davon übrig bleibt, wird vertrunken und da hören sie selten auf, als bis alle, selbst die Kinder, berauscht sind, ja oft fangen sie, wenn noch Geld übrig ist, Montags wieder an, um wie sie sagen, sich wieder nüchtern zu trinken, und kommen so vor Dienstag oder Mittwoch nicht wieder an die Arbeit! — Doch unter diesen trunkenen Indianern entsteht nie Zank noch Schlägerei; denn je trunkener sie werden, desto traulicher sind sie unter einander und überbieten sich in schmeichelhaften Reden.

Diese Lebensart macht das Volk zu einem regelmässigen Dienst untüchtig, der überdies durch die grosse Zahl der Feiertage sehr gestört wird. Herr Deppe klagt über die Trägheit dieses gutmüthigen, aber stumpfsinnigen Volks. Er konnte sie nicht bewegen, ihm für Geld und gute Worte Naturalien zu sammeln. Keiner weiss mit Feuergewehr umzugehn, so gern sie auch mit Schiesspulver spielen. Brachten sie ihm Insekten, Schlangen, Eidechsen und drgl., so musste er sie ihnen aufs theuerste bezahlen, und verschmähte er das Unbrauchbare, so kamen sie nicht wieder. Er lobt hingegen ihre Gastfreiheit. Oft mussten die Reisenden Nachts in Hütten der Ottomiten verweilen, die kaum spanisch verstehn, und doch wurden sie immer bereitwillig aufgenommen. Ja, zuweilen fanden sie die Hütten leer, nahmen darin Besitz, richteten sich ein, und wenn die heimkehrenden Besitzer sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, räumten sie gerne die ganze ärmliche Wohnung und behalfen sich draussen, selbst bei unfreundlicher Witterung. Die auch sonst kein Spanisch reden, haben sich doch die Redensart, womit man in Mexiko allenthalben empfangen wird: „Alles steht gänzlich zu Eurer Herrlichkeiten Diensten“ gemerkt. Ihre Hütte fesselt sie überhaupt wenig, sie lieben das Wandern, sind rasche unermüdete Fussgänger und reisen immer in ganzen Familien, die Weiber beladen mit ihren auf dem Rücken hockenden Kindern, die Mädchen und Knaben mit geringem Hausrath, die Männer mit Waaren. Nicht selten begleiteten solche Familien die deutschen Reisenden tagelang, mit ihren Pferden gleichen Schritt haltend und an den Rastplätzen vertraulich Erwiederung ihrer Gastfreiheit erwartend und zu kleinen Diensten bereit. — Der Strich, den sie

bereisten, ist durchaus gebirgig. Die steilsten Höhen wechseln mit tiefeingerissenen Thälern. Nur Fusswege, kaum breit genug für ein Pferd, führen durch Felsen und Dickicht und durchschneiden in den engen Thälern die häufigen Wendungen der Flüsse mit tiefen, gefährlichen Fuhrten. Anfangs fürchtet man sich in den steilen Felswegen, dicht an schroffen Abhängen vorbei, auf dem Pferde sitzen zu bleiben, doch bald lernt man den Thieren vertrauen, die der Pfade gewohnt sind, und trotz des stets schlüpfrigen Bodens nicht gleiten noch anstossen. In den Schluchten (Canadas) haben die Wogen zuweilen grosse Felsstücke abgespült, die in den Weg gestürzt ihn gänzlich versperren, so dass die Reisenden genöthigt sind, sich mit Säbeln und Manchettas einen Weg durch das Gebüsch zu bahnen, um sie zu umgehen. Auch hier im Gebirge war die Jahrszeit schon ziemlich vorgerückt und der Wald prangte im herrlichsten Grün. Am Morgen war immer klarer Sonnenschein bei ruhiger Luft und die Wärme stieg in den Thälern auf 20° R. Grosse bunte Schmetterlinge und wie Edelsteine funkelnde Kolibris flatterten umher, und rings dufteten schönblühende Pflanzen. Bald nach Mittag bedeckt sich der Himmel mit Wolken, die dann reichlichen Regen ergiessen, so dass die Reisenden gewöhnlich durchnässt am Rastort anlangten, besonders Herr Deppe, der seinen Mantel zum Umhüllen der am Morgen gesammelten Pflanzen brauchte. Doch schadete dies seiner Gesundheit nicht, und oft trocknete die wieder vorbrechende Sonne seine Kleider, ehe sie das Nachtquartier erreichten. In den Wäldern gesellte sich zu den Eichen und Buchen auch hohes Nadelholz und auf den unfruchtbaren Höhen brachen überall die herrlichsten Cactus hervor. Herr Deppe

beobachtete einen von der Form der Meloncactus, der bei $5\frac{1}{2}$ Fuss Höhe 4 Fuss im Durchmesser hielt. Was hätte er darum gegeben, ihn in einen Europäischen botanischen Garten versetzen zu können! An Thieren ist die Gegend ärmer, und je weiter die Reisenden nordwärts vorrückten, desto seltener wurden Vögel und Insekten. Es sollen Hirsche und Jaguare (Amerikanische Löwen) in den Wäldern hausen, doch trotz der ausgebotenen Belohnung war keiner zu erlangen.

Der Hauptzweck der beiden Gefährten des Herrn Deppe bestand in der Untersuchung der Bergwerke. Man besuchte die Gruben Arevala, Santa Rosa, los Ajuntos, Capula, Zimapan und Encarnacion. Nicht weit von Zimapan, im Gebirge el Oro, machten die beiden Deutschen Mineralogen die für Mexiko so unschätzbare wichtige Entdeckung von Eisenerz (Magneteisenstein, wovon Herr D. eine Probe nach Berlin sandte). An Eisen fehlt es dem sonst so reichen Mexico gänzlich, und selbst unsere Reisenden würden in die grösste Verlegenheit gerathen seyn, wenn sie nicht Hufeisen für ihre Pferde aus Mexico mitgenommen hätten, die bei den rauhen Wegen ein unerlässliches Bedürfniss sind. Jene Entdeckung verheisst also grossen Gewinn. Ueberall wurden die Reisenden von den Bergwerks-Administratoren, besonders von den Beamten, die Don Rebilla zu ihrer Bewirthung abgeschickt hatte, aufs artigste empfangen, und fanden oft in den ödesten Bergschluchten, die durch zackige Kämme ringsum von aller Welt abgeschnitten schienen, eine so vortreffliche Küche, wie sie nur eine Europäische Hauptstadt darbieten kann. Desto schlimmer gings den Pferden. Weder Mais noch Gerste war hier zu finden und musste aus meilenweit entlegenen Orten herbeigeholt

werden. Spärlich nährten sie sich so lange vom grünen Futter im Freyen, Tag und Nacht dem Regen und nasskalter Bergluft ausgesetzt, ohne dass es ihnen sonderlich schadete.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Encarnarion ward die Rückreise nach Zimapan und von dort auf einem andern Wege nach Mexico angetreten. Den dritten Tag dieser Rückreise brachte die Gesellschaft im Städtchen Tecozantala und den folgenden in Hulchapan zu, wo die Gegend offner, die Thäler weiter wurden und üppige Wiesen den armen Thieren Ersatz für lange Entbehrung darboten.

Am 1sten July trafen unsere wackern Landsleute in der berühmten Hazienda Arroyo sarco ein, die gleichfalls dem Don Rebilla gehört und eine der reichsten Besitzungen des ganzen Landes ist. Sie hat fast 7 Meilen im Umfange und ist eben so reich an Mais und Korn, als an Wiesen und Gebirgswaldung. Vor der Revolution war sie eine königl. Domaine und daher durch kostbare Anlagen ausgezeichnet. In zwei grosse künstliche Teiche (Pressa) wird das Wasser zur Bewässerung der Felder gesammelt, und die Leitungen sind Römischen Aquaducten zu vergleichen. Ein junger Mann, Carmona, ein trefflicher Landwirth, dessen Vater schon diesen Posten bekleidet, verwaltet dieses Gut. In seinem Hause, wo die Reisenden gastlich aufgenommen wurden, lernten sie seine Mutter und vier unverheyrathete Schwester kennen und in diesen die gebildetsten Jungfrauen des ganzen Landes. Die älteste, 25 Jahr alt, ist in der ganzen Gegend wegen ihrer Erfahrung in der Heilkunde und wegen ihrer Bereitwilligkeit damit zu helfen, beliebt. Herr Deppe war Augenzeuge von der Geschicklichkeit, mit welcher sie

einen, von einem Stier niedergerannten, am Kopf verwundeten Knaben behandelte. Die zweite galt für besonders erfahren in der Landwirthschaft und besorgte vortrefflich die Küche; die dritte zeichnete sich in feinen Handarbeiten, die vierte in der Musik aus. Alle vier theilten sich mit musterhafter Emsigkeit und Ordnung in den Geschäften der weitläufigen Wirthschaft, waren dabei stets munter und unterhaltend und erfahren in den Künsten des Tanzes und der Musik. Die Abendstunden wurden dadurch höchst unterhaltend; die Tänze wechselten mit kunstreichen zum Theil von ihnen selbst erfundenen Solotänzen der Mädchen, mit Recitation von Gedichten, worin die eine besonders Meisterin war, die auch diese Unterhaltungen immer sorgfältig anordnete. Dieses Alles geschah mit so viel feinem Anstand, so ganz ohne Ziererei und Sucht zu glänzen, dass man sie an Erfahrung und Bildung den mehrsten Damen der Hauptstadt weit überlegen erkennen musste. Auch auf die Jagd begleiteten sie die Herren zu Pferde und zeigten sich als geübte Reiterinnen. Die Art, wie Herr Deppe die Pflanzen und Thiere für seine Sammlung zubereitete, interessirte sie ungemein; sie sahen's ihm bald ab, und er verdankt ihnen manchen schönen Beitrag, den sie ihm nachgesandt haben.

Auf der weitern Reise besuchte die Gesellschaft noch die reichen Bergwerke von Real del Oro und Tlapuxahua, nordwestlich von Mexico im Staate Mechoacan, die von einer Englischen Compagnie bearbeitet werden. An der Spitze der Unternehmer steht ein Italiener Tinoli, der in Oesterreichischen und Russischen Diensten die Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht hat. Unter ihm arbeiten zwei Deutsche, Burkhardt und Petersen, und mehrere aus ihrem

Vaterlande verbannten Italienern. Die Einrichtung des Hauswesens ist sehr stattlich. An der reichbesetzten Tafel, die ein Französischer Koch besorgt, warten Diener in galonnirter Livrée auf, und es fehlt nicht an den feinsten Europäischen Weinen und köstlichen Backwerken. Man erstaunt, solch ein Wohlleben mitten in Mexico zu finden. (Geht für Englische Rechnung!) Am 2. August kehrten die Reisenden nach Mexico zurück und wurden von ihren Freunden aufs herzlichste empfangen.

Puebla.

Am 25. August verliess Herr Deppe in Gesellschaft des jüngen Heern Bullock die Hauptstadt, und traten eine Reise nach der südlichen Küste am stillen Meere an. Der Weg führt zuerst auf gebahnter Strasse östlich nach Puebla, wo so sie bereits Abends eintrafen. Vormals hatte der Ort viele Fabriken, seit aber wohlfeile Englische, Französische uud Deutsche Waaren in Menge eingeführt werden, können die Fabriken nicht mehr bestehn. Das Volk ist verarmt und tief gesunken. Man ist nirgend so vielen Betrügereien ausgesetzt als hier. Dabei herrscht eine übertriebene Bigotterie; denn Puebla ist der Sitz eines Bischofs und einer zahlreichen Geistlichkeit von allen Orden. Die Reisenden eilten weiter und setzten ihren Weg durch sich allmählig (dem stillen Meere zu) senkende, meistens unfruchtbare Ebenen über die Flecken Amosoque, Tepeaca, Stadt mit 2400 Einwohnern, und Tlacotepec, 400 Einwohner, bis Tehuacan fort. Tehuacan*) liegt an der Gränze des Staats Puebla, 47½ Meilen

*) Anm. Stadt mit 4500 Einwohnern und vier Kirchen. Starker Waizenbau.

südöstlich von Mexico, und scheidet zugleich die gemässigte Gegend von der heissern. Hier erblickt man zuletzt die nordwestlich liegenden Vulkane Orizaba und Popocatepetl (17875 Fuss hoch) und erreicht dann die Ebne. Es war der erste September. Eine drükkende Hitze und die unerträgliche Menge der Moskiten machten die nächsten Tagereisen beschwerlich. Ueberdies konnten sich die Reisenden, da 20 verschiedene Stämme mit eben so vielen eignen Mundarten diese eigentlich Mexicanischen Gegenden bevölkern und nur wenig spanisch reden, nicht verständlich machen, verfehlten oft den Weg, irregeleitet durch unvollständige Zurechtweisung. Auf den Flächen trafen sie neue Arten von Solanum und Cactus, an den bebauten Stellen einzelne Cocos-Palmen und Zuckerpflanzungen und dicht gedrängte Pflanzungen von Pisang, deren Früchte nebst dem Saft der Limonen ihre Erquickung ausmachten. Auf den Plantagen fanden sie viele Abkömmlinge von Afrikanischen Negern mit krausem Haar und schwarzen Gesichtern beschäftigt, die als Freie dienen. An Vögeln und Insekten war die Ausbeute besonders reich. Herr Deppe schickte einen der herrlichsten riesenhäften Schmetterlinge als Probe nach Berlin. Auch Jacus (Penelope), hier Fasanen genannt, sind häufig und von ausgezeichneten Arten.

Unter den Flüssen, die sie passirten, zeichnet sich der Rio Teotepec aus, ein reissender Strom, der keine Fuhrten darbot. Die Reisenden wurden in Kähnen übergebracht, die Pferde mussten durchschwimmen und hatten viel mit dem Strom zu kämpfen. Nach vierstündiger Anstrengung ward auch das Gepäck ohne Verlust übergebracht. Am gegenseitigen Ufer liegt das Städtchen Teotepec (1200 Einwohner), wo, wie in den

meisten Orten, bei Ermanglung an Gasthöfen, ein Haus zum Empfang der Reisenden immer leer gehalten wird, wo sie Wohnung nehmen und sich nach Bequemlichkeit einrichten können. Weiter bekümmert sich Niemand um sie, und wer keinen Mundvorrath mitbringt, hat Mühe, sich ihn zu verschaffen. Die Indianer tragen einen grossen Hut mit niedrigem zugespitztem Kopf, ein Hemd und kurze, nicht bis an die Knie reichende Hosen; an den Füssen Sandalen, aus dem Bast der Agave und um den Leib eine Schärpe von buntstreifigem Baumwollenzeuge. Dem Alkalden dient blos ein Spanisches Rohr mit silbernem Knopf als Auszeichnung.

Als die Reisenden am 3. September den Rio de los Vueltos mit ähnlichen Beschwerden passirten, fanden sie ihn so angeschwollen, dass sie den Entschluss fassten, von dem graden Wege nach Oaxaca, auf welchem sie dem Laufe dieses Flusses folgend, ihn noch zwei und sechzigmal (?) hätten durchschneiden müssen, abzugehn, und den Weg über das östliche Gebirge zu nehmen. Noch an demselben Tage erstiegen sie den gemässigten Landstrich und kamen über San Dominguillo und S. Francisco auf sehr bösem Wege durch viele Eichen- und Nadelholzwälder erst am 6. nach Oaxaca.

Dieser stattliche Ort liegt in einem reizenden Thale von höchster Fruchtbarkeit und dem mildesten Klima. Wiewohl auch hier alle Europäischen Baum- und Feldfrüchte gedeihen, so baut man doch wenig und zieht den Weizen aus Puebla, daher hier kaum Brod zu haben ist. Dagegen beschäftigt sich fast die ganze Bevölkerung ausschliesslich mit dem Gewinnen der Cochenille, die hier von vorzüglicher Güte ist, und im Durchschnitt mit 18 Realen das Pfund*) bezahlt wird,

*) Gilt in Hamburg 14 bis 16 Mark Banco.

Die Stadt hat einige ausgezeichnet schöne öffentliche Gebäude, sonst nur einstockige Gebäude mit platten Dächern. Höhere Häuser zu bauen ist wegen der heftigen Erdbeben gefährlich und es kostet zu viel, ihnen die gehörige Haltbarkeit zu geben. Die Reisenden, die auch hier keinen Gasthof fanden, mussten sich in ein Haus täglich für einen Piaster miethen. Sie wohnten daselbst dem grossen Jahrsfeste der Befreiung von Mexico bei, welches am 15. September gefeiert wird. Im Jahre 1810 rief an diesem Tage der Priester Hidalgo zuerst das Volk zum Widerstande gegen Spanien auf (s. Columb. 1825 I. S. 282). Diesmal waren drei Tage, vom 15. bis den 17., dazu bestimmt. Als die einzigen anwesenden Fremden wurden Herr Bullock, Herr Deppe und ein Nordamerikaner von den Behörden feierlich zu diesem Feste eingeladen. Es begann am 15. Nachmittags mit einem Zuge der Indianer, welchem ein Marienbild vorgetragen ward und dem Musikchöre folgten. Jeder Indianer trug ein 8 — 10 Fuss langes Bambusrohr in der Hand. Der Zug bewegte sich in ziemlicher Ordnung durch die Strassen und an den Hauptplätzen wurde der Freiheit und Unabhängigkeit ein lautes Lebehoch gebracht. Mit einbrechender Nacht wurden alle Häuser erleuchtet. Besonders zeichnete sich der Cabildo (das Staatshaus), welcher mit seiner Fronte die eine Seite des regelmässig viereckigen Marktplatzes bildet, durch transparente Gemälde aus. An den drei übrigen Seiten läuft ein Säulengang rings um den Platz, der erleuchtet einen sehr angenehmen Anblick gewährte. Die Mitte des Platzes nahm ein grosses Gerüst ein, welches das Castel von San Juan de Ulua vorstellte und den Mittelpunkt des nachher abbrennenden Feuerwerkes bildete. In den vier Winkeln der Plätze waren

hohe Pyramiden errichtet und von diesen Seilen nach dem Castele zu gespannt, auf welchem sich Feuerwerke in Gestalt von Schiffen hin und her bewegten, die Raketen und Leuchtkugel gegen die Vestung warfen und diese zuletzt selbst in Brand setzten, dass sie krachend in die Luft flog. An ihrer Stelle erschienen zwei kolossale Puppen, die, während sie abbrannten, zur grossen Belustigung des Volkes (wahrscheinlich an Seilen hängend) einen Bolero tanzten. Den Beschluss des Feuerwerks machte ein unerwarteter allgemeiner Feuerregen aus den Rinnen aller am Markte stehenden Häuser, und deren jedes hat vier bis sechs. Dabei wurden auf allen Dächern eine Menge Kanonenschläge gelöst und Leuchtkugeln in die Luft geworfen. „Wiewohl Indianer dieses Feuerwerk verfertigt hatten, schreibt Herr Deppe, so erinnere ich mich nie ein glänzenderes in Berlin zu gesehn.“ Noch mehr aber ist zu verwundern, dass eine Volksmenge von mindestens 40000 Köpfen (denn soviel beträgt allein die Einwohnerzahl der Stadt*), ohne die benachbarten Indianer) sich ohne alle polizeiliche Anordnung und Aufsicht so ruhig und verträglich in ihrem Jubel bewegen konnten, dass von keinem Unfall, von keiner Unordnung die Rede war. Am Frühmorgens des 16., als des Hauptfesttags, wurde auf offenem Platze vor der Kathedrale Gottesdienst gehalten und das Te Deum gesungen. Nach Beendigung desselben bestieg eine hübsche junge Frau, Amerika vorstellend, Freiheitsstab und Mütze haltend, einen Triumphwagen in Gestalt einer Muschel, den eine Anzahl Indianer, die sich freiwillig dazu er-

*) Anm. Im Jahre 1792 zählte Oaxaca nur 24400 Seelen.
A. d. H.

oten hatten, fortzog. Dem Wagen folgten die Staatsbeamten, die ganze Geistlichkeit im Ornat, jeder Orden von dem andern gesondert, voran die Franziskaner, dann die Augustiner, Benediktiner u. s. w. Während des Zugs wurde mit allen Glocken geläutet und die von den Spaniern eroberten Kanonen donnerten darein. In allen Strassen waren die Fenster und Dächer mit schöngeputzten Frauen besetzt und neben dem Zuge wogte das Volk und die Menge der vom Lande herbeiströmenden Indianer mit dem lauten Rufe: „*Viva la America libre, viva la Independencia y Libertad!*“ Vor den öffentlichen Gebäuden hielt der Zug, und es wurden Freiheitslieder gesungen, die das Volk auch während des Zuges fortsetzte. Abends war wieder die ganze Stadt erleuchtet und am Giebel des Staatshauses glänzte ein neues Transparent, die beiden Erdhälften vorstellend, Amerika mit Europa durch eine Kette verbunden, die der Amerikanische Adler zerbricht. Darunter wieder Amerika als weibliche Figur, welcher ein Schutzgeist die Freiheits-Insignen reicht, u. s. w. Die grosse Säulenhalle des Portals war in vier Räume abgesondert, von welchen jeder einen Tanzsaal bildete, deren einer für die Behörden und die von ihnen eingeladenen bestimmt war, in den andern drei tanzten die übrigen Bürgerklassen. Der Ball in dem ersten ward mit einem Aufzuge eröffnet, in welchem abermals Amerika auf ihrem Wagen, von 20 Türken gezogen, erschien, wobei ein neugedichtetes Lied gesungen ward, das auch die wunderliche Aufforderung an Afrika enthielt, das Joch der Europäer — abzuschütteln. Dann begann der Tanz, der in gewohnter Weise bis 4 Uhr dauerte. Der dritte Tag war einer Todtenfeier gewidmet, namentlich zweien Offizieren, die im

Freiheitskriege hier vor den Thoren erschossen, und dann aufgehenkt waren. Der Zug begann Nachmittags 4 Uhr, voran eine Kanone, die bei jeder Queerstrasse abfeuerte, hernach ein Commando Soldaten mit gesenktem Gewehr; das Crucifix und einige Priester; vier Jünglinge, eine Todtenurne tragend; vier andere mit einem offenen Sarge, woran die Uniformen und Waffen der Hingerichteten bevestigt waren; dann die Ordensgeistlichen, die vornehmsten Civilbeamten, und die dazu eingeladenen. An mehreren Stellen waren Altäre errichtet, an welchen der Zug hielt, während einer der Geistlichen ein Gebet sprach. So ging der Zug langsam bis die Stelle, wo die Hinrichtung geschehn war, und wo man zwischen beiden Gräbern einen Altar errichtet hat, um welchen der ganze Zug einen Kreis schloss. Hier ward erst eine Messe gelesen, und dann bestieg ein Padre die daneben errichtete Kanzel und hielt eine Predigt, in welcher er die Geschichte der Revolution kurz erzählte und das Volk zur Ausdauer und Eintracht ermahnte. Inzwischen war es dunkel geworden und Fackeln wurden zur Heimkehr angezündet. „Ein seltsames Gefühl befiel mich, schreibt Herr Deppe, als ich aufblickte und an den nahen Bergen schwarze Gewitterwolken hängen sah, aus denen helle Blitze das wunderschöne Thal auf Augenblicke beleuchteten, dasselbe Thal, das einst Cortez von seinem Könige (dem grossen Carl V.) für die Eroberung des Landes zum Lohn empfing. Der grüne Teppich unter unsern Füssen, im Vordergrund einzelne Palmen, vor uns die nahe Stadt mit ihren ansehnlichen Thürmen, vom Wiederschein der vielen Fackeln erhellt, am westlichen klaren Himmel die Mondessichel, im Osten das schwarze Gewölk, das bunte Gewühl des ruhig hinzie-

henden Volks um mich her, dies Alles bot in seinem Ganzen ein höchst anziehendes Schauspiel dar, in dessen Mitte ich mich nicht ohne Staunen und Freude versetzt sah, aus dem fernen Vaterlande der Einzige von so Vielen."

Das Thal von Oaxaca bietet wenig Neues an Naturhistorischen Erzeugnissen dar; daher verwendete Herr Deppe mit seinem Freunde Bullock 17 Tage zu einer Wanderung im östlichen Gebirge, welches eine gute Ausbeute an Klapperschlangen und einigen selte- Amphibien, vielen schönen Vögeln und Insekten darbot. Wiewohl die Regenzeit ihrem Ende nahte, so waren die Wege doch unbeschreiblich schlecht und die Flüsse kaum zu durchwaten. Sie kamen bis Villalta *) und reisten von dort in einem südlichen Bogen nach Oaxaca zurück. Auf diesem berührten sie Mitla, jetzt ein kleiner Ort, von etwa 600 Indianern bewohnt, vormals eine der grössten Städte in Mexico, grösser wie die jetzige Hauptstadt. Zwar haben die Spanier den ganzen Ort bei der Eroberung zerstört und der Erde gleich gemacht, doch stehen noch hin und wieder alte Unterbaue, und von einem Pallaste sind nicht nur die Mauern, sondern sogar einige Gemächer ganz erhalten. Die äussern Wände sind mit vielen sonderbaren Figuren und Arabesken verziert und mit farbigen Steinen mosaikartig ausgelegt. Ohne Zweifel sind diese Ruinen eine der wichtigsten alterthümlichen Merkwürdigkeiten des Landes, darum wollen die Reisenden auf ihrer Rückreise Alles genau aufnehmen und möglichst genau

*) Anm. San Ildefonso de Villa alta, 280 Einwohner, 72 Meilen südöstlich von Mexico, wo viel Baumwolle gebaut und verarbeitet wird. In der Nähe wächst höchst kostbares Fournirholz.

abbilden. Künftig anzustellende Nachgrabung wird hoffentlich noch manchen wichtigen Aufschluss über den Kultur-Zustand der alten Mexikaner geben.

Mit leichtem Gepäcke traten die beiden Herren um die Mitte des Octobers von Oaxaca die Reise an die Küste der Südsee oder des stillen Meers an.

Tehuantepec.

Tehuantepec liegt 62½ Meilen südöstlich von Oaxaca und ist nur 37½ Meilen von der (jetzigen) Gränze der Republik Guatemala entfernt. Die Wärme steigt auf 28 bis 30° R., und würde unerträglich seyn, wenn nicht ein ziemlich starker Nordwind die Luft dann und wann abkühlte. Von Tehuantepec bis an die äussersten Küste hat man noch 10 deutsche Meilen, eine tiefe Lagune tritt dicht vor die Stadt, deren Einfahrt vom Meere aber, wie die aller Buchten an diesem Theile der Küste, nur für kleine Schiffe befahrbar ist. Die Reisenden begaben sich nach dem 11 Meilen südlich von Tehuantepec liegenden Seestädtchen Santa Maria del Mar, wo sie im Hause des Ortsgeistlichen gastfreie Aufnahme, und da er am Tage ihrer Ankunft eine Reise antreten musste, auch hinreichenden Raum fanden, ihre Arbeiten ungestört vornehmen zu können. Die Tage waren der Jagd, die Abende und Nächte dem Präpariren des Erbeuteten gewidmet. Oft ward Herr Deppe den ganzen Tag nicht trocken, wenn er den Wasservögeln nachjagte, die, wenn er sie angeschossen hatte, meistens in die Lagunen zurückfielen, aus denen er sie, bis unter die Arme nachwatend, hervorholen musste. Doch verspürte er davon keine üble Folgen, und befand sich gesünder als je. Als er einst auf einen dieser Streifzüge eine solche Lagune durchreiten wollte,

scheute plötzlich sein Pferd und war nicht hervorzubringen. Er vermuthete gleich etwas ungewöhnliches und entdeckte im Umsehen ein 12—16 Fuss langes Krokodil, das im heissen Sande ausgestreckt lag. Schnell wandte er sein Pferd, band es an einen Strauch und lud seine Doppelflinte mit Kugeln. Als er sich auf 20 Schritte genähert hatte, wandte sich das Unthier gegen das Wasser, so dass er den Schuss nicht am rechten Fleck anbringen konnte. Doch musste es gut getroffen seyn, denn es schlug im Wasser über und machte, als es zu Grunde ging, ein gewaltiges Geplätscher. Die weitere Verfolgung der Beute war unmöglich. Die Indianer dieser Küstengegend gehen ganz nackt und sind ein ganz anderer Menschenschlag als die übrigen Mexikaner. Sie heissen Guapiles, sind schön gebaute, grosse Leute, die zur Zeit der Eroberung aus Peru ausgewandert seyn sollen.

Zu Tehuantepec erfuhr man bereits am 22. Nov., dass San Juan de Ulua capitulirt habe, also gerade an dem Tage, als die Vestung wirklich geräumt ward. Daselbst, in dieser weiten Entfernung von Europa, hat sich ein Prinz Pignatelli, aus Rom, mit seiner Gemahlinn, einer schönen Französinn, für immer niedergelassen, und macht ein glänzendes Haus, wo auch unsere Reisenden die freundlichste Aufnahme fanden.

Sie wollten nicht über Mexico, sondern gerade nach Alvarado gehen, wo Herr Deppe in der wieder eingetretenen gesunden Jahrszeit die Absendung seiner Sammlungen bewerkstelligen, und für die im März und April (1826) bevorstehende Abreise Vorbereitungen treffen wird. Herr Graf v. Sack konnte leider nicht an diesen Streifzügen für die Wissenschaft, den er so rühmliche Opfer bringt, Theil nehmen, da das Reisen auf

so ungebahnten Wegen jugendliche Kräfte erfordert und mit harten Entbehrungen verbunden ist. Doch gedenkt er noch Colombia, Peru und Chile zu besuchen.

— —

Die Insel Chiloe,

eine der letzten Spanischen Besitzungen in Süd-Amerika.

(Aus dem Tizon *) republicano, der in Chile's Hauptstadt Santiago erscheint.)

Die Insel Chiloe, (nicht Archipelago de los Chonos, womit eine südlicher liegende, davon gänzlich getrennte und verschiedene Gruppe kleinerer Insel und Klippen bezeichnet wird, auch nicht Huaytecas, welchen Namen die nördlichste der so eben erwähnten Chonos oder Muschel-Inseln führt,) liegt 41° 45″ bis 43° 48″ Süder-Breite. 303° 27″ bis 304° 50″ O. an der Westküste des Südamerikanischen Continents im südlichen Theile des stillen Oceans (*mare pacifico*). Die fast grade nach Süden laufende Küste von Chile und Südchile (Indianischer Freistaat Arauco) macht hier nämlich 145 Meilen südlich von dem bebekannten Hafen Valparaiso und 42 Meilen südlich von der Bucht von Valvidia beim Cap S. Xavier plötzlich einen 15 Meilen tief eingehenden Winkel nach Osten, mit einem hohen vulkanischen Gestade. Vor dem also entstehenden Meerbusen erstreckt sich die 38 Meilen lange Chiloe-Insel nach Süden; von Osten nach Westen misst sie 10 Meilen, und da sie ziemlich einem langen

---

*) Das Wort el Tizon bezeichnet das Schwerdt des berühmten Helden el Cid. A. d. H.

Viereck gleicht, so beträgt ihr Flächeninhalt etwa 200 □Meilen. An ihrer Nordseite ist sie durch einen kaum zwei Meilen breiten, mit Untiefen und Klippen belegten, höchst gefährlichen Canal von der Südchilischen Küste geschieden. Die Westküste, wo das auch über diese Insel hin verlängerte Andengebirge meistens steil aus der Meerestiefe anragt, bilden der Estero de Chepu und die Einfahrt bei Cucao tiefe Fiörden, die von hohen Felsenreihen eingeschlossen, an die Bildung der Norwegischen und Westschottländischen Küste erinnern. Die Einfahrt bei Cucao, südlich von dem 7000 Fuss hohen Tetons de Cucao, theilt vielleicht den Körper dieser Insel in zwei gleiche Theile; aber unsers Wissens ist noch niemand durchgedrungen. Uebrigens hat diese Westküste wohl Klippen aber keine Inseln — an der Südwestspitze, *Punta de Quilan*, streicht die Insel gleichen Namens, (Guapi de Quilan) nach Süden und südwestlich von derselben erhebt sich ein wilder, unbewohnter, unzugänglicher Vulkan-Fels, Huafo genannt. Von der nächsten Chonos-Inseln, Huaitecas, ist Huafo 8 Deutsche Meilen entfernt, und zwar durch unergründliche Meerestiefen dann geschieden. *) Von Cap Pilares am westlichen Ausgange der Magelhaens Strasse liegt Huafo 140 Meilen nordwärts. Die Südostspitze der Chiloe-Insel heisst Cogomo. Die ganze Ostküste der Insel zeigt Spuren fürchterlicher Evolutionen und ist voll Klippen, Einfahrten und Durchfahrten;

---

*) Anm. Die Chonos - Gruppe gehört geognostisch zu einem räthselhaften, bis jetzt wenig besuchten Vorlande, Tres montes, welches den im Texte erwähnten grossen Meerbusen im Süden begränzt.

A. d. H.

genau in ihrer Mitte, unter gleicher Breite mit der Einfahrt Cucao, liegt eine Bucht mit vielen kleinen Inseln, und in diesen Meerbusen geht vielleicht jene Einfahrt nach Osten aus. Im Hintergrunde dieser Bay liegt eine Spanische Pflanzstadt, San Juan de Castro, 12 Meilen westlich vom Estero (Bucht) de Alman an der Küste des Continents. Die Enge, welche Süd-Amerika's Westküste und Chiloe's Ostküste bildet, ist überhaupt voll Klippen, seicht und gefährlich; augenscheinlich ist hier die Meersfluth durch einen entsetzlichen Zusammensturz der von vulkanischer Glut unterminirten Gebirge, vielleicht erst in sehr neuerer Zeit, eingedrungen. In dieser Meerenge, nördlich von der Bucht von Castro, finden sich die an Perlen- u. Miesmuscheln und andern der kostbarsten Conchylien reichen Islas de los Changues (?); von dort nimmt die Ostküste eine nordwestliche Richtung; die Nordostspitze heisst Punta de tres Cruzes; zwischen diesem Cap und der Nordwestspitze San Carlos oder San Sebastian liegen an der 8 Meilen langen Küstenstrecke die hauptsächlichsten Niederlassungen der Spanier: der treffliche, sichere, aber schwer einzulaufenden Hafen Chacao, 41° 52″ Süd. Br., 303° 37″ N., auf den sich der ganze Handelsverkehr dieser Gegend beschränkt. Westlich von Chacao, unweit der Nordwestspitze, ist die Festung San Carlos, welche die Einfahrt des schmalen Canals an der Nordküste, und also auch den Hafen von Chacao deckt, der wenigstens an der Nordküste der einzige brauchbare ist. Auch dort sind einige, nicht bedeutende Batterien; die Strömungen, Fallwinde, und blinden Klippen dieses Kanals sind die Hauptvertheidigungsmittel jenes Hafens. Die 7 deutsche Meilen südlich von Chacao liegende Spanische Stadt Castro,

die jetzt, so wie Chacao, durch royalistische Flüchtlinge aus Chile, Peru und selbst aus Mexico und Colombia stärker bevölkert ist, als früher, steht durch eine Maulthierstrasse, die längs Gebirgsketten und über einige Pässe führt, mit dem Haupthafen in Verbindung. Schon zur Zeit der Spanischen Herrschaft war Chacao ein Hafen, wo schlechterdings kein Zoll bezahlt ward; doch liess man keine ausländische Flaggen zu. Jetzt sieht man gerne Nordamerikanische und andere Schiffe, wenn sie nur Munition, Flinten etc. mitbringen, und diese Gegenstände werden gut bezahlt. Der lockende Vortheil hat selbst einige niederträchtige Chilische Bürger vermocht, treulos dem Feinde Vertheidigungsmittel in die Hände zu spielen. Doch ihre Verrätherei ward ihnen selbst Strafe; zwei Schiffe wurden, als sie wieder absegeln wollten, bei der Visitation vor dem Fort San Carlos entlarvt, confiscirt und der Capitain und seine Leute in Ketten und Banden gelegt.

Chiloe ward 1558 von dem Spanischen Gouverneur in Chile, Don Garcia Mendoza, entdeckt und 1530 durch Don Martino Ruy Gamboa mit dreissig Spaniern erobert; die Einwohner, von dem Stamme der Aucaes (Araukern), ruhige, friedsame Menschen, unterwarfen sich ihm freiwillig und die Anzahl der Spanier war zu schwach, um Unterdrükkung üben zu können. Zur Befriedigung ihrer Wollust gab es Weiber genug, denn die Insel soll 70000 Menschen gezählt haben.*) Als sich aber im Anfange

*) Jetzt soll, nach den gewöhnlichen Angaben, Chiloe 12277 Weisse und nur 9110 Indianer zählen; die Zahl der letztern müsste also sehr abgenommen haben; vermuthlich sind nur die Bekehrten gerechnet. A. d. H.

des achtzehnten Jahrhunderts die Zahl der Spanier mehrte, fingen diese auf ihre gewöhnliche Weise zu tyrannisiren an. Da griff das Volk zu den Waffen und trieb die Spanier in ihre Forts; damals ward auch San Carlos angelegt und Sitz des Commandanten. Don Pedro Molina eilte nun ans Concepcion, (zu dem Bisthume in dieser Stadt gehörten die 75 christlichen Ortschaften auf Chiloe,) dahin und wusste sie wieder durch milde Mittel in das alte Joch zu locken. Vom vesten Lande abgetrennt, sind die Aucaes auf Chiloe weit schüchterner und feiger, und als ihre tapfern Stammgenossen auf dem vesten Lande, denen sie bloss in Rücksicht der äussern Bildung und der Sprache ähnlich sind. Wie diese, haben sie gute Verstandes-Anlagen, sind aber weit erwerbfleissiger und gelehriger. Es giebt unter ihnen sehr geschickte Leute, die Tischler-Arbeit machen und sogar zu fourniren verstehn, Drechsler, Lein- und Wollenweber etc.; diese weben bunte Vogelfedern unter die Wolle, und machen aus diesem Zeuge sehr warme, weiche, schöne Bettdecken; auch verstehn sie bunten Drell zu machen. — Sie sind sehr kecke gewandte Seeleute und wagen es in ihren Piraguen bis Concepcion (90 Meilen nördlich von S. Carlos) zu schiffen. Solche Piragua besteht blos aus drei oder fünf Brettern, die zusammengefugt und mit einem Baumharz verpicht sind.

In der Stadt Castro ist eine Hauptkirche und ein Cabildo oder Stadthaus, sonst hat sie nur wenige ansehnliche Gebäude; aber in der Umgegend leben viele Weisse auf ihren Landstellen, wo so viel Waitzen gebaut wird, als zum Unterhalt der Einwohner nöthig ist. Gerste, Bohnen, Kartoffeln und Flachs gedeihen sehr gut; von Gemüsen nur Kohl und Lauch; Mais

Obst, Weinreben etc. kommen gar nicht oder schlecht fort. Ausser im April (hier die Herbstzeit) regnet es fast täglich; jener Monat hat etwa 15—20 helle Tage; in andern Monaten geht selten eine Woche ohne Regen vorüber. Die Luft ist immer feucht, aber wegen der mässigen Wärme (höchstens + 10 R.) ziemlich gesund. Die Insel ist reich an Bächen und Flüssen *), aber die übermässige Feuchtigkeit, die dem Baumwuchs sehr vortheilhaft ist, daher die Waldungen die kostbarsten und nutzbarsten Hölzer liefern **), schadet dem Getraide und dem Obste. Schaafe mit guter Wolle und Schweine sind im Ueberflusse vorhanden und ihr Fleisch ist einer der wenigen Ausfuhr-Artikel nach Chile. Es giebt eine Menge Wasservögel, Gemsen — Fischottern, auch eine Art schwarzer Füchse. Fische und Muscheln von der köstlichsten Art, auch Perlen-Austern, so wie brauchbarer Wildhonig, sind in Ueberfluss vorhanden und an den Küsten schwimmt oft Ambra in grossen Massen.

Bekanntlich hat der Spanische General Antonio de Quintanilla sich im Jahre 1823, als ihn die Tapferkeit unsers unerschrockenen Oberdirektors, Generals Romano Freyre, aus Osorno, dem letzten Platz (Intermedio) auf dem Vestlande, welches er zu behaupten suchte, vertrieb, auf diese Insel die letzte Zuflucht gefunden. Die eingebornen Weissen, so wie die guten

*) Woher die in vielen Geographien aufgenommene Sage rührt, dass Chiloe kein Trinkwasser hat, wissen wir nicht; vielleicht sind die Chonos-Inseln damit nicht so gut versorgt. A. d. U.

**) Nach Alcedo s. Art. Chiloe giebt es dort häufig Cedernstämme, woraus man 600 Planken, 1½ Fuss dick und 20 Fuss lang, schneiden kann!! A. d. H.

Indianer seufzen unter seinem eisernen Zepter, der auch in Chile, dessen Gouverneur er sich fortwährend zu nennen wagt, noch nicht vergessen ist. Viele Familien bejammern noch jetzt Patrioten, die seine Blutdurst wehrlos morden liess. Er plündert, in der Hoffnung freien Abzugs, die Insel ganz methodisch aus. Alle gebornen Spanier (Godos), die mit ihm geflüchtet sind, hat er bewaffnet; diese durchziehen raubend, mordend, plündernd und Wollust fröhnend die angebaute Gegend. Die Indianer, wie die eingebornen Weissen, wünschen sehnlichst Befreiung. Gestern (am 13. November 1825) ist Se. Excellenz der Oberdirektor von hier nach Valparaiso abgegangen; dort hat sich eine Expedition von 5 Kriegsschiffen und 2 Transportschiffen, die mit 4000 Mann Truppen bemannt sind, gebildet. Admiral Blanco führt diese Flotte, die auch mit vortrefflichen Lootsen, Eingebornen aus Chiloe, versehn ist.

(Bereits im März 1825 wurden Unterhandlungen mit dem Gouverneur Quintanilla Chilischer Seits angeknüpft; er beantwortete diese Aufforderung in einem vom 7. März aus San Carlos, dem Sitz der Regierung, datirten Brief, worin er den Abschluss der Convention von Ayacucho und Peru's Regierung eingestand. Doch fügte er hinzu: „Ich weiss aus bessern Quellen, dass 25000 Russen auf Mayorca eingetroffen sind; diese werden nächstens in Süd-Amerika erscheinen und der Rebellion das Garaus machen.“ Mit solchen Hoffnungen tröstet er sich auf seinem Brete im Ocean, welches er, wie seinen Schild, nicht lassen will. Aber er räumte ein, Offiziere nach Rio de Janeiro zu schicken, um dort nähere Nachrichten einzuziehn. Diese Offiziere, die wirklich in Brasilien im Jnny anlangten, haben ihm wahrscheinlich gute Nachrichten zugebracht. Er

hat sich nicht ergeben und lässt es, wie Rodil, auf's Aeusserste kommen. Aus andern zuverlässigen Nachrichten ist Quintanilla als ein alter, sehr wackerer Offizier bekannt und seine Standhaftigkeit anerkennt der Unpartheyische mit Hochachtung. *A. d. H.*)

Die Amerikanischen Herrschlinge,

Heinrich I. und Augustin I.

Eine biographische Paralelle.

(Beschluss. Siehe Columbus, Märzheft S. 245 flg.)

Augustin I.

Zum Sturze des Negerkönigs Christoph auf Haïti trug ohne Zweifel der Umstand viel bei, dass sich neben und gleichsam am Herzen seiner Monarchie der Polyp eines Freistaats gebildet hatte, welcher mit jener aus gleichen Elementen, (der Neger- und Mulatten-Bevölkerung) und im Widerstande gegen Frankreich, wie jene, erwachsen, tägliche Veranlassung zu Vergleichungen gab, ob sich die Einwohner, welche die Ehre hatten, königliche Unterthanen zu seyn oder die Bürger, die Pethion milde regierte, besser befänden; ja, jede unumgänglich nöthige, aber vom König anbefohlene Zwangsmassregel, die unter andern Namen auch in der Republik bestand, z. B. die allgemeine Bewaffnung zum Schutze gegen Frankreich, erregte im Königreich allgemeines Missvergnügen, während die Bürger der Republik sich derselben willig, ja mit Freuden und edlem Stolze, fügten, überzeugt, dass die Regierung ihre Waffen nie als Werkzeuge tyrannischer Absichten

missbrauchen dürfe. — Dieser, für Haïti's Geschichte höchst wichtige, bisher gänzlich übersehene Umstand trat freylich unmittelbar im Kaiserthum Mexico nicht ein; dem Kaiser Iturbide stand wohl eine Hütte der Unzufriedenen (wie es deren allenthalben giebt) entgegen, nicht aber einen organisirten, von einem trefflichen Vorstande (Pethion und Boyer) beherrschten Mexicanischer Freistaat gab es nicht; selbst in der benachbarten Ex-General-Capitania Guatemala war keinesweges ein ruhiger, aber allerwenigstens ein zur Nachahmung reizender Zustand eingetreten; ja, zwischen Mexico und Guatemala herrschte vielmehr eine nachbarliche Eifersucht, die noch jetzt nicht ganz erloschen scheint und bei Gelegenheit der Einverleibung des Staats Chiapa in Mexico öffentlich zu Sprache gekommen ist. — *) Allein eben so nachtheilig wie der Bestand der Republik Haïti auf die Neger-Monarchie, wirkte der innige Verkehr Nord-Amerika's und der dort, namentlich in Neu-Orleans laut geäusserte Wunsch — in Mexico eine republikanische Regierungsform eingeführt zu sehn. Sogar die Grossbritanische Regierung bezweifelte augenscheinlich die Haltbarkeit des Mexikanischen Kaiserthrons — und knüpfte erst, nachdem dort republikanische Formen eingeführt worden, diplomatische Verbindungen mit Mexico an, eine Thatsache, die höchst merkwürdige Folgerungen über die Absichten Grossbritaniens in Rücksicht der Amerikanischen

---

*) Anm. Ueber das bis jetzt in Europa gänzlich verkannte Verhältniss der Nachbarstaaten Mexico und Guatemala (Mittel-Amerika) wird eins der nächsten Hefte unserer Zeitschrift eine ausführlichere Mittheilung liefern. A. d. H.

Staaten herbeiführt. Die tiefe Politik des grossen Inselreichs erkennt das Eigenthümliche der Amerikanischen Staatsbildung aufs vollkommenste. — Sie fühlt, dass sich Monarchien in Amerika nur mittelst tyrannischer Maassregeln durchsetzen lassen und daher so wenig bestehn können, wie der Thron der Stuarts in England. — Um aber den Britischen Staatsbürgern einen sichern, vortheilhaften Verkehr mit dem neuen Welttheil, der demselben unermessliche Vortheile darzubieten vermag — zu schützen, bevördert man Republikanische Staatseinrichtungen, als die einzigen, die in Amerika haltbar sind.

Während der nachherige Negerkönig Christoph zu Cap Français als Koch diente, ward der nachherige Kaiser Augustin de Iturbide *) am 10. October 1784 von reichen angesehenen Aeltern Spanischer Herkunft geboren, in der von ergiebigen Silberbergwerken umgebenen Stadt Valladolid oder Mechoacan, die 26 Meilen westlich von Mexico, 6389 Fuss über der Meeresfläche in einem höchst milden Klima liegt und etwa 18000 Einwohner zählt. Der nachher gekrönte Neger schoss unerzogen zwischen rohem Pöbel auf, und lernte kaum so viel schreiben, dass er seinen Namen kritzeln konnte — Iturbide hingegen genoss der sorgfältigsten Erziehung, welche sein Vaterland nur darzubieten mochte, lernte gründlich Latein, Spanisch und Französisch und trieb auf der Hochschule Mexico nicht

*) Der Name Iturbide ist baskisch und bedeutet: der Weg zum Brunnen; wahrscheinlich waren also Iturbide's Voraltern freie Edelleute (Hidalgos) aus den baskischen Provinzen an Spaniens Nordostgränze, wo der Hafen Bilbao frühzeitig mit Mexico in Verkehr stand.
A. d. H.

ohne Fleiss die damals dort gewöhnlichen Studien. Frühzeitig schloss der liebenswürdige, wohlerzogene Jüngling, mit einer jungen Mexikanerinn, gleichfalls Spanischer Abkunft und von Adel, aus Neigung ein Ehebündniss und bezog dann seine einträglichen Güter in den paradiesischen, wohlbewässerten Thälern westlich von der Stadt Valladolid. Keinesweges ein unruhiger Kopf, keinesweges von den patriotischen Absichten durchdrungen, wie sie frühzeitig die grosse Seele eines Bolivars erfüllten, und mit dem, was in Europa vorging, in seinem dem stillen Meere nah liegenden Winkel fast unbekannt, dachte er so wenig an eine Revolution, als der Neger Christoph, wie er, ein Zambo, auf der Pflanzung Limonade seine schwarzen Brüder für französische Rechnung zur Arbeit peitschte. Selbst als im September 1810 die Revolution des Hidalgo (siehe Columbus 1825, 1r Bd. S. 282) in seiner Provinz Valladolid ausbrach, liess sich der reiche, in den glücklichsten Verhältnissen lebende Iturbide, damals kaum 26 Jahr alt, und Lieutenant ohne Sold bei einem Provinzialregiment durchaus nicht auf diese Umtriebe ein, die seine angesehene, mit den Spaniern in vielfacher Berührung stehende Familie, von welcher er noch abhängig war, nicht billigte und als eine Störung der Sicherheit des Eigenthums verabscheute. Unter diesen reichen Creolen herrschte überhaupt damals im Ganzen nur Zuneigung für Spanien. — Christoph hingegen, der schwarze Mohr (mauro negro) hatte nichts zu verlieren und war gleich einer der ersten, der sich der Empörung der Neger gegen die französischen Colonisten anschloss; dieser zeigte überhaupt, so lange er noch gesund und nicht von der Gicht gelähmt war, weit mehr persönliche Tapferkeit als der Mexikaner.

Durch diese Tapferkeit schwang sich der Neger gleich in den ersten Jahren der Revolution zum Brigade-General empor, während Iturbide gar nicht daran dachte, seinem erwachenden Vaterlande die Befreiung herbeiführen zu helfen. Vielmehr zeigte er sich dem Befehle des Spanischen Vicekönigs Apodaca gehorsam, der ihn zum Obersten eines Provincialregiments ernannte, an dessen Spitze er unter dem Oberbefehl des Spanischen General Don Jose Santa Cruz den Aufruhr in den Provinzen Valladolid und Queretaro dämpfen half, und sich überhaupt den Beifall und das Vertrauen der Spanischen Regierung in einem hohen Grade erwarb. Heldenthaten waren dieses nicht, denn Hidalgo und Morelos, die Oberhäupter der Insurgenten, waren Priester, welche den mit militairischer Einsicht geleiteten Angriffen der geübten Spanischen Truppen nicht zu widerstehn vermochten. Aber äussere Vortheile fielen gewiss dabei für Iturbide ab, es gab reiche Beute, allenthalben ward geplündert und er empfing gewiss auch einen beschiednen Theil von dem, was man den gottlosen Rebellen abnahm. Christoph hingegen liess sich durch die Franzosen nicht bethören, sondern schlug so wacker auf sie ein, dass sie capituliren mussten. — (s. Märzheft S. 254.) Nachdem Mexico im Westen durch Morelos Hinrichtung (am 5. Oct. 1815) beruhigt schien und nur noch im Osten der Teufel der Rebellion in Gestalt des allgemein verhassten Teran rumorte, nahm Obrist Don A. de Iturbide seinen Abschied und widmete sich bis 1820 wieder dem ruhigen Landleben. In dieser Periode aber trieben die siegberauschten Spanier, die nun ihre Macht in dem reichsten Lande der Welt wieder für Jahrhunderte vest begründet meinten, es gar arg mit allen, die nicht das Glück hatten, in

dem Mutterlande geboren zu seyn. Freilich wurden die reichen Creolen-Familien, wozu auch Iturbide gehörte, wenn sie sich, wie er, dem Spanischen Interesse ergeben bewiesen hatten, mit den Bedrückungen und Quälereien verschont, die man gegen Alle Uebrigen schonungslos verübte; aber nichts desto weniger bewiesen ihnen die Champetons (die gebornen Spanier) eine bedaurende Verachtung, erklärten sie öffentlich für eine Art von Halbmenschen, denen es an edlen Geistes- und Körper-Anlagen gebreche; kurz alle Creolen hatten mit Recht zu fürchten, dass, wenn nun endlich keine Verdächtige oder Verbannte (Guadalupe Vittoria, der jetzige Präsident, lebte damals in der Urwaldung versteckt und seine, so wie die Güter vieler andern vornehmen Creolen waren sequestrirt) zu plündern gebe, die Reihe auch an Iturbide et Consorten kommen werde. Diese bisher Spanisch gesinnten Mexikaner fühlten nur zu tief, dass mit den Spaniern doch am Ende nicht auszukommen sey, dass die wenigen Truppen der aufgeregten Volksmasse, aus der an mehreren Orten einzelne, aus Verzweifelnden gebildete Kriegsschaaren aufstanden, auf die Länge nicht würden widerstehn können. Alle Creolen ohne Ausnahme wünschten die Herbeiführung einer gesetzlichen Ordnung der Dinge, um die Sicherheit des Eigenthums vor den Diebsgriffen der herbeigeschickten Beamten zu begründen; sie wünschten, was nur bis dahin wenigen gewährt war, Theilnahme an den Staatsgeschäften und Aemtern; doch eine gänzliche Lostrennung von dem Mutterlande, daran dachten diese Gemässigten nicht. Dieser Gedanke wohnte in den Herzen der Verfolgten, Geächteten, Gemisshandelten, die theils in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, theils in Colombia, theils in verbor-

genen Schluchten des vielfach eingeschnittenen Gebirgslandes unter Noth und Elend das Leben fristeten und Rache gegen die Unterdrücker brüteten. Da erscholl 1821 die frohe Bothschaft, Ferdinand VII. habe, durch den Aufstand seiner Trnppen und seines Volks bewogen, von Neuem die Constitution beschworen, Spanien sey nun wieder eine constitutionelle Monarchie, auch Mexico solle Deputirte zu den Cortes senden und habe folglich Abhülfe aller Beschwerden und Bedrükkungen zu hoffen. Nun zeigten sich nicht nur unter dem Volke, sondern selbst unter den Spanischen Truppen sehr lebhafte Bewegungen, welche dem Vicekönig Apodaca und seinem Anhange gar nicht gefielen, und ihrer unumschränkten Gewalt den Umsturz drohten. Auch hatte dieser Apodoca von Ferdinand VII. die geheime, dem Vicekönig natürlich sehr angenehme Weisung erhalten, sich nicht durch das in den Zeitungen befindliche Geschwätz täuschen zu lassen; er solle vielmehr in Mexico die Proclamation der Constitution möglichst hintertreiben, vor allen aber auf geheimem sichern Wege die in der Mexikanischen Münze befindlichen Baarschaften nach Spanien zu senden, weil dort, um dem constitutionellen Unfuge ein Ende zu machen, Geld nothwendig sey. Der getreue Vicekönig suchte diesen Befehl auszuführen, und liess sogleich eine halbe Million blanke Piaster einpacken; aber wie sie fortbringen? Nach Vera Cruz war der Weg versperrt und Geldeinschiffung erregte dort Aufmerksamkeit; von dort aus wäre das Capital dem neuen Finanzministerium unfehlbar in die Hände gerathen; es musste also nach Acapulco, wo ein, wahrscheinlich Französisches, Schiff, bereits auf die schöne Fracht harrte. Aber in Zumpango, zwischen Mexico und Acapulco, stand der General Don

N. Armigo, freilich ein geborner Spanier, aber ein erklärter Anhänger der Constitution noch aus der Zeit des Heldenkampfes gegen Napoleon. Da gedachte der Vicekönig des guten schmiegsamen Obersten Don A. de Iturbide, den er für einen beschränkten Kopf und blinden Anhänger der servilen Parthei hielt, schmeichelte ihm mit der Ernennung zum General und Ober-Befehlshaber über die königl. Spanischen Truppen an die Stelle des Don Armigo, der in einem höflichen Schreiben abgerufen ward und zugleich durch eine höchst ehrenvolle vertrauliche Mittheilung. — Er, der General Iturbide, solle, wenn er mit starker Escorte aus Mexico nach Zumpango abgehe, um den Armigo abzulösen, zugleich die Geldkisten unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit nach Acapulco schaffen und dort im Geheim an Bord bringen. Im Bezirk seines Commando's solle er die Proclamation der Constitution durchaus verhüten, weil auch in Spanien der Bestand derselben nicht von langer Dauer sey. Während seines Landlebens hatte Iturbide manche interessante Bekanntschaft gemacht; einige von den Spaniern verfolgte Unglückliche hatten auf seinen Estancias Zuflucht gefunden, seine vornehmen einsichtsvollen Verwandte und Freunde hegten keinesweges die blinde Anhänglichkeit an den Vicekönig, die dieser ihm zutraute. Was war natürlicher, als dass er das ihm anvertraute, für das Wohl seines Vaterlandes so wichtige Geheimniss ihnen nicht verschwieg — und dass diese sogleich ihre Maassregeln nahmen? Indessen übernahm er, unter den heiligsten Zusicherungen der unverbrüchlichsten Anhänglickeit an Se. Majestät und dessen getreuesten Dienern, den ihm ertheilten Auftrag, zog am 14. Febr. 1821 früh Morgens mit Mannschaft und beladenen Mauleseln von Mexico aus

auf die Strasse nach Toluca, und der Vicekönig war voller Freude, seine geheimen Aufträge in so guten Händen zu wissen. Iturbide zog nicht die gerade, in von Humboldt's Neuspanien genau angebene Strasse, sondern durch mancherlei Thal- und Seitenwege bis nach dem kleinen Ort Iguala, der in einer öden Gegend, rings von Felsen eingeschlossen, 28 Meilen südwestlich von Mexico liegt. Dort traf er am 23. Februar 1821 ein, fand daselbst eine Anzahl vornehmer Creolen, worunter mehrere Verbannte waren, bemächtigte sich zuvörderst des ihm anvertraueten Geldes, gewann damit die unter seinem Commando stehenden Truppen und proclamirte bereits am folgenden Tage, den 24. Februar 1821, vorläufige Artikel einer neuen Regierungsform, unter dem Titel: Plan, zu Iguala entworfen; und die Unabhängigkeit des Mexicanischen Reichs von der Spanischen Monarchie. Die Vollziehungsgewalt sollte, bis eine constituirende Versammlung zusammengetreten sey, einer Regierungsjunta anvertraut werden. Mexico's constitutionelle Kaiserkrone sollte durch eine feierliche Gesandtschaft dem Könige Ferdinand VII., und im Falle sich dieser weigere, sie anzunehmen, einem seiner jüngern Brüder dargeboten werden; würden aber jene Bourboniden das Diadem verschmähen, so sollte der souveraine Congress einen Kaiser ernennen. Alle Bewohner Neu-Spaniens sollten als Bürger vor dem Gesetze gleich seyn, auch die Indianer, Mischlinge und Schwarzen; nur die Sklaven sollten Sklaven bleiben. Der Römisch-Katholischen Kirche wurden alle Vorrechte und Einkünfte als Staatsreligion und auch den Alt-Spaniern, die im Besitze eines grossen Theils des Grundeigenthums waren, ward dasselbe gesichert; auch sollten alle Staatsdiener im Amte bleiben! Diese ächt europäisch-

politische Versuch, es allen Partheien in Mexico recht zu machen, allen ein Beifalllächeln abzugewinnen, war natürlich nicht das Werk einer Conferenz von 24 Stunden; längst war er von der Parthei der vornehmen Creolen und in Mexico begüterten Altspaniern, einem Bravo, Bustamente, Negretto &c. entworfen und reiflich discutirt; Iturbide ward das Werkzeug dieser Parthei, weil sich durch ihn gerade die günstige Gelegenheit darbot, zu einer Summe baaren Geldes zu gelangen und weil man ihn bei seinen beschränkten Geisteskräften für lenksam hielt. — Wirklich fand der mit solcher Mässigung abgefasste Revolutionsplan von Iguala allgemeinen Beifall; er war denen, die nicht bei einer Revolution verlieren wollten, aus der Seele geschrieben; diese riefen ein entzücktes *ça ira*! und beeilten sich aller Orten der neuen Regierungsjunta, an deren Spitze der General Iturbide, dessen Name bis dahin nirgend erschollen war, als Präsident gestellt ward. Anders, nicht durch Intrigue, sondern unter drohender Gefahr und gleichsam mit gezogenem Schwerdte gelangte der Neger Christoph nach Dessalines Tode 1811 zur Herrscherwürde und musste sich noch dazu mit Republikanern herumschlagen (s. Märzheft, S. 256.)

Der betrogene Apodaca musste abdanken; nur mit Mühe behauptete sich der Spanische General Francisco Novella mit einem Truppencorps von höchstens 7000 Mann in der Hauptstadt. Weislich vermied Iturbide, der sich überhaupt durch seine Mässigung (also durchaus im Gegensatze mit dem anmassenden Negerherrschling) beliebt machte, obgleich sein Heer über 25000 Mann stark war, jedes Blutvergiessen und war bereits im August 1821 im ruhigen Besitze des grossen

Mexicanischen Reichs. In Veracruz behauptete sich noch der Spanische General Avila, als daselbst plötzlich ein neuer, von der constitutionellen Spanischen Re-Regierung abgeschickter Vicekönig O'Donaju auf dem bekannten, jetzt Mexikanischen Kriegsschiffe Asia von Havana anlangte. Dieser treffliche Spanier suchte auf dem Wege der Güte die reichste Colonie der Welt seinem Vaterlande zu erhalten. Er knüpfte mit dem Präsidenten Iturbide Unterhandlungen an; dieser liess ihn zu einer Unterredung nach Cordova, 38 Meilen nordnordöstlich von Mexico, einladen; der neue Vicekönig bestätigte vorläufig den zu Iguala entworfenen Plan und versah die Deputation, die nach Spanien abgehn sollte, um dort die Mexicanische Kaiserkrone auszubieten, mit Empfehlungen. Durch den Beitritt dieses Spaniers gewann die Parthei Iturbide's vollends die Oberhand; Avila zog sich mit seinen Truppen in das Hafencastel San Juan de Ulua; Novella übergab die Hauptstadt auf O'Donaju's Aufforderung und ward mit seinen Truppen nach Havana eingeschifft. Iturbide zog am 27. Septbr. 1821 mit O'Donaju triumphirend in die prächtige Hauptstadt ein, von allen Behörden, selbst von dem Erzbischofe in der Kathedrale feierlich empfangen. Iturbide erklärte bei dieser Gelegenheit öffentlich: „Nach vollbrachter Amtsführung, sehne er sich in den Schooss seiner Familie zurückzukehren, mit der süssen Hoffnung, dass sich Mexico's Volk zuweilen seines Freundes erinnern werde!!!" — Er stiftete nun eine Regierungsjunta von 38 Mitgliedern, an deren Spitze er als Präsident der Vollziehungsgewalt und als Oberfeldherr stand; auch berief er einen Congress nach Mexico. Alles war nun ruhig in Erwartung einer geneigten Antwort aus Spanien. Wäre diese erfolgt,

hätte damals (1821) ein Spanischer Prinz die dargebotene Kaiserkrone angenommen, wahrscheinlich wäre Mexico der Spanischen Krone verbunden, von dort mit Schätzen versehn, nicht in Verlegenheit, und welche Operationen hätten sich gegen Colombia von Mexico her ausführen lassen! Doch die constitutionelle Regierung, die damals Spanien beherrschte, verwarf den Vertrag von Cordova und hielt den König und die Prinzen ab, nach Mexico, wo ihnen Kaisermacht entgegenlächelte, zu wallfahrten. Auch war vielleicht die Britische Regierung diesem Erhöhungsplane, den Frankreich augenscheinlich beförderte, nicht hold. — Die günstige Gelegenheit verstrich — die abschlägige, stolze Antwort der Spanischen Regierung, die am 13. Februar 1822 kund ward, erbitterte die Mexicaner, war ihnen aber gar nicht unwillkommen, da sich nun das Reich unter dem vollen Scheine des Rechts für unabhängig und selbstständig erklären konnte.

Mittlerweile waren auch die verbannten Republikaner aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen oder in die Heimath zurückgekehrt; natürlich mit Erwartungen und Hoffnungen, die für den Augenblick nicht befriedigt, aber durch das Misslingen eines begütigenden Einverständnisses mit Spanien stark genährt wurden. Iturbide und seine nächsten Rathgeber suchten diese Gefährlichen entfernt zu halten und ihre Stimmen in dem um diese Zeit zu Mexico versammelten Congresse, der überhaupt unter sich entzweit war, zu übertäuben. Dieser Congress konnte sich nicht einig werden, ob Mexico eine Föderativ-Republik, wie die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ein Plan, der den meisten Beifall fand, und jetzt wirklich durchgesetzt ward, oder eine Central-Republik wie Colombia

bilden solle. — Indess erhoben sich in diesem Congresse (so wie in der am 13. November 1823 durch Pedro I. aus einander gesprengten Brasilischen General-Versammlung) viele Männer gegen die Durchsetzung der monarchischen Projekte, womit Iturbide und seine Umgebung seit der Revolution in Iguala umgingen. Diese hatten, fast von gleichen Ideen, wie Christoph und sein Vastey, im Jahr 1811 beseelt, durchaus die Absicht, Mexico zu einer Monarchie zu gestalten. Da sich im Congress keine Neigung zeigte die nun schon, durch die Verwerfung des Vertrags von Cordova Spanischer Seits, seit drei Monaten vacante Kaiserkrone dem Präsidenten Iturbide darzubieten, so brachte es dieser bei der Garnison der Hauptstadt Mexico dahin, dass dieselbe, ohne die Einwilligung des Congresses abzuwarten, ihren Ober-Feldherrn, als wären sie Römische Legionen, am 18. Mai 1822 zum Kaiser ausriefen, eine Sache, die mit etwas Geld und einigem vertheilten Branntwein abgemacht war. Der Strassenpöbel in Mexico stimmte natürlich in das Viva el Imperadore! kräftig brüllend ein. Der widerwärtige Congress ward entlassen, und ein neuer berufen, der, aus Creaturen des Usurpators zusammengesetzt, sich so gefällig erwies, wie der Französische Senat am 18. Mai 1804 *) gegen Buonaparte, und den Mexikaner Iturbide, der eigentlich gar keine Verdienste besass und keine Talente, nicht einmal Christoph's Kriegsmuth, gezeigt hatte, einmüthig unter dem Namen Augustin I. zum erblichen

*) Absichtlich scheint dieser Affe Napoleon's diesen Tag erwählt zu haben, ohne durch das Beispiel seines Vorbildes und des Negers Christoph gewitzigt zu seyn.

A. d. Vf.

Kaiser und seine Familie zu einer Kaiserlichen Dynastie. Mit grosser Pracht und Aufwande (allein an Zuckerwerk ward dazu für hunderttausend Piaster geliefert) erfolgte die Krönung am 21. July, aber der gehorsame Congress vergass es, die Gränzen der Kaisergewalt durch constitutionelle Verordnungen zu bestimmen. Die Provinzen, die fortwährend in ihrer Vereinzelung bestanden und für ihre Lokalbedürfnisse selbst sorgten, zeigten sich saumselig in Sendung ihrer Geldcontingente; die Reichen, wirklich zum Theil durch die Revolution und ihre Folgen vom Gelde eutblösst, verhehlten ihre Schätze; eine Anleihe war in England nicht zu Stande zu bringen; das Vorhandene ward vergeudet und also Geldnoth das erste Wahrzeichen der Macht des Kaisers Augustin. Dieser besass nicht das Talent der Sparsamkeit, wodurch sich Don Pedro I. behauptet, verstand es auch nicht, Schätze zu sammeln, wie Christoph, ob er gleich einen grossen Theils eines Gehalts und seiner Privateinkünfte opferte, und suchte im Ministerwechseln sein Heil. Mittlerweile ward eine Parthey des Congresses, zum Theil durch Republikaner bearbeitet, zum Theil empfindend, dass Iturbide doch eigentlich gar nicht der Mann sey, der zu regieren verstehe, völlig aufrührig, und ihre Gesinnungen wurden auch bei der Armee und in den Provinzen laut; da meinte der Kaiser, es sey Zeit, sich einmal recht kraftvoll zu offenbaren; am 22. August liess er 24 Congress-Mitglieder, z. B. Bravo, Alaman, Michalena etc. als Staatsverräther verhaften, und als der Congress sich dieser tyrannischen Massregel widersetzte, hob er die Versammlung auf und setzte an dessen Stelle einen Ausschuss desselben, eine *Junta instituente*, um mit derselben die Staatsangelegenheiten zu berathen. Alles ging

den Krebsgang, dem Kaiser fehlte das Talent, sich mit Männern von Kraft zu umgeben; er vertrauete Niemanden, weil er selbst Apodaca's Vertrauen so schändlich betrogen hatte; seine angesehene Freunden und Verwandte entfernte er durch Misstrauen, statt dessen umgab er sich mit Günstlingen aus der niedrigsten Klasse und mit einer Bande Ausländer, besonders Officieren, die ihn durch militairische Rodomontaden einnahmen. Auch der Sau-Türke Boyer, der jetzt in Griechenland unter Ibrahim gegen die Griechen streitet, und den sein Bruder, der Präsident in Haïti, freundlich aufnahm, aber deswegen kein Commando anvertraute, weil er früher in Französischen Diensten gestanden hatte, versuchte mit einigen Begleitern bei diesem Kaiser anzukommen; doch in Tampico erfuhr er, dass sich die Sachen geändert hatten, und kehrte nach Europa zurück.

General Santana, Sohn eines Handwerkers, der sich durch seine Verdienste emporgeschwungen, und nun das Observations-Corps bei Vera-Cruz gegen San Juan de Ulua commandirte, verabredete nämlich mit seinem früheren Gegner, dem General Echevarri, und mit dem reichen Patrioten Felipe de la Garza, der in seinem bevestigten Thale des Perote-Gebirgs dem Kaiser-Popanz nie gehuldigt hatte, Iturbide's Sturz, proclamirte am 2. März 1823 die Errichtung einer Bundes-Republik und forderte die Wiederherstellung des Congresses. Der jetzige Präsident Guadelupe Vittoria und der Marquis de Vivanco, Oberbefehlshaber zu Puebla de los Angelos erklärten sich, mit allen Kämpfern der frühern Revolutionen für die Republik. Iturbide, *)

*) Um diese Zeit sollen Madrider Commissarien in Mexico angelangt seyn, Iturbide sich aber geweigert haben, sich mit ihnen einzulassen, wenn sie nicht zuvor Mexico's Unabhängigkeit anerkennen würden. A. d. Vf.

auch von denen verlassen, die er für die Stützen seiner Herrschaft ansah, ward von einem sehr natürlichen Gefühl seiner Unfähigkeit, diesen Sturm zu bestehen, ergriffen; er wollte keinen Bürgerkrieg, weil er nicht im Stande war, ihn zu führen; er berief daher den von ihm verabschiedeten Congress, legte seine Gewalt am 20. März 1823 in dessen Hände und entband die Mexikanische Nation ihres geleisteten Eides. Der Congress bewilligte ihm persönliche Freiheit, den fortwährenden Genuss seiner Besitzungen und einen Jahrgehalt von 30000 Piastern unter der Bedingung, dass er, der Exkaiser, sein Gehalt ruhig in Italien verzehre und nicht wieder nach Mexico zurückkehre. Ein Bremisches Schiff brachte ihn mit seiner Gattinn und seinen acht Kindern nach Livorno, also zufällig in die Nähe der als Kaiserhaft berüchtigten Insel Elba. So endigte der Mexikanische Herrschling seine unrühmliche Laufbahn, die er mit der List eines Fuchses begonnen hatte und bestätigte das alte, wahre, manchem entsetzliche Wort:

Wahrlich, was nicht gut begonnen
Endet nimmer, nimmer gut.

Der abgesetzte Kaiser entkam mit heiler Haut dem gefährlichen Thronsitze und zwar mit einem jährlichen Einkommen, welches ihn und die Seinigen vor aller Sorge sicherte. Doch leider kam er nach Europa, der unerfahrne, dem das Leben und Treiben unserer grossen Welt ganz unbekannt war. Neugier, auch einmal einen Amerikanischen Exkaiser, (Exkönige hat man dort die Fülle) zu sehn, sein Reichthum, seine gute Tafel zogen ihm in Italien eine Menge Schmarotzer über den Hals; unter diesen auch einige der Schächer,

deren ganzes Streben keinen andern Zweck hat, als sich wichtig zu machen. Diese stachelten den thörichten Mann, die Rolle des Napoleons-Affen ganz zu Ende zu spielen. Dass diese Schächer wirklich Aufträge an ihn gehabt haben sollten, steht nicht zu glauben; sie wussten aber den eitlen Mexikaner einzureden, dass sie Aufträge an ihn hätten. Auch erhielt er Briefe aus Mexico, die jene Schmeicheleien einigermaassen zu bekräftigen schienen. Dort hatte nämlich die Republikanische Parthei, die doch nicht so ganz umsonst zehnjähriges Elend wollte geduldet haben, bei Gelegenheit der Entdeckung der royalistischen Umtriebe eines Franzmanns, Namens Lamotte — alle gebornen Spanier (9000 an der Zahl) nebst einigen Franzosen aus dem Lande getrieben und deren liegende Güter sequestrirt; diese und ihre Anhänger, so wie auch ein Theil der Geistlichkeit und der Soldtruppen, seufzten nun nach dem guten Helden von Iguala. Durch wachsame Agenten, welche der Mexicanischen Regierung in Italien und in England dienten, erfuhr diese schleunig, dass Iturbide plötzlich mit seiner Familie Italien verlassen habe und nach England reise, um sich dort einzuschiffen. Ungesäumt erklärte nun der Congress, (Vittoria Guadalupe, ein kräftiger, in der Schule der Leiden hart geprüfter Mann, stand bereits an dessen Spitze,) den Verbannten am 28. April 1824 in die Acht und für vogelfrei, und befahl allen Militair- und Civilbehörden, ihn, so wie er das Land beträte, ohne alle vorgängige Procedur, als den Erweis, dass er wirklich Augustin de Iturbide sey, — todt schiessen zu lassen. Ein gleiches ward in Rücksicht aller seiner Anhänger und eines jeden, der die Invasionsplane fremder Mächte begünstige, anbefohlen. Indessen schiffte

sich Iturbide *) mit seiner Gattin, zwei Söhnen, dem Obersten Benesky, aus Westpreussen gebürtig, der ihm schon in Mexico gedient hatte, und einigen andern Adjudanten und Bedienten, zu Southampton auf dem Britischen Schiffe Spring, Capitain Quelch, am 9. May ein. Während er sich auf der Reise befand, brach am 28. May an der westlichen Seite von Mexico im Bundesstaat Xalisco (Guadalaxara) ein Aufstand zu Gunsten des Iturbide aus; Truppen unter dem General Quintanar rebellirten, von einem Neffen des Iturbide, Garcia (mit dem obenerwähnten Don Felipe de la Garza nicht zu verwechseln) und einem Deutschen Offizier, Baron Rosenberg, dazu angespornt. Marschall Bravo, der jetzige Vicepräsident, (wie la Garza, Iturbide's persönlicher Widersacher,) zerstreute die Meuterer, besetzte am 13. Juny, unter dem lauten Zujauchzen des Volks, die Hauptstadt Guadalaxara, und liess den Garcia, den Baron Rosenberg und andere Rebellen ergreifen und niederschiessen. Dem rüstigen General Felipe de la Garza war die Bewachung der östlichen Küste anvertraut. Dieser näherte sich Iturbide's Schiff am 28. Juny, es war aber dem Exkaiser nicht möglich, Nachrichten über die Stimmung

---

*) Iturbide liess vor seiner Abreise aus England eine Denkschrift in Spanischer Sprache drucken, (Englisch unter dem Titel: *A statement of some of the principal events in the public life of Augustin de Iturbide, written bey himself.*) aus welcher ziemlich sichtlich erhellt, dass er selbst nicht eigentlich wusste, was er in Mexico wollte! Die ganze Schrift hat einen gewissen Ton der Zurückhaltung — um ihr einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben. Die Entladung der Maulthiere, die eigentliche Heldenthat von Iguala, ist verschwiegen. — A. d. Vf.

der Einwohner einzuziehn. Am 1. July ward bei Soto la Marina, nördlich von Veracruz, im Staate Tamaulipas (sonst Nuevo San Andreo,) Anker geworfen. General de la Garza erfuhr sogleich die Ankunft des Schiffes mit der Meldung, es befänden sich zwei Fremde an Bord, von Irländischen Kaufleuten beauftragt, einen Colonisationsplan mit der Mexicanischen Regierung zu verabreden. Tags darauf kam der Oberst Carl von Benesky ans Land und zum General. Dieser erkundigte sich nach Iturbide; Benesky antwortete: Iturbide habe zur Zeit seiner Abreise, eingezogen mit der Familie in England gelebt — und Garza lud ihn nun ein, auch seinen Freund ans Land zu führen. Tags darauf landete Iturbide verkleidet und verhüllt mit seiner Familie und seinem Gefolge, begab sich aber nicht nach Soto la Marina, sondern nach Paraje de los Arroyos, 4 Meilen von Soto la Marina. Das Englische Schiff Spring stach sogleich wieder in See, — und der Capitain verbreitete in Havana die Nachricht: Iturbide sey von den Truppen mit lautem Jubel als General - Capitain begrüsst. — General de la Garza zog mit einer Truppen - Abtheilung den Ankömmlingen entgegen, traf sie am Strande, entdeckte den verkleideten Iturbide und dieser äusserte gegen ihn: „er habe blos seine Frau und seine zwei Söhnchen bei sich!“ — De la Garza führte darauf die Gesellschaft unter starker Bedeckung nach Soto la Marina und Tags darauf nach dem 8 Meilen westlich von Soto la Marina gelegenen San Antonio de Padilla, wo die Generalversammlung des Staats Tamaulipas gerade ihre Sitzungen hielt. Dieser übergab der Mexicanische General seine Gefangenen, die er mit der unverzüglichen Vollziehung des Todesurtheils verschont hatte,

weil sie wehrlos ihm in die Hände gerathen waren. Die General-Versammlung des Staats beschloss aber einstimmig, dass die von dem Congress gegen den Augutsin de Iturbide ausgesprochene Achtserklärung ungesäumt und ohne weitere prozessualische Förmlichkeit an dem Verhafteten vollziehen zu lassen, und der unglückliche Exkaiser ward ohne Verhör noch am Abend des 10. July, wo er Morgens in Padilla angelangt war, nachdem er dem Stadtpfarrer (Jose Miguel de la Garza Garcia) gebeichtet hatte, um 6 Uhr, also noch vor Sonnen-Untergang durch 6 Grenadiere vom Regiment Xalisco niedergeschossen und Tags darauf neben der Pfarrkirche begraben. — Seine unglückliche Gattin, sie ward mit grosser Menschlichkeit behandelt, hatte man in Soto la Murina zurückgelassen. Ihr ward nebst ihren Kindern von dem Congress eine Pension von 8000 Piastern ausgesetzt, welche sie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika verzehrt. Oberst von Benesky und Iturbide's übrige Begleiter wurden nicht, wie damals unsere öffentlichen Blätter meldeten, gleichfalls erschossen, sondern blos fortgeschickt. Zu Gunsten des Obersten, dessen spätere Schicksale uns nicht bekannt sind, erliess der edle Alex. von Humboldt, unter dem 6. November 1824, ein Schreiben an den Mexikanischen Präsidenten Guadalupe Vittoria; aber der Oberst von Benesky war, ehe dieser Brief anlangte, aus Mexico fortgeschickt.

So endete die Kaiserherrschaft Augustin I. über Mexico, so wie Heinrich I. Königsgewalt über Haïti, mit einer blutigen Katastrophe, die beider Orten bewies, mit welcher Entschlossenheit daselbst die republikanische Regierungsformen durchgesetzt werden. Dass Iturbide, wenn er sich vorsichtig benommen hätte,

im Jahre 1824 mehr ausgerichtet haben würde, ist höchst unwahrscheinlich; selbst wenn es ihm gelungen wäre, ganz im Geheim zu landen, würde sein Schicksal gewiss eben so traurig ausgefallen seyn und er vielleicht nur noch einige Menschen mehr unglücklich gemacht haben.

Beide Amerikanische Herrschlinge warnen durch ihr unglückliches Schicksal Alle und Jeden vor ähnlichen Versuchen; selbst dem einzigen annoch in Amerika vorhandenen gekrönten Haupte scheinen ähnliche Gefahren zu drohen und sehr unterrichtete, unpartheyische, unbefangene Männer zweifeln sehr, ob der Brasilische Thron viel vester begründet sey, als jener Haïtische und Mexikanische. Doch eben so gewiss ist es, dass der Umsturz des Brasilischen Throns traurige Zwiste zwischen den einzelnen Brasilischen Provinzen herbeiführen und das wenige Gute, was dort im Staatsverein besteht, und jeden Keim der Veredlung vernichten würde. Auch muss man nicht vergessen, dass Brasilien das einzige eigentliche Sklavenland in Amerika ist — (in Westindien sind nur Sklaveninseln) und dass sich also dort die Schrecken eines Bürgerkrieges, wie er in den Platastaaten wüthete, mit den Gräueln einer Sklavenempörung, wie die, welche S. Domingo verheerte und Cuba jetzt befürchtet, schauderhaft vereinigen könnte! — Und ein Land, wo dergleichen zu besorgen ist, schildern Menschenhändler wie ein Paradies und suchen dahin Colonisten zu locken! —

Paul Hancke.

Brasiliens Kaiser.*)

Aus einem Schreiben vom 14ten December 1825.

Pedro I., geboren den 12. October 1798, also 27 Jahr alt, ist 5 Fuss 4—6 Zoll gross, von blühender, fast bräunlicher Gesichtsfarbe, etwas blatternarbig, vest gebaut und von unglaublicher Muskelstärke, enthaltsam im Essen und Trinken, auch bedarf er nur wenig Schlaf; ausserordentlich thätig; keine Behörde ist bei Tag oder Nacht einen Augenblick sicher, von ihm überrascht zu werden; er verlässt sich, ohne misstrauisch zu seyn, auf Niemand, sondern sieht allenthalben mit eignen Augen, ohne in den Fehler kleinlicher Vielthuerey zu verfallen. Die Staatsgeschäfte wurden zur Zeit der Portugiesischen Herrschaft ungemein schläfrig betrieben; der Kaiser hat aber eine völlige Veränderung im Gange derselben bewirkt. Wenn eine Expedition beschlossen ist, so lässt er sich nicht Zeit zum Essen oder Schlafen, bis sie abgesegelt ist. Alle Zeughäuser der Land- und Seemacht besucht und untersucht er selbst. Er begiebt sich an Bord aller Transportschiffe und befragt die Officiere und Truppen in Rücksicht ihrer Einrichtung und ihrer Bedürfnisse; am Tage der Abfahrt fährt er mit seinem Dampfboot zwischen den Schiffen herum und begleitet sie aus dem Hafen, bis alle denselben verlassen haben. Er besitzt Talente; versteht trefflich Latein; aber ausser seiner Muttersprache (Portugiesisch) spricht er nur Französisch und hat es gern, dass jemand Portugiesisch redet. Der Portugiesische Hof, an welchem er erzogen, hatte eine

*) Man vergleiche Schäfers Brasilien S. 377. und Columbus I. 240. II. 299.

Abscheu vor neuen Sprachen. Latein ward desto eifriger betrieben und selbst seine beiden an Spanische Infanten (Ferdinand VII. Brüder) verheirathete Schwestern (Maria Theresia, geb. den 27. April 1793, Wittwe seit 1812, und Maria Franziska, geb. den 22. April 1800) verstehn und schreiben so gut Latein als ihre Muttersprache. Er spielt sehr fertig die Flöte und componirt; viele seiner Musikstücke werden in der Kaiserlichen Kapelle aufgeführt, die er setzte, als er noch nicht so beschäftigt war, wie er jetzt ist; — alle athmen einen raschen Geist und sind voll neuer, kühner Gedanken; man hört sie auch im Vorhofe des Palastes an den Hoftagen. Pferde, Hunde und Paraden liebt er leidenschaftlich; mit grosser Geschicklichkeit fährt er selbst mit Vieren, und selbst in England würde er unter den Mitgliedern des Whip-Clubs glänzen; er fährt immer selbst, ausgenommen bei Feierlichkeiten. Die Art, wie er die Regierung betreibt, möchte in Europa, am wenigsten in England, ausführbar seyn; in Amerika verdient sie sicher Beifall. Freitags ist in der Regel öffentliche Audienz, obgleich ihn auch jeden Tag in der Woche jeder, auch der Geringste im Volke, sprechen kann, wenn er Abends ausreitet oder von seinem Ritt zurückkehrt; aber Freitags Morgens um 9 Uhr ist der Tag und die Stunde, wo jeder, der höchste wie der niedrigste, sogar der Bettler in Lumpen, Fremde und Eingeborne, in den Audienzsaal, ohne Unterschied und ohne Ausnahme zugelassen wird, wo der Kaiser Bittschriften annimmt, eines jeden Klagen anhört und jedem antwortet. Die Minister stehn gemeiniglich in einer Reihe links vom Throne; beklagt sich der Gehörsuchende über ihre Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit, so giebt der Kaiser dem beschuldigten

Minister ein Zeichen, und dieser muss vor den Thron treten und seine Sache mit dem Klagenden ausmachen. Dieses war jede Woche seine Weise, seitdem er die Regierung im Juny 1821 übernahm. — Da er aufrichtig wünscht, einem Jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so wird er auch wohl dabei beharren, da er kein anderes Mittel kennt, diesen Zweck zu erreichen. Aehnliche Audienzen ertheilt die Kaiserin, des österreichischen Kaisers erhabener, hochgebildeter Sprössling (geb. den 22. Jan. 1797) an demselben Tage in einem andern Theile des Pallastes; während sich der Kaiser im Audienzsaale befindet, hört sie das Flehn der Armen, und spendet wöchentliche Allmosen. Wenn Unpässlichkeit sie an diesem Tage abhält, so vertritt eine Kammerfrau (Hofdamen hat sie nicht!) — ihre Stelle, damit die Unglücklichen nicht in ihrer Hoffnung getäuscht werden. Sie spricht bekanntlich fast alle Europäische Sprachen fertig. Der Kaiser liebt seine Gemahlin und seine kleine Familie aufs innigste; aber er verzieht sie nicht und hat keine Nachsicht mit ihren Fehlern. — Ein am 1. März 1821 geborner Prinz starb im ersten Lebensjahre. Die Kaiserinn gebar seitdem vier Töchter *). Sehnlichst wünschte sich der Kaiser einen Thronerben; am 2. December d. J. ward ihm ein starker schöner Knabe geboren; die Hebamme verkündigte ihm die frohe Bothschaft. „Geht wieder hin, sagte er, und besieht das Kind recht, damit kein Irrthum obwalte.“ Die

---

*) Anm. Maria du Gloria, geb. den 4. April 1819. — Maria Janeira, geb. im März 1822. (Diese Prinzessinn ist noch in keinem genealogischen Kalender aufgeführt.) Pauline Marie, geb. den 17. Febr. 1823. — Franziska Caroline, geb. den 2. Aug. 1824. Der Prinz heisst Don Pedro von Alcantara.

Frau wiederholte ihre Versicherung. Da rief er mit Entzücken: Bringt ihn her! warf dann Schuhe und Strümpfe ab, und voll Demuth und Dankbarkeit trug er das Kind barfuss zum Altar des heiligen Johannes in die Kapelle und weihte es dem Herrn in einem stillen Dankgebet unter Freudenthränen. Wahrlich, ein Fürst von so tiefem reinen Gefühl verdient — was auch das Schicksal über ihn verhängen mag — die Schmähungen nicht, womit seine Feinde in Amerika in lügenhaften Berichten von seiner Tyrannei und Herrschsucht ihn überhäufen und womit sie den Gemeingeist der Brasilier zu vergiften suchen. Ausgemacht ist es, dass dieser Kaiser, der einzige Fürst in Amerika, einen schweren Stand hat, und dass es ungeheure Anstrengungen und grosser Staatsklugheit bedarf, um sich auf dem Throne zu behaupten. Ohne ihn versinkt Brasilien höchstwahrscheinlich in Anarchie; die Provinzen werden zersplittert und das Reich hört auf, sich gross und herrlich zu entwickeln. Selbst die grosse See-Macht in Europa scheint nicht zu wünschen, dass sich in Amerika eine mächtige Monarchie entwickele und namentlich auch durch eine Marine furchtbar werde, und sich deren Vormundschaft entziehe. Höchst widerwärtig ist die bereits zum Ausbruch gekommene Fehde mit den Platastaaten, deren Ausgang höchst zweifelhaft ist, da bekanntlich Grossbritanien eine ganz besondere Vorliebe für Buenos - Ayres zeigt. Sir Charles Stuart hat in Rio de Janeiro erfahren, dass Pedro I. einen vestern Sinn hat, als die Portugiesische Regierung, und sich das nicht von Grossbritanien bieten lässt, was derselben seit einem Jahrhundert von Grossbritanien geboten ward. Männlich und lobenswerth ist das allerdings; aber wer es gut mit Brasilien und

dessen Kaiser meint, dem flösst dieses Benehmen doch unter den jetzt obwaltenden Umständen Besorgnisse ein. Beistand aus Europa würde erbittern — und ist auch keineswegs zu erwarten, da man ja selbst Spanien in Amerika ohne Beistand lässt und lassen muss. Nur der Monarch, der Friede hat mit seinem Volke — braucht eine Welt in Waffen nicht zu fürchten. Pedro, der Präsident des Brasilischen Volkes — würde in diesem Falle seyn — aber der Fürsten-Sohn, der Kaiser . . . . (Wahrscheinlich ruft der Tod des Königs von Portugal dessen legitimen Erben nach Lissabon!!!)

Schreiben aus Buenos-Ayres,

vom 18. December.

Als wir am 10. September des vorigen Jahrs die Ehre hatten, Sie durch unseren Bericht von dem Stande der hiesigen Angelegenheiten und dem Gange der Geschäfte zu unterrichten, fanden wir die bekannten Streitigkeiten zwischen den Plata-Provinzen und dem Kaiser von Brasilien von zu untergeordnetem Interesse, als dass uns dieser Gegenstand eine besondere Erwähnung zu verdienen schien. Aus den letzt angelangten Englischen und Französischen Zeitungen vom September und October haben wir nun ersehen, dass diese Sache in Europa Aufsehen erregt hat, das sie bis dahin in der That nicht verdiente. Wir haben Grund zu befürchten, dass solche entstellte und übertriebene Gerüchte manchen unserer Freunde in Deutschland zu unnützen Besorgnissen über ihr Eigenthum veranlasst haben können, und glauben uns daher um so mehr zu gegenwärtiger Mittheilung verpflichtet, als jene Streitigkeiten jetzt erst einen ernsthaften Charakter angenommen haben und nach der gemachten Erfahrung zu er-

warten steht, dass die Sache in der Entfernung schlimmer geschildert werden wird, als sie in der Wirklichkeit ist. — Da sich die Europäischen Zeitungen mit den hiesigen Angelegenheiten so sehr zu beschäftigen scheinen, so dürfen wir den Sieg am Sarandi, welchen die Patrioten im Monat October über die Brasilianer erfochten haben, als bekannt voraussetzen, eben so die bald darauf erfolgte Kriegserklärung des hiesigen Gouvernements. — Nach den neuesten Berichten aus Rio-Janeiro hat diese Kriegserklärung den Kaiser sehr entrüstet, und aus seinen gleichfalls getroffenen Anstalten wäre zu schliessen, dass er die Herausforderung anzunehmen gesonnen ist. Wenn man weiss, dass die Banda Oriental — der jetzige Zankapfel — eine der schönsten und gesegnetsten Provinzen Süd-Amerikas ist, und dass Montevideo, die Hauptstadt und Vestung der Provinz, der Schlüssel zum Plata-Strom ist, so kann es nicht verwundern, wenn der Kaiser eben so vielen Werth darauf legt, dieses Land für sich zu behaupten, als die benachbarten Republiken beeifert sind, es ihm zu entreissen.

Bis jetzt hat sich gezeigt, dass der Kaiser zu Lande nichts vermag gegen die Patrioten (in Rio-Janeiro heisst man sie Rebellen), welche ohne grosse Mühe sich zum Meister der Banda Oriental gemacht haben, mit alleiniger Ausnahme der zwei Plätze, Montevideo *) und Colonia do Sacramento, welche noch in Kaiserlicher Gewalt sind. Allein Brasiliens Ueberlegenheit zu Wasser ist vor der Hand unbezweifelt, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass es sich derselben bedienen wird, um die diesseitigen Provinzen durch Sperrung des Flusses zu züchtigen. Wir haben dem-

*) Montevideo scheint sich schon ergeben zu haben. A. d. H.

nach zu erwarten, dass unsere überseeischen Verbindungen für eine kurze Zeit unterbrochen werden könnten. Wir sagen für eine kurze Zeit: denn nach Allem scheint der Liberador Bolivar disponirt, die Schwester-Provinzen am Platastrom mit Land- und Seemacht zu unterstützen, falls der Kaiser von Brasilien sich nicht gutwillig in die Abtretung der Provinz fügen sollte. Ausserdem hat das hiesige Gouvernement nach England Bestellung gegeben auf drei armirte Kriegsbriggs, die in kurzer Zeit eintreffen müssen. Es stehet demnach zu hoffen, dass sich die beiden streitenden Partheien auch zu Wasser bald das Gleichgewicht halten werden.

Inzwischen hat sich das 3000 Mann starke Hülfs-Korps der Plata-Provinzen bereits in Marsch gesetzt, um vereint mit den Patrioten der Banda Oriental in die angränzende Brasilische Provinz Rio-Grande einzudringen, und somit den Krieg auf Brasiliens eignen Boden zu wälzen. Dass es in Brasilien nicht an Zündstoff zu einer Revolution fehlt, ist bekannt; die Patrioten werden dieses wohl zu nützen wissen, und ist die Flamme nur erst angeblassen, so könnte leicht geschehen, dass Don Pedro sein Kaiserreich verliert, während er eine Provinz desselben zu behaupten strebt, an die er nicht einmal ein erwiesenes Recht hat.

Es steht nun zu erwarten, ob der Kaiser der Klugheit Raum geben, und verzichten wird, auf das, was er doch am Ende nicht behaupten kann, oder ob er zum Kriege gehen und dadurch seine Existenz aufs Spiel setzen will. Noch sind die Meinungen über die Parthey, welche Don Pedro ergreifen wird, hier sehr getheilt; alle aber vereinigen sich in dem Wunsche,

dass es zum Krieg kommen möge, denn je hartnäckiger sich Se. Maj. anlassen wird, desto besser arbeitet sie den hiesigen Republiken in die Hände. Man hat sich mit dem Gerüchte getragen, dass Sir Charles Stuart mit Vermittelungs-Vorschlägen von Rio sich hieher begeben werde; dieses Gerücht hat sich nun widerlegt. Uebrigens hat sich bei dieser Gelegenheit die öffentliche Meinung deutlich ausgesprochen, und wir können sagen, dass Sir Charles hier wenig Dank erndten würde für den letztgeschlossenen Traktat zwischen Brasilien und Portugal, durch welchen Amerika aufs Neue mit einem, obwohl sehr schwachen Faden an Europa geknüpft ist. Gerade das ist's, was man hier nicht will, und warum der Kaiser, auch wenn er sich hält, stets ein Dorn im Auge bleiben wird. — Sollte es übrigens zur Sperre kommen, so entsteht die zweite, nicht unwichtige Frage, ob England und Nord-Amerika sich gutwillig darin fügen werden, was allerdings noch nicht so ganz ausgemacht ist. Wir in unserm Theil werden in diesem Falle thun, was nach unserm besten Wissen den Umständen am angemessensten ist.

Eine Sperre des hiesigen Flusses dürfte übrigens bei mancher Inconvenienz doch die gute Folge haben, dass die alten Läger zu vortheilhaftern Preisen geräumt werden könnten: ein Vortheil, der die Nachtheile der Blockade theilweise aufwiegen würde.

In Geschäften ist es ausserordentlich stille. Diese Stille im Geschäft hat übrigens mit den politischen Verhältnissen unseres Platzes durchaus nichts gemein, indem der Verkehr zu Wasser und zu Lande bis diese Stunde nicht die geringste Unterbrechung erlitten hat, obwohl wir vier Monate lang eine Brasilische Eskadre

auf unserer Aussen-Rhede liegen hatten. Wohl aber bemerkt man, dass die Käufer aus dem Innern fehlen, was um so bedenklicher ist, als wir uns eben jetzt in der Jahreszeit befinden, wo diese Besuche zu erwarten wären. Auch waren die Zufuhren von Aussen her seit mehreren Monaten im Ganzen genommen beschränkt, und der Platz hätte sich erholen können, wenn nur einiger Abzug Statt gefunden haben würde.

Unsere letzten Berichte aus Lima gehen bis zum 20. October. Die Geschäfte schienen sich dort zu bessern, und für Nord-Amerikanisches Mehl wurde der enorme Preis von 20 Dollars per Fass an Bord zuletzt bewilligt. Callão war noch immer in Händen der Spanier, übrigens enge blokirt.

Montevideo hat vorerst aufgehört ein Handelsplatz zu seyn, indem alle Geschäfte darnieder liegen. Die wohlhabendsten Einwohner haben sich hieher zurückgezogen, um den Ausgang des Streits hier abzuwarten, und den möglichen Quälereien des Brasilischen Commandanten aus dem Wege zu seyn.

(*Alt. Merk.*)

Ernstliche Warnung,

die Auswanderung nach Brasilien betreffend.

(**Begleitet von einer brieflichen Mittheilung des Herrn Doctor von Martius in München.**)

„NB. Alle Redactionen, namentlich Süddeutsche Blätter, würden vielleicht dem deutschen Volke einen Dienst leisten und Unheil verhüten, wenn sie diese Warnung durch Abdruck zu verbreiten suchten!“

Die Bremer Zeitung vom 11. März enthält aus dem in Rio de Janeiro erscheinenden Diario fluminense, die Anzeige, dass daselbst am 8. Nov. v. J. ein Niederländisches Schiff, Friedrich Heinrich, mit 360 Ausgewanderten, meistens Landleute mit Weib und Kindern, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, angelangt und von der dortigen Colonisationsbehörde aufs Beste aufgenommen sey. Voll Entzücken über diese Aufnahme hätten die Colonisten versichert:

„der Ruhm der Tugenden Sr. Königl. Majestät und die Gesundheit und Wohlfahrt des Brasilianischen Gebiets sey in Europa so allgemein bekannt, — dass in kurzer Zeit die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands freiwillig auswandern und, wie sie, den Schutz einer väterlichen Regierung aufsuchen werde."

Jeder gebildete Mann, der mit den obwaltenden politischen Verhältnissen Brasiliens nur einigermassen bekannt ist, empfindet die grobe Rodomontade dieser noch dazu dem Munde ununterrichteter Menschen eingelegten Aeusserung. Wer die Tendenz der Brasilischen Hofzeitung, dieses Diario fluminense, kennt, weiss, dass es kein Blatt in der Welt giebt, welches sich ärger durch die elendesten Schmeicheleien und erbärmlichsten Kriechereien versündigt, und dass gerade nichts dem Ruf des Brasilischen Kaisers und seiner Regierung mehr schadet, als diese Hofzeitung durch ihren Posaunenton. — Wir sind hier leider in Hamburg von dem Schicksal der Unglücklichen, die jenem lockenden Rufe, trotz der auch von unserer Regierung erlassenen ernsten Warnungen*) folgten, nur zu sehr durch die un-

*) Anm. Man sehe die Mandate E. Hochedlen Senats vom 30. July 1824 und die Bekanntmachung vom 14. Februar

widerlegbarsten Zeugnisse ehrenwerther Augenzeugen überzeugt; es giebt leider in Hamburg Familien genug,

---

1825. Diese lautet, wie folgt: „Einem Hochedl. Rath sind mehrere zuverlässige Nachrichten über die Schicksale der Auswanderer als Colonisten für entfernte Welttheile zugekommen, die es Ihm zur Obrigkeitlichen Pflicht machen, nicht nur Seine frühere Bekanntmachung vom 30. July v. J. und die darin enthaltenen erneuerten Verbote der Werbungen zu fremden Kriegsdienst und der Colonisten hiemit wiederholend einzuschärfen, sondern auch alle und jede unserer Stadt Einwohner und Angehörige und die hier ankommenden Fremden gegen alle Theilnahme auch an freiwilligen Auswanderungen in entfernte Weltgegenden, wobei sie sich einem ungewissen Schicksal Preis geben, hiemit zu warnen.

Nach einer langwierigen und um desto mehr in gedrängten Transporten, in Verbindung mit Menschen aller Art, beschwerlichen Ueberfahrt, wenn sie sie überstehen, würde ihr Schicksal bei ihrer Ankunft im fremden Lande nicht von ihrer Wahl abhängen.

Auch als Colonisten im fremden Lande zugelassen, würden ihnen die verschiedenen Sitten, Klima, Gesetze und Landesart, alles verschieden von dem, was sie im Vaterlande kannten, entgegenstehen. Sie würden ihr Land ganz anders, als wie es ihnen im Vaterlande bekannt gewesen, bestellen müssen; sie würden sich die Erzielung solcher Landes-Produkte zum Geschäft machen müssen, die ihnen bis dahin, grossentheils auch schon dem Namen nach, so wie deren Behandlung, unbekannt waren.

Dieses ist es, was E. Hochedler Rath allen Beikommenden, die zur Auswanderung in fremde entfernte Welttheile sich geneigt finden oder dazu verleitet werden möchten, zu ihrer Warnung bekannt zu machen, sich bewogen gefunden hat.

Er erklärt zugleich hiebei: dass die bestehenden Verordnungen gegen alle Werbungen und Seelenverkäuferei genau beobachtet und die dieserhalb angedroheten Strafen aufs strengste gegen die Contravenienten in Anwendung gebracht werden sollen.

Gegeben in Unserer Rathsversammlung, Hamburg, den 14. Februar 1825."

die bittere Thränen weinen, weil ihre Angehörigen sich nach dem neuen Lande verlocken liessen — und jeder hat Gelegenheit sich hier in unserm Hafen zu erkundigen, wie es jetzt in Brasilien aussieht, wie es dort den Colonisten und namentlich denen, die dort als Soldaten grausam gemisshandelt werden — ergeht. Selbst für die dahin deportirten Verbrecher findet man die Strafe, in Brasilien als Soldat dienen zu müssen, gar zu hart. Dennoch vernehmen wir mit Schauder, wie auch die Ankunft jenes Schiffs aus Holland beweist, dass in Süddeutschland, besonders am Rhein, in Würtemberg, in Baiern etc. sich unter den dortigen, thätigen und unternehmenden Landleuten noch fortwährend die Neigung zeigt, nach **Brasilien** auswandern zu wollen, dass in diesen Gegenden eine Bande Verführer umherschleicht, die mit solchen Anzeigen, wie sie die Brasilische Hofzeitung liefert und die hier in Hamburg nur Verachtung und Abscheu erwecken, versehn, jene nicht unterrichteten Menschen zu täuschen und nach Brasilien zu locken suchen, dem einzigen Lande in Amerika, wo noch eine bedeutende Bevölkerung zu finden ist, welche alle Deutschen hasst, anfeindet, verfolgt, weil sie dieselben als Widersacher ihrer angelegentlichsten Wünsche betrachtet. — Freilich wird in Brasilien den Colonisten Land, d. h. Wildniss, angewiesen, und sie werden verpflegt, bis ihr Land angebaut ist; freilich giebt es in Porto Alegre am Rio grande einen Protestantischen Prediger, J. G. **Ehlers**, *) vormals

*) Anm. Herr **Joachim Georg Ehlers**, Pastor zu San Leopoldo am Porto Alegre, schrieb unter dem 2. Oct. 1825 folgendes an Herrn **Miranda**, Inspektor der auswärtigen Colonisation in Rio de Janeiro:

Küster an S. Jacobi in Hamburg, der uns gar wohl bekannt ist, und seinem Ueberredungstalent diese Stelle (jetzt mit 400 Milreis jährlichen Gehalts) verdankt; auch für die Colonisten in Novo Fryburgo, nordwestlich von Rio de Janeiro, wird nothdürftig gesorgt; aber es fehlt ihnen in diesen Colonien an Mühlen, Handwerkern &c.; sie sind von Negern und Mulatten umgeben, welche diese, unsere Landsleute, weil sie arbeiten, tief verachten, und ihnen auch den kleinsten Dienst weigern, ja vielmehr alles herbeisuchen, ihnen das Leben in Brasilien zur Qual zu machen. Dabei stehn die Eingewanderten sämmtlich in dem Ruf, Verbrecher zu seyn. Bereits im Jahre 1819 verkaufte der Neapolitanische Minister Medici 2000 Galeeren-Sklaven an die Regierung in

---

„Was meine persönlichen Verhältnisse betrifft, so erlaube ich mir, Ew. Excl. vorzustellen, dass mir die Regierung 200 Milreis (etwa 700 Mark Courant) Gehalt zahlt, welches aber zu meiner Lebenserhaltung nicht hinreicht, so dass ich genöthigt bin, meine beiden Töchter in Porto Alegre bei fremden Leuten zu lassen; ein grosses Opfer für einen Vater! Um meine Amtspflicht gebührend erfüllen zu können, bitte ich Ew. Excellenz unterthänigst, der Regierung meine traurige Lage vorzustellen, damit sie mein Gehalt noch mit 200 Milreis vermehre. Länger als fünf Jahre war ich für die Colonisation thätig, ohne die geringste Vergeltung, und zwar durch Aufforderung Sr. Excl. des Ministers Correa Lobo in Hamburg und Berlin. Ich trat nachmals wieder in den Dienst Sr. kaiserlichen Majestät, lebte 8 Monate auf meine eignen Kosten, opferte mein Vaterland und 900 Milreis Einkünfte, bloss um Sr. kaisrl. Majestät und meinen Landsleuten in der neuen Welt zu dienen; daher hoffe ich, dass meine Bitte bei Sr. kaisrl. Majestät Gehör finde. Auch flehe ich unterthänigst, den Colonisten Geld — statt Lebensmittel zu reichen, wie es in Novo Fryburgo geschieht. Freilich haben die ersten Colonisten das Geld schlecht verwendet; darum wäre auch nur denen Vorschuss zu

Brasilien; die Schweizer-Colonie desselben Jahr bestand gleichfalls grösstentheils aus Züchtlingen und die Expeditionen seit 1823 haben nur dadurch einige Beförderungen gefunden, weil die Zuchthäuser in Dömitz &c. dadurch geleert wurden. — Jeder Deutsche Colonist der nach Brasilien kommt, besonders mit den für Brasilische Rechnung bewirkten Transporten, wird dort von der ganzen Bevölkerung als ein Ehrloser betrachtet und selbst unsere dort angesiedelten Kaufleute müssen sich vor einer nähern Verbindung mit der unglücklichen verführten Masse hüten, weil sie dadurch leicht in Verachtung und Verdacht gerathen könnten. Und wer sind denn diejenigen, welchen das Loos als Colonisten zu Theil wird? — blos diejenigen, die gänzlich zum Militair-Dienst unfähig sind. Alle übrigen, die

---

bewilligen, die gut mit dem Gelde umzugehn wissen. Für den Dienst der Colonie wäre es sehr gut, einige Handwerker, als Schuster, Schneider, Müller und Seifensieder herzuschicken, deren es so viele im Militairdienst giebt. — Dieser Tage ward ein Versuch mit Bierbrauen gemacht. Die Weinreben geben die beste Hoffnung; auch soll eine Tabacksfabrik errichtet werden. — Die Familie Mentz ist mit dem guten Beispiele — Breter zu schneiden, vorangegangen. Es wird ein Ofen gebaut, um Steinzeug zu fabriciren. Aus Deutschland haben wir folgende nothwendige Artikel: Hopfen zum Bierbrauen, Kartoffeln, Rogkensaamen &c. verschrieben. Wenn der Himmel unser Bemühn segnet, wird alles gut gehn. Ich bitte Ew. Excl. &c. &c."

Die Hofzeitung, die diesen hoffnungsreichen Brief in Portugiesischer Sprache mittheilt, macht dazu folgende Anmerkung:

Sr. kaisrl. Majestät haben, die Lage dieses Mannes und seine, der Colonisation geleisteten, Dienste erwägend, dem Herrn Ehlers, Pastor bei den Protestantischen Colonisten zu San Leopoldo, 400 Milreis jährlichen Gehalts zu bewilligen geruht. —

ihre Ueberfahrt nicht bezahlt haben, werden mit Gewalt und ohne Capitulation, zum Kriegsdienste gezwungen und müssen aushalten, so lange sie, nach des Kaisers Aeusserung, ihre Knochen tragen. — *) Diese deutschen Geworbenen sind theils nach Pernambuco, grösstentheils aber in die Banda oriental nach Montevideo übergeschifft, wo sie mit den Rebellen unter Lavalleja einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehn haben. —

Und diesem Lande wolltest du dich opfern, wackerer Deutscher! — dich und die Deinigen, deine Söhne solchem Kriegsdienst! — und dein Weib, deine Töchter der wollüstigen Gier Brasilischer Unterbeamten, die jede angekommene Deutsche — man meint ja eine Züchtlinginn vor sich zu haben — als gute Prise betrachten. Deutscher Hausvater! aus Ländern, wo Recht und Gerechtigkeit herrscht, wo milde Fürsten walten, du weisst es wahrlich nicht, wie weit die Barbarei in den neuen Ländern, namentlich in Brasilien geht, dem

---

*) Wer sich über das Schicksal der Unglücklichen, die in Brasilien zum Militairdienst gezwungen sind, unterrichten will, der sehe:

Des Königl. Dänischen Capitains Herrn J. F. v. Lienau Darstellung meines Schicksal in Brasilien etc. Schleswig, 1826. Hamburg, bei Christiani. Preis 12 gGr.

Je einfacher diese Darstellung eines Unglücklichen ist, desto mehr ergreift sie. Manche durchaus nicht zur Sache gehörige Nebendinge und der gänzliche Mangel einer nur einigermassen gebildeten Sprache schaden diesem Schriftchen — aber alles, was über den Militairdienst in Brasilien gesagt ist, wird von unpartheiischen Augenzeugen bestätigt, namentlich die unmenschliche willkührliche Behandlung mit Stockschlägen. Siehe auch einen trefflichen Auszug dieser Schrift in Stillers Pallas, 1stes Stück. Altona 1826. S. 19 flg.

Lande, welches erst noch eine Revolution und vielleicht gar eine Neger-Empörung bestehen soll. Halte jeden, der dich zur Auswanderung verlocken will, diese Druckschrift vor und — besinne Dich, bleibe im Lande und nähre Dich redlich. Könnten diese mit blutendem Herzen geschriebenen Worte nur wenigstens so viel bewirken, dass sich jeder, wie schon mancher Ehrenmann, den der Kitzel der Auswanderungssucht plagte, wirklich gethan hat, sich an die Redaction des Columbus wenden wollte, ehe er entscheidende Schritte zu seinem und der Seinigen Verderben vornimmt — ihm sollte noch vollständigere Belehrung werden, als sich durch den Druck bekannt machen lässt.

Als einen wichtigen Beleg zu dieser Warnung wagt es die Redaction, folgendes aus einem ihr zugekommenen Schreiben des Herrn Doctor von Martius, Ritters des königl. bairischen Civil-Verdienst-Ordens, ord. wirkl. Mitgliede der königl. bairischen Academie der Wissenschaften etc. zu entlehnen. Unser Eifer für diese gute Sache mag diese Mittheilung entschuldigen. Bekanntlich durchreiste Herr Doctor von Martius mit seinem Freunde und Amtsgenossen von Spix zum grossen Nutzen für die Wissenschaft, ganz Brasilien in den Jahren 1817—1820, und sie lieferten, ausser trefflichen Naturhistorischen Schriften und Abbildungen, die grosse Reisebeschreibung, wovon 1823 in München der erste Theil erschienen ist und der zweite bald erscheinen wird, so wie eine meisterhafte Karte von Südamerika, (s. Columbus 1825, II. 376) deren südliche Hälfte gleichfalls der Vollendung nahe ist. Es scheint der Redaction des Columbus eine heilige Pflicht, das unpartheyische Zeugniss eines solchen Mannes dem Deutschen Publikum nicht vorzuenthalten:

„Wir wünschen recht sehr, heisst es in einem Briefe an den Herausgeber des Columbus, dass es Ihnen gelingen möge, in jenem Welttheile auch Correspondenten zu finden, deren Schilderungen dem Deutschen Vaterlande eine richtige und lebendige Ansicht von dem Zustande der dortigen Cultur im Allgemeinen, von dem Streben und Hoffen der Einzelnen, in politischer, so wie in literarischer Hinsicht, mitzutheilen vermöchte. Vielleicht würden sich durch solche pragmatische Schilderungen die Urtheile vieler berichtigen, welche, vielleicht zu schnell, alle Anforderungen an das Glück dort befriedigt wähnen. Ich will es nämlich Euer Wohlgeboren nicht verhehlen, dass ich an mir selbst erfahren habe, wie die Huldigungen, welche ich der Schönheit des tropischen Klimas und der Ueppigkeit einer jungen Natur darbrachte — mich in den Verdacht setzten, zur Auswanderung nach Brasilien Veranlassung zu geben. Sowohl treue Wahrheitsliebe als Anhänglichkeit an das Vaterland machen es zur Pflicht, nicht nur die schöne, sondern auch die traurige Seite der Auswanderung zu zeigen; dies um so mehr, da man in Baiern erdichtete, mit den gröbsten Lügen erfüllte Briefe zu verbreiten sucht, welche den bethörten Landmann verführen, sein Glück in einer andern Hemisphäre zu suchen. Ja, wenn er es fände, würde sich vielleicht die Verletzung der Vaterlandspflicht leichter entschuldigen lassen; aber ich kann Euer Wohlgeboren bei allem, was mir heilig ist, versichern, dass ich von allen Europäischen Ansiedlern, die ich in Brasilien sah, kaum einen glücklich und zufrieden gefunden habe. Unzufriedenheit des Gemüths, welche diese Leute über den Ocean trieb, quält sie auch jenseits und die meisten verwünschen ihr Geschick; und doch hat sich, seit ich

Brasilien verlassen habe, in Beziehung der Colonisation noch so vieles zum Nachtheil der Einwanderer verändert! Habgierige Commissaire, wollüstige Intendanten bringen die Unglücklichen, die ohne Freund, ohne Rathgeber sich und ihrer Reue überlassen sind, zur Verzweiflung; statt des friedlichen Pfluges, giebt man ihnen Mordgewehre in die Hand, um fremden Kriegen ihr Blut zu opfern, und der Ehrenmann unter den Ankömmlingen sieht sich noch beschimpft durch die Gleichheit seiner Verhältnisse mit denen einer verworfenen Rotte, welche wegen ihrer Niederträchtigkeit und Betrügerei aus Deutschen Kerkern in jenes jugendliche Land verpflanzt wurden! Nichts ist mir fremd von den schauervollen Verhältnissen jener Unglücklichen und ich könnte Euer Wohlgeboren dieses Bild mit den grässlichsten Farben der Wahrheit ausmalen, doch dürfte das Gesagte hinreichen, um Ew. Wohlgb. anzudeuten, wie behutsam ich wenigstens zu seyn für Pflicht halte, wo es darauf ankömmt, die neue Welt, in Beziehung auf Colonisation, zu schildern. Allerdings möchten auch die neuesten Katastrophen im südlichen Amerika, vielleicht Vorspiel von grösseren, manchen von der Lust heilen, dort eine bessere Existenz zu finden; doch ist es nicht jeder im Stande, diese Verhältnisse richtig zu beurtheilen, während ihm die Werbbriefe, die den Einwanderern das Paradies des Muhamed vorspiegeln, den Kopf verrückt haben. Auf der andern Seite aber werden sich die Regierungen, aufmerksam auf die Schritte ihrer Unterthanen, hierin mehr und mehr sichern."

Rügen.

Da dem Herausgeber nicht allein bei der Bearbeitung dieser Amerikanischen Miszellen, sondern überall daran liegt, dass richtige, gesunde Vorstellungen, Gedanken und Ideen über den neuen Welttheil verbreitet werden, so erlaubt er sich folgende Anmerkungen:

Bei den Nachrichten und Mittheilungen aus Amerika ist es zunächst erforderlich, dass der Zeitungsschreiber oder Journalist bei allem, was er schreibt oder übersetzt, gute Specialkarten von Amerika vor Augen habe; wer sich dieser Hülfsmittel nicht bedient, verfällt in Irrthum und Fehler und bringt Thatsachen ins Publikum, worüber der Unterrichtete mit Recht lächelt.

So liess neulich ein sonst wackrer Zeitungsschreiber, den Hafen von Mexico, welche Hauptstadt bekanntlich 7470 Fuss über der Meeresfläche und mitten im Lande, wenigstens 64 Meilen von der Meeresfläche legt, schliessen; er meinte: Alvarado.

Ein anderer liess Brasilische Kriegsschiffe ausfahren, um Colombische Besitzungen südlich vom Rio de la Plata zu zerstören, da doch in den Englischen Zeitungen von den Argentinischen (Buenos-Ayres-) Niederlassungen auf der grossen Falklands-Insel Soledad die Rede war.

In einer berühmten politischen Zeitschrift kommt folgendes aus dem Französischen übersetzt vor: Er, der Fluss Columbia, mündet im Ohio aus! Doch jedes Kind weiss, dass der von Clarke und Lewis entdeckte Columbia-Fluss an der Nordwestküste, im Gebiet der Vereinigten Staaten (252° 45′ 45″ L. 46° 19′ N. Br.) ins stille Meer fliesst. (s. Steins geogr. statist. Zeitungs-Lexicon 1ster Band 2te Abth. S. 837.).

In einem Unterhaltungsblatt, welches manches Gute liefert, wird der Virginischen Felsenbrücke (funfzig Meilen südwestlich von Baltimore) erwähnt; und zwar mit dem Beisatze: „Diese Brücke liegt in der Grafschaft Nock-Bridge und scheint ihr den Namen gegeben zu haben. Denn Nock heisst Spalte und Bridge Brücke.“ Jene Naturmerkwürdigkeit hat allerdings dem, von den Cantonen Augusta, Amherst, Bedford, Botetourt und Bath umgebenden, 24 Meilen von der Atlantischen Meeresküste, am Flussbette des Jamesstroms liegenden gebirgigen Canton den Namen gegeben; aber dieser Name heisst nicht Nock- sondern Rock-Bridge, und Rock heisst Felsen und Bridge Brücke. Ein Blick auf eine Karte von Virginien würde diesen Fehler verhindert haben.

Vornämlich häufig sind die Fehler in Mittheilungen aus Süd-Amerika, besonders wenn diese aus Amerikanischen und Englischen Blättern übersetzt werden. Da liest man auf einer und derselben Seite zweimal Ocumara statt Ocamare (in der Republik Colombia, Departamento Venezuela, 5 Meilen südlich von Caracas am Tuy) und dieser Ort heisst im Verfolg der Erzählung wieder Ocumane! Corona, statt Coroni, Coxedo, statt Rio dos Cojedos, oder besser Rio Claro (s. Columbus Februarheft 1826 S. 174.) Lombrero statt Sombrero etc.

Wären solche Uebersetzungen sorgfältig auf der Karte durchgegangen, so würden diese Fehler leicht vermieden seyn.

Noch leichtsinniger verfährt man in Mittheilung historischer Notizen: Noch im August 1825 las man in einer deutschen Zeitschrift, die ganz ernsthaft gemeinte, aus einem schlechten französischen Buche mitgetheilet

Bemerkung: „Einige Kriegsschiffe und einige tausend Mann Hülfstruppen für Spanien könnten dem ganzen aufgeblasenen Heroismus von Bolivar (sic!) in den ungeheuren Wüsten von Amerika in Dunst verwandeln.“ Selbiger Französischer Schriftsteller lässt am 8. August 1823 den aufgeblasenen Bolivar, welchen derselbe einen Eroberer, ganz aufgeputzt mit philosophischen Maximen und populären Gesetzen, der aber doch ein wilder Völkerfresser († † † Gott sey bei uns!) sey, nennt, Maracaybo am Westindischen Meere in eigner Person erobern, weil ihm dort Morales zu gefährlich geworden wäre; obgleich Bolivar sich damals wenigstens 300 Meilen davon zu Truxillo in Peru am stillen Meere befand. Ein anderer, der dem Helden mit eckelhaftem Posaunenlobe schmeichelt — lässt ihn im Dec. 1814 die Stadt Bogota in Auftrag des Congresses von Tunja vom Spanischen Joche befreien, da doch diese Hauptstadt damals gar nicht (vergl. Columbus Märzheft 1826. S. 103.) von den Spaniern besetzt, sondern im Bürgerkriege mit den nahgelegenen Provinzen von Neu-Granada begriffen war. (s. Columbus, Februarheft, S. 168.)

Solchen Männern geht es, wie einem jungen Dichter, der in Bremen die ihm von einem Schlaukopf vorgelegte Aufgabe: Washington's Sieg bei Saratoga, öffentlich in Reimen darstellte, obgleich General Washington bei der Gefangennehmung des Englischen Generals Bourgoyne im October 1777 gar nicht gegenwärtig war, sondern mittlerweile gegen die Briten unter Lord Howe in Pennsylvanien manövrirte.

Irren ist menschlich; aber niemand soll beim Irrthum beharren wollen, ihn für etwas Gleichgültiges ansehen; der Herausgeber des Columbus wiederholt die

dringende Bitte, um strengste Rüge der Irrthümer &c., die sich in seiner Zeitschrift finden; aber er darf sich rühmen, dass er unablässig mit aller Anstrengung arbeitet, um sich über Amerika näher zu unterrichten, und zwar nach den Beispiele Ebeling's, dem wenigstens in den Vereinigten Staaten allgemein das Zeugniss ertheilt war, dass er von der Beschaffenheit des Landes gründlicher unterrichtet sey, als irgend ein Amerikaner; und doch war Ebeling nie in Amerika gewesen.

Dieses Eifers wegen nehmen wir auch Notiz von der Neujahr 1826 erschienenen Quartalschrift des Hern Dr. Ed. Fl. Rivinus in Philadelphia; wir meinen die Atlantis, die durchaus Trans-Atlantis heissen sollte. Es ist ein Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Geographie, Statistik, Culturgeschichte und Literatur der nord- und süd-amerikanischen Reiche mit Einschluss des westlichen Archipelagus!!! — Alles dieses wird jährlich in 52 Druckbogen zusammengefasst.

Die Ricara-Indianer.

(S. Columbus, Januar 1826, S. 13 flg.)

Abgeordnete der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika haben am 18. July 1825 mit den westlich vom Mississippi am Missouri und dessen Nebenflüssen streifenden Ricara-Indianern im Ricara-Dorfe bei Fort Atkinson (siehe Columbus, Januar, S. 13) einen Friedens-Vertrag geschlossen, der von mehreren Ricara-Oberhäuptern und Kriegern sämmtlich mit einem Kreuz unterzeichnet ist; denn schreiben können die rothen Leute nicht. Diese führen Namen, wie sie ungefähr den Kriegern und Helden des Mittelalters beigelegt wurden, nämlich:

Oberhäupter: Stan-au-Pat, Bluthund; Ca-car-we-ta, kleiner Bär; — Scar-e-naus, Stinkthier (Viver-

ra putorius, Blumenbach,); — Chan-son-nah, Narrenkerl; — Cha-no-te-ne-na, Kerl ohne Muth; — Coon-ca-ne-nos-see, böser Bär.

Krieger: En-ha-pe-tar, zwei Nacht; — Ca-ca-ne-shou, Krähen-König; — Pah-can-wah, Altkopf; — Wah-tha-an, Nachtstrahl; — Ta-hah-son, alte Büffellippe; Coo-wooh-war-e-scoon-hoon, Bär-Langhaar; Ne-sha-non-nack, Kerl durch sich selbst; — Ah-reo-squish, Horn-Büffel; — Ou-cous-non-nair, Büffel ohne Arg; — Nack-sa-nou-wees, Todtenherz; — Pah-too-car-rah, Schlagkerl; — Toon-high-ouh, Laufkerl; — Car-car-wee-as, Krähenherz.

Vermischtes.

Neun Eskimo-Hunde, dem Capitain Long gehörig, ziehn 1611 Pfund, 1760 Engl. Ellen (Yards) in 9 Minuten und arbeiten 7 bis 8 Stunden täglich.

Ueber die Gold- und Diamantwäschen in der Brasilischen Provinz Minas Gerães enthält das Monthly Magazin (Februarheft 1826) einen lesenswerthen, von einem dortigen Minenbesitzer herrührenden Aufsatz.

Eine Dame, Helen Maria Williams, übersetzt Alex von Humboldt's Werke über Amerika ins Englische! Sie führen den Titel:

Personal Narrative of Travels in Colombia. Vol. VI. Die fünf ersten Bände sind erschienen, so wie auch:

Political Essay on Mexico. 3. *Edition!* —

A Geognostical Essay on the superposition of Rocks in both Hemispheres. —

Researches, concerning the Institutions und *Monuments of the Ancient Inhabitants of Mexico.* 2 *Vols!* —

Am 16. September befand sich Bolivar noch in Cuzco, 105 Meilen südöstlich von Lima.

Die Fregatte Blonde von 46 Kanonen, Capitain Lord Byron, hat viele Naturalien von den Küsten des tropischen Amerika, so wie von den Sandwich- und andern Inseln des stillen Meeres nach Portsmouth gebracht.

Herr Mackenzie ging um die Mitte des Märzes als Britischer General-Consul nach Haïti.

Verhandlungen und Beschlüsse des Britischen Reichsparlaments, über die Verbesserung des Zustandes der Negersklaven in den Westindischen Colonien.

„Seit der grossen Neger-Empörung auf S. Domingo, war es das unablässige Bestreben der Britischen Gesetzgebung ähnlichen Unglücksfällen in den Britischen Colonien vorzubeugen und die Neger-Bevölkerung daselbst in einen Zustand zu versetzen, der für den Besitz dieser Colonien keine Gefahr drohe. Bekanntlich leben auf dem Britisch-Westindien (mit Einschluss der Bermuden-Inseln und Demerara, Essequibo und Berbice) nach einer, dem Parlamente 1825 vorgelegten Uebersicht, 364701 männliche und 363809 weibliche Sklaven, also im Ganzen 728510 Neger; die Zahl der freien Schwarzen und Farbigen betrug 1821 104594 Seelen. Diese farbige und schwarze Bevölkerung, die fast eine Million beträgt und in dem heissen Lande die kräftigste und thätigste ist, steht einer weissen Bevölkerung von höchstens 25000 Seelen gegenüber, so das also auf jeden Weissen 40 Farbige und Schwarze kommen. Das Bedürfniss, für die Sicherheit der weissen Bevölkerung zu sorgen, ward im vorigen Jahre um so dringender, da bekanntlich Frankreich durch die Anerkennung der Republik Haïti die ganze schwarze und farbige Bevölkerung gegen Europa in ein ganz anderes staatrechtliches Verhältniss versetzte (s. Columbus, 1825. II. S. 164.). Weder die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und noch einer der neuen Freistaaten hat bisher Haïti anerkannt; — aber Frankreichs, des ehemaligen Mutterlandes, Anerkennung muss jene über kurz oder lang herbeiführen. Die Britische Gesetzgebung fand aber bisher bei ihren weisen und

menschenfreundlichen Absichten, hinsichtlich des Zustandes der Sklaven, grosse Hindernisse in den Lokal-Gesetzgebungen der einzelnen Westindischen Inseln; die Pflanzer betrachteten grösstentheils jene gesetzlichen Maassregeln als Eingriffe in ihre Eigenthumsrechte. Daher die grosse Vorsicht, womit man die bereits am 15. May 1823 in dieser Hinsicht gefassten Beschlüsse des Hauses der Gemeinen, in königliche Cabinets-Befehle (*ordres of council*) verwandelt, gleichsam eine Probe bestehn liess; — erst nachdem sie von mehreren gesetzgebenden Versammlungen Westindiens, z. B. in Demerara (s. Columbus 1826, Februarheft, S. 189) beifällig aufgenommen waren, bestätigte sie am 7. März dieses Jahrs das Haus der Lords. Die im May 1723 gefassten Beschlüsse des Hauses der Gemeinen sind im Wesentlichen folgende: „Jeder Capitain eines Sklavenschiffes soll nebst dem Schiffsvolke im Betreffungsfall als Seeräuber aufgeknüpft werden. — In jeder Westindischen Colonie soll ein Beamter, als Sklavenbeschützer, (Guardian!) angestellt werden, und zwar nach Verhältniss der Bevölkerung mit mehreren Gehülfen. Dieser Schutzpatron der Sklaven soll verhüten, dass kein Sklave Sonntags zur Arbeit getrieben werde, auch nicht gestatten, dass Sonntags Markt gehalten werde; die Sklaven sollen in der Christlichen Religion unterrichtet, nicht willkührlich mit der Peitsche bestraft, und die Sklavinnen überhaupt mit Peitschenhieben verschont bleiben. Keine Züchtigung darf ohne Zuziehung der Obrigkeit und nur im Beiseyn eines weissen Zeugen geschehn. Jede Züchtigung von mehr als drei Peitschenhieben soll in ein Strafregister eingetragen und dem Sklavenbeschützer vorgelegt werden. Die Sklaven, welche heirathen wollen, ersuchen ihren Herrn um einen Erlaubnissschein; auf dessen Vorzeigung fertigt der Sklavenpatron einen Trauschein aus, welcher den Ortsgeistlichen zur Einsegnung der Sklavenehe berechtigt. Beim Verkauf der Sklaven darf man Eheleute und deren Kinder unter 8 Jahren nicht vereinzeln, sondern solche Familie bildet bei den Sklaven-Auktionen eine und dieselbe Nummer (oder Caveling). Was der Sklave ererbt oder erwirbt, bleibt sein Eigenthum und wird ihm gesetzlich geschützt; belegt er Geld in eine Bank, so muss es ihm wenigstens 5 pCt. Zinsen tragen. Die Loskaufung und das Freilassen der Sklaven wird auf alle mögliche Weise begünstigt und der Sklave ist gesetzlich berechtigt, seine Kinder, Verwandte oder seinen Vater loszukaufen und hat in solchen Fällen den Vorkauf. Können Käufer und Verkäufer sich nicht einig werden, so sucht der Schutzpatron einen Vergleich zu bewirken.

In Civil- und Criminalsachen soll der Sklave als Zeuge vor Gericht, auch zur Ablegung des Zeugen-Eides, zugelassen werden, wenn er eine Bescheinigung des Geistlichen vorzuzeigen hat, dass er hinreichenden Religionsunterricht genossen, um die Wichtigkeit des Eidschwurs zu begreifen; doch darf in Civilsachen der Streitpunkt nicht das Interesse seines Herrn und in Criminalsachen nicht das Leben eines Weissen betreffen." —

Graf **Bathurst**, der Minister des Kriegs und Colonial-Departements, trug am 7. März d. J. auf die Bestimmung des Lords zu dem Beschlusse an, der im Hause der Gemeinen am 15. May 1823 in Betreff der Verbesserung des Zustandes der Negersklaven im Brit. Westindien durchgegangen ist. — „Im Hause des Lords, sprach der Minister, haben die bezüglichen Cabinetsbefehle keinen Widerspruch gefunden, ja, es ist nicht einmal eine Bemerkung dagegen vorgebracht worden. Damals war es die Absicht der Regierung, die Colonial-Gesetzgebungen um ihre Einwilligung zu diesen Beschlüssen anzugehn und dieselben zur Hülfsleistung bei der zweckdienlichen Ausführung dieser Massregeln zu vermögen. Unsere mehrmaligen Anforderungen sind bei den sämmtlichen Colonial-Gesetzgebungen ohne Erfolg geblieben; bloss Grenada, St. Vincent und Dominica haben unsere Verordnungen adoptirt. In Grenada fanden sie gar keinen Widerspruch und nur einige höchst wesentliche, vortheilhafte Abänderungen derselben statt, nämlich: „Wird ein Sklave durch einen Freien (Weissen oder Farbigen) angeklagt, so hat der Kläger den Beweis der Beschuldigung zu erhärten." „Die Sklaven stehn vor Gericht den Weissen völlig gleich!" — In Jamaica hat freilich die Verordnung im Ganzen keinen Beifall gefunden; doch ist die Vestsetzung des Markttags am Sonnabend angenommen und den Sklaven die

Stiftung und Annahme von Vermächtnissen gestattet. Den Antrag, eine genaue Sklavenliste anzufertigen (Slave Evidence Bill) hat die dortige gesetzgebende Versammlung mit 23 gegen 13 Stimmen verworfen; doch sind sehr angesehene Männer für diesen Gesetzesentwurf, und wahrscheinlich wird er in diesem Jahre ein günstigeres Schicksal haben. In andrer Rücksicht hat man Ursache mit jener Assembly in Jamaica zufrieden zu seyn; sie hat den von Sr. Maj. Regierung dahin gesandten Bischof (der bischöflich - protestantischen Kirche) mit jeder Vollmacht zu versehn, um den Religions-Unterricht bei allen Volksklassen zu bevördern und vornämlich den Zustand der Sklaven in dieser Hinsicht zu bessern; die Pfarrer (Rectors) haben, ausser ihren Stadtgebühren, bedeutende Zulagen erhalten. Auch sind die Pfarrer nicht mehr vom Kirchen-Collegium (Vestry), sondern einzig und allein vom Bischof abhängig. Den Kirchspielen sind Fonds zur Erbauung und Erweiterung der Kirchen und zur Errichtung von Schulen, welche auf die Veredlung aller Volksklassen wirken werden, angewiesen, und diese Fonds durch reichliche Unterzeichnungen der angesehensten Männer zusammengebracht. Geistliche, und Schullehrer, die bei der Erfüllung ihrer Amtspflichten besondern Eifer zeigen, haben aus diesen Fonds angemessene Belohnungen zu erwarten. Die Bewohner der Inseln über dem Winde (Leeward Islands, Hauptinsel und Sitz des Gouverneurs: *Antigua*) haben hinsichtlich des religiösen Unterrichts der Sklaven denselben Eifer bewiesen. Der Bischof von Barbadoes hat gleich nach seiner Ankunft alle Inseln seines Sprengels (die sämmtlichen sogenannten kleinen Antillen) besucht, bei allen gesetzgebenden Versammlungen und Behörden und an-

gesehenen Einwohnern jede mögliche Aufmunterung und Unterstützung gefunden, besonders auch in Rücksicht des Unterrichts der Sklaven. Von eilf Kirchspielen sind bereits neun wesentlich verbessert. — Diese neun Kirchspiele bestehn aus 317 Pflanzungen; auf 5 Pflanzungen (auf der Insel S. Kitts) haben die Mährischen Brüder (Herrnhuther) den Religions-Unterricht; auf 150 Pflanzungen steht er unter Aufsicht der Geistlichen der Kirche von England. Die Assembly zu Bridgetown (Hauptstadt der Insel Barbadoes) hat ihren Unwillen über die dort statt gefundene Zerstörung der Methodisten-Capelle laut geäussert und sich überhaupt gegen die Sklaverei ausgesprochen. Diese Versammlung sucht gleichfalls dem Religions-Unterricht der Sklaven keine Hindernisse in den Weg zu legen; doch bleibt die Behauptung, die sich so oft in Schriften aller Art, auch in Bittschriften findet, dass das Christenthum durchaus die ungesäumte, gänzliche Abschaffung der Sklaverei fordere, höchst unvorsichtig. Die Vorschriften des Christenthums sind nicht gegen die bestehende Gewalt, sondern gegen die grausame, schonungslose Ausübung dieser Gewalt gerichtet. — Es wäre höchst gefährlich, den Sklaven beim Religionsunterrichte einzuprägen, dass sie als Christen Anspruch auf Freiheit haben, und ihr Herr, der sie als Christen noch in Sklaverei hält, bloss dadurch sich gegen sie versündige, selbst wenn er sie menschlich, freundlich und nachsichtig behandelt. — — — Da ich jetzt dargestellt habe, was von Seiten der Colonial-Versammlungen geschehe — und wie unendlich viel noch ungeschehn geblieben ist, gehe ich zu den Massregeln über, welche die Britische Regierung gefasst hat. Die Beschlüsse des Hauses der Gemeinen umfassen zwei Gegenstände von höchster

Wichtigkeit: 1) die Verbesserung des Zustandes der Sklaven und 2) ihre endliche Freilassung, mit Berücksichtigung einer billigen Entschädigung, worauf die Pflanzer, im Fall der Abschaffung der Sklaverei, Anspruch haben. Die Cabinetsbefehle, welche den Colonial-Versammlungen mitgetheilt sind, umfassen gleichfalls beide Gegenstände, und bestehen aus 6 Punkten. 1) Von der Feier des Sonntags. 2) Von dem Eigen- und Besitzthum der Sklaven. 3) Von ihren sittlichen und häuslichen Verhältnissen. 4) Von der Freilassung der Sklaven mit Zuwilligung ihrer Herrn oder durch Abschätzung. (by appraisement.) Diese Punkte sind den einzelnen gesetzgebenden Versammlungen vorgetragen, um ihre Meinung darüber zu vernehmen. Sie haben das Recht (Their province is) zu billigen, zu ändern, zu verwerfen —; doch der letztere Fall ist nach allem, was hier zu Lande darüber geschrieben und dafür gethan ist, nicht wahrscheinlich. Sollte er indess eintreten, so muss die Regierung dieses Landes die zweckdienlichsten Massregeln in Erwägung ziehen, um die beschlossenen Massregeln mit Nachdruck durchzusetzen. — Der Minister trug darauf die Beschlüsse vor.

Lord Calthorp. Diese Beschlüsse entsprechen keinesweges den Gesinnungen einer grossen Stimmen-Mehrheit in diesem Lande. Sie beziehen sich vornämlich auf den christlichen Religions-Unterricht der Sklaven; dieser kann ihnen wenig oder nichts helfen, wenn man ihnen nicht auch Begriffe von ihrer Menschenwürde und ihren Menschenrechten beibringt. Oder glaubt man, dass sie sich als Christen desto geduldiger in ihr Joch schmiegen sollen? Der Ton dieser Beschlüsse scheint mir gar zu demüthig für ein Britisches Reichs - Parlement. Solche halbe Massregeln wirken

nur Eigensinn, verschlimmern eigentlich den Zustand des Negers und entfernen vom Ziele der allgemeinen Befreiung, statt demselben näher zu kommen. —

Lord Ellenborough. Der Umstand, dass das Haus der Gemeinen drei Jahre mit der Mittheilung dieser Beschlüsse an das Haus des Lords zögerte, setzt dieselben in nicht geringe Verlegenheit. Die Frage ist jetzt: Thun die Lords wohl daran, diese Beschlüsse anzunehmen oder sollen sie einen andern Weg einschlagen? Der Gegenstand dieser Beschlüsse scheint mir wünschenswerth, aber ich zweifle, ob er sich auf dem vorgeschlagenen Wege werde erlangen lassen? Gesetzt, der edle Graf mir gegenüber (Minister, Graf Bathurst) sähe auf einem Spatziergange mit einem Freunde einen Mann ein Pferd misshandeln, und dieser spräche: „Schon vor drei Jahren misshandelte jener Mann sein Pferd, und ich ging mit würdevoller Haltung zu ihm und empfahl ihm Massregeln zur Verbesserung des Zustandes seines Pferdes; da er aber jetzt sein Pferd noch immer fort misshandelt, so muss ich jetzt wohl zu ihm gehn und ihm sagen, er soll sein Pferd nicht misshandeln!" Natürlich würde der edle Graf fragen: Was antwortete denn aber der Mann? und wenn jener Freund nun antwortete: „Er gestand mir, dass er sein Pferd misshandele, fuhr aber fort, es zu peitschen." Würde der edle Graf nicht sagen: „Das heisst ja thöricht handeln, warum habt ihr denn Mann nicht vors Zuchtgericht gefordert und ihn der Akte des Herrn Martin (des grossen Schutzpatrons der Thiere) gemäss, büssen lassen!" — Eben so stehts mit den Westindischen Sklaven-Eignern. Sie gestehn, dass sie ihre Sklaven schlecht behandeln, und dass das Parlament ihnen seit drei Jahren dagegen Vor-

stellungen gemacht hat, aber sie achten nicht auf diese Vorstellungen. Was können solche Vorstellungen helfen, wenn sie nicht mit Drohungen verknüpft sind, die ihnen Gehorsam verschaffen?

Lord Liverpool. Die Aeusserungen des edlen Lords, der sich so eben niedersetzte, scheinen dahin zu gehn, dass das Haus des Lords sich gar nicht in diese Sache mischen sollte. Ich aber meine mit vielen andern, dass Etwas geschehn müsse, das Elend der Sklaven, so lange noch die mit Recht allgemein verabscheute Sklaverei dauert, zu mildern, dass endlich die Sklaverei abzuschaffen sey, doch dass das Parlament keinen Schritt für sich allein (not a single step) thun soll, um diesen Gegenstand ins Werk zu richten. Nach dem gewöhnlichen Parlamentarischen Verfahren hätten diese Beschlüsse den Lords weit früher vorgelegt werden sollen, und mir ist es unlieb, dass es nicht geschehn ist. Die erste Frage, die hier vorliegt, ist: Steht zu wünschen, dass der gegenwärtige Zustand der Sklaven in unsern Westindischen Colonien verbessert, und dass durch eine Folge von Maassregeln endlich die Vertilgung der Sklaverei herbeigeführt werde? Alle Stände stimmen mit uns in diesem Wunsche überein. Die bedingte Zulassung der Sklaven als Zeugen vor den Colonial-Gerichtshöfen ist der erste Schritt; er ist in einer Cabinets-Ordre anbefohlen. Wir haben die Gewalt, ihn den Colonialbehörden, die unter unserer Controlle stehn, anzubefehlen; andre Colonial-Behörden sind aber von der Krone unabhängig; daher erwählte Sr. Maj. Regierung das Mittel der Anempfehlung; selbst wenn gar keine Hoffnung vorhanden wäre, dass die Colonial-Behörden dieser Anempfehlung Gehör geben möchten — ist es zuerst die Pflicht des Parlaments, dieses Mittel zu

versuchen. Das Parlament muss den Colonial-Gesetzgebungen aufrichtig unsere Meinung hinsichtlich der Sklaven kund thun, und es ihnen anempfehlen, unsere Wünsche ins Werk zu richten, weil die Colonial-Behörden sie besser ausführen können, als das Britische Parlament, und weil alle Partheien wünschen müssen, dass die Sklaven die daraus hervorgehenden Segnungen den Colonial-Gesetzgebungen und nicht dem Britischen Parlament, welches wider Willen der Britischen Colonien handelt, zu verdanken haben. (Grosser Beyfall.) — Wir müssen den Colonial-Versammlungen kund thun: das ist unser Zweck, das ist der Zweck der Britischen Nation; er ist nothwendig für Eure Interessen, wie für die Ehre der Britischen Nation; wir geben Euch die nächste Gelegenheit diesen Zweck ins Werk zu richten; thut es auf Eure Weise; in Rücksicht der gesetzlichen Bothmässigkeit wollen wir nicht streiten; aber die Sklaven sollen Euch, nicht durchgreifenden Befehlen des Britischen Parlaments, die Verbesserung ihres Zustandes zu danken haben! — Vorurtheile, Leidenschaften, Eigennutz mögen vielleicht die Ausführung unsers Wunsches verzögern; doch wir erwarten mit Recht, dass die Colonial-Gesetzgebungen thnn werden, was recht ist; wir selbst, menschlicher Schwächen unterworfen, müssen mit den Leidenschaften und Vorurtheilen der Colonisten Nachsicht haben, und ihnen Zeit lassen, Maassregeln, die ihnen nicht zusagen, in Ausführung zu setzen. (Beifall.) Wir sind nicht der Meinung, diese Beschlüsse mit einer Drohung zu begleiten, welche Widerstand von Seiten der Colonial-Versammlung gleichsam zu einem Ehrenpunkt machen würde. (Hört! Hört!) Sollte unglücklicher Weise die Nothwendigkeit eintreten, dies Ansehn des Parlaments nachdrücklicher

geltend zu machen, so werden sich schon Mittel finden lassen, dieses mit Ehren und Schonung zu thun. Der Aufschub, den die verzögerte Mittheilung der Beschlüsse an dieses Haus herbeiführte, kann in solcher Rücksicht auch uns von Nutzen seyn. —

Herzog von Gloucester (geb. den 15. Jan. 1776, Vater Bruder Sohn Sr. Maj. des regierenden Königs.) Die Lords würden der Regierung Sr. Maj. einen grossen Beweis ihres Vertrauens geben, wenn sie jene bereits in Cabinetsbefehle verwandelten Beschlüsse der Gemeinen einmüthig bestätigten. Da die Gesinnungen der Nation gegen die Sklaverei so allgemein herrschend sind, so würde die Regierung Sr. Majestät ihre Pflicht gegen Gott und das Vaterland vernachlässigen, wenn sie nicht, im Fall einer Weigerung von Seiten der Colonial-Gesetzgebungen, das Parlament zur Ertheilung von Vollmachten aufforderte, um diese Maassregeln ins Werk zu richten. (Grosser Beifall.)

Der Lord - Kanzler. Wenn ich aufrichtig reden soll, so muss ich bekennen, dass mir der Zustand der Sklaverei, die auch ein Rechtsgelehrter, wie Lord Somers, vertheidigte, weder dem Geist der Britischen Reichsverfassung, noch dem Geist der christlichen Religion zu widersprechen scheint. — Doch ist mein sehnlichster Wunsch, dass der Zustand der Sklaven verbessert werde, und zwar auf eine Weise, dass dadurch das Wohlseyn der Sklaven selbst, so wie die Sicherheit der Colonien herbeigeführt und rechtliche, billige Rücksicht auf die Heiligkeit des Privat-Eigenthums genommen werde. Meine unmassgebliche Meinung ist, dass die gänzliche Abschaffung der Sklaverei durch den unüberlegten Eifer der Beförderer dieser menschenfreundlichen Massregel mehr verzögert werde, als durch den

Widerstand der Gegner. Man hat die Frage aufgeworfen: Ob die Westindischen Colonien England sklavisch behandeln dürfen? (to enslave England) Im verwichenen Jahrhundert ward aber Westindien von England sklavisch behandelt, und als einige unabhängige Gesetzgebungen die Zahl der Sklaven zu beschränken suchten, wollte England es ihnen nicht erlauben. — Es sind noch kaum 10 Jahr, als das Britische Parlament Leute aufmunterte, für ihr Geld Sklaven zu kaufen; und seit den Zeiten der Königin Elisabeth bis zur Abschaffung des Sklavenhandels gab es kein Land in der Welt, welches einen bedeutenderen Sklavenhandel trieb, als England. Die Pflanzer waren gezwungen, ihre Sklaven von Britischen Kaufleuten einzuhandeln. Daher muss man denjenigen, die auf Sklaven ihr Eigenthum verwandten, vor Schaden und Verlust sichern.

Lord Redesdale. Auch auf der Insel Trinidad hat die Colonial-Regierung sehr wirksame Maassregeln zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven ergriffen. Die Pflanzer sollten überhaupt selbst einsehen, dass die allmälige Befreiung der Sklaven für sie grossen Nutzen mit sich führt; eine plötzliche Freilassung, die alle mit einem Male treffe, würde ein von den Weissen gänzlich verschiedenes Volk bilden, welches bei erster Gelegenheit jene Minderzahl von ihrem Eigenthum und aus dem Lande treiben könnte.

Lord Dudley and Ward. Selbst Grundeigenthümer in Westindien, erlaube ich nur einige Bemerkungen über den vorhandenen Gegenstand im Allgemeinen, indem ich den vorgeschlagenen Beschlüssen durchaus beistimme. Während jetzt allgemeiner Friede und Ruhe herrscht, möchten auch die Westindischen

Pflanzer die Vortheile, die ihnen Grossbritaniens Flor gewährt, geniessen und sich zu Nutzen machen. Statt dessen erhebt sich aller Orten in Grossbritanien ein Geschrei gegen sie; sie werden grausam, abscheulich, niederträchtig gescholten, weil sie Sklaven ererbten. Bittschriften ähnlichen Inhalts belasten die Tafeln beider Häuser des Parlaments. — Auf diese Sklaven beruht ihr Wohlstand; ohne diese Sklaven sind sie nicht im Stande, ihre Obliegenheiten gegen die Regierung und ihre Schuldner zu erfüllen. Selbst in den Colonien ziehn an den Markttagen Menschen von Ort zu Ort und predigen christliche Freiheit, indem sie die Sklaven auffordern, sich nicht von ihren Herren als Lastthiere gebrauchen zu lassen. Ich will keinesweges die Elenden in Schutz nehmen, welche ihre Leibeigenen grausam behandeln; aber ausgemacht ist, dass die gegen die Pflanzer vorgebrachten Beschuldigungen übertrieben sind. Um die Schattenseite des Gemäldes der Slaverei vollständig zu machen, hat man die Sklaven mit Englischen Tagelöhnern verglichen. Man sollte sich mit den Unterthanen der Könige von Ashantee und Congo vergleichen; man sollte bedenken, unter welcher Last des Aberglaubens sie in ihrem angestammten Vaterlande schmachten. Fände der Neger plötzlich einen ausgezeichneten Schutz von der gesetzlichen Macht jenseits des Atlantischen Meeres, so würde dieses die gefährlichsten Folgen haben. Unablässig muss uns San Domingo's Beispiel vor Augen schweben. Weit willfähriger werden die Pflanzer in Westindien Gesetzen gehorchen, die sie sich selbst auferlegt haben, als Vorschriften, die ihnen von aussen her kommen. Man lasse doch dem Colonisten Zeit; er wird gern freiwillig Opfer darbringen! —

Marquis von Lansdown. Es ist höchst unzweckdienlich einzelne Fälle, einzelnen Fällen entgegen zu setzen, und gegen Grausamkeiten Wohlthaten auf die Wagschale zu legen, wie der edle Lord, der so eben sprach, versuchte. Der unselige Aufschub, den den die Saumseligkeit der Minister veranlasste, hat die Abschaffung der fürchterlichsten Missbräuche nun schon drei Jahre verzögert. Wenn die Colonial-Gesetzgebungen nicht aus Barbarei und Grausamkeit zusammengesetzt wären, würden sie widerstreben, die erste Anordnung, worauf alle Sittlichkeit beruht, die gesetzliche Ehe bei den Sklaven einzuführen? Dass im Ganzen etwas weniger und die Weiber nicht öffentlich mehr gepeitscht werden, ist dagegen unbedeutend. Das kräftigste und zugleich billigste Mittel, die Sklaverei allmälig zu beseitigen, wird gleichfalls aus der Acht gelassen; ich meine der gesetzliche Schutz des Sklaven-Eigenthums, damit er im Stande sey, sich frei zu kaufen. Ueberhaupt hört man fast gar nicht, dass Neger freigelassen werden. Ich wünschte, dass der Minister der Colonien (Graf Bathurst) den Gouverneuren die strengsten Verhaltungsbefehle ertheile, die Colonial-Versammlungen schleunigst zu berufen, um noch längerem Aufschub vorzubeugen.

Graf Bathurst. Nach Jamaica so wie nach den übrigen Colonien sind bereits Verhaltungsbefehle abgegangen, die Colonial-Versammlungen baldigst zu berufen.

Der Bischof von Bath und Wells. Der Sklavenhandel, wie die Sklaverei, scheint mir mit dem Geiste des Christenthums eben so verträglich, als mit den Grundsätzen der Staats-Oeconomie.

Lord S. Vincent. In Jamaica allein sind in den Jahren 1820—1824 viertausend Sklaven von ihren Herren freiwillig in Freiheit gesetzt. Dass der edle Marquis (Lansdown) das nicht weiss, macht den Befreiern dieser Menschen keine Schande. Die Assembly dieser Insel hat einen Beschluss erlassen, dass jeder Sklave ohne Förmlichkeit und Kosten von seinem Eigner kann freigegeben werden. Der Antrag wegen Zulassung der Sklaven als Zeugen ward 1825 verworfen, und zwar nach einer sehr reiflichen Discussion und wahrlich nicht aus Widerspenstigkeit.

Der Bischof von Ferns. Im Namen der Irländischen Kirche und Nation gebe ich meine herzliche Beistimmung zu den Beschlüssen. Die Sklaveneigner würden ihr Interesse verkennen, und ihre eignen Todfeinde seyn, wenn sie sie nicht annehmen.

Die Beschlüsse wurden einstimmig angenommen.

Unruhen in der Provinz Tucuman,
nebst
einigen Bemerkungen über die Regierungsverwaltung im Innern der Bundes - Republik des Rio de la Plata.

Fast 150 Meilen nordwestlich von Bnenos-Ayres unter dem 26° 49′ S. Br. 313° 3′ S.L. über Ferro liegt die Stadt S. Miguel de Tucuman, eine Stunde vom Rio Dulce oder Tucuman, der von der Sierra de Palcipa, einer sehr hohen, erzreichen, östlichen Andenkette süd - südöstlich den Porongoes-Sümpfen zuströmt, die während der Regenzeit mit dem Parana, dem Hauptzuflusse des Rio de la Plata, confluiren. Diese

Stadt ward bereits im Jahre 1549 durch den Spanischen Eroberer Juan Nuñez de Prado gestiftet und schon 1579 zu einem Bisthum erhoben. Sie liegt in einer milden, an Südfrüchten reichen Gegend, durch die von den nahen Schneegebirgen herwehenden Winde gekühlt, aber in der trocknen Jahrszeit April—July fehlt es an Trinkwasser, welches bloss aus Einem Brunnen und aus einem Canal, der aus dem Flusse hergeleitet ist, geschöpft werden kann, da alle Quellen hier salzig sind. Daher führt der Rio dulce den Namen süsser Fluss. S. Miguel de Tucuman hat eine Kathedrale, 1 Franciscaner und 1 Dominicaner Kloster, mit Schulen, und, nach Graham's Angabe, 20000 Einwohner, grösstentheils Spanischer Herkunft und Katholischen Glaubens, die Landbau und Viehzucht treiben und Ochsen zum Karrenziehen, Maulthiere und Bauholz in die benachbarten Gegenden liefern. Die Umgegend dieser Stadt bildet den Staat Tucuman, der in Westen an das Palcipa-Gebirge (Staat Catamarca), im Osten an den Rio Vermejo (Provinz Chaco, Staat Paraguay), im Süden an den Staat Santiago del Estero und im Norden an Salta stösst; von Osten nach Westen misst dieser Staat 75 Meilen, von Norden nach Süden 35 Meilen (2250□M.) und enthält nach einer officiellen Angabe von 1825 nicht mehr als 40000 Menschen, also kaum 18 auf jeder Quadratmeile. Es giebt aber in den Anden und in den östlichen Ebenen (Choco), ausser den weissen Christen, noch zahlreiche Horden unbekehrter Heiden, von welchen die Ansiedler seit dem 16. Jahrhundert fortwährend bekriegt werden und welche diese also zur Tapferkeit zwingen, wegen welcher Eigenschaft sie denn auch in der ganzen Platagegend berühmt sind. Uebrigens sind diese Bürger von Tucuman (Holzhauer und Viehhirten),

fast ohne Ausnahme mit Kröpfen begabt und leiden auch häufig an Fiebern. Die übrigen Flüsse dieses Landes der Salado und Vermejo, fliessen wie der Rio dulce, sämmtlich südöstlich dem Parana zu. Die Hauptstadt hat einige Bedeutung, weil an derselben hin die Landstrasse geht, welche von Buenos-Ayres nach Potosi und von dort nach Lima führt.

Nach dieser Stadt S. Miguel de Tucuman schickte die Regierung der vereinigten Staaten des Rio de la Plata, die von der Vollziehungsgewalt des Staates Buenos-Ayres verwaltet wird, im Juny dieses Jahrs den Obersten Don Gregorio Araoz de la Madrid ab, um daselbst, wie in den übrigen innern Platastaaten, das für den Krieg gegen Brasilien bestimmte Contingent, welches nach dem Congressbeschlusse vom 31. May 1825 533 Mann betragen sollte, abzuholen, und er ging über Cordova u. Santiago del Estero dahin ab. Nun aber haben, wie die Beispiele eines Artigas, Carrera, Bustamente, Lopez etc. beweisen, die en Chef commandirende Officiere in den Platastaaten seit dem Ausbruche der Revolution eine unüberwindliche Neigung, sich in den einzelnen Orten, die wie Oasen in den grossen Wildnissen liegen, Rebellion zu stiften, um dadurch ihre leere Beutel zu füllen. Der Oberst entsprach dem Vertrauen, welches die Regierung in ihn gesetzt hatte, gar schlecht, und statt mit dem Continente pflichtschuldigst schnell aufzubrechen und nach Buenos-Ayres zu ziehen, benutzte er die ihm anvertrauete Vollmacht, um den legitimen Gouverneur und General-Capitano von Tucuman, Don Xavier Lopez, abzusetzen, und die Regierungsjunta der Stadt zu bewegen, ihn, den la Madrid, an dessen Stelle zu erwählen. Statt also die Continente von Nordwesten her anrücken zu sehen und diese zur Ver-

stärkung der Armee am Uruguay benutzen zu können, empfing die Regierung in Buenos-Ayres die Hiobspost, dass sich nun neben dem auswärtigen Kriege mit Brasilien wieder eine Rebellion im Innern entsponnen habe. Uns, die wir in Europäischen Staaten leben, muss solcher Unfall gar schrecklich erscheinen; aber die Regierung in Buenos-Ayres ist seit 1810 gegen solche Schrecken abgehärtet. Auf deren Antrage fasste der Nationalcongress am 31. Dec. v. J. den Beschluss, den Gouverneuren und General-Capitainen der umliegenden Staaten Santa Fe, Cordova, Santiago del Estero etc. den Befehl zu ertheilen, schnell mit ihren Milizen aufzubrechen, um zuvörderst den Rebellen le Madrid, der zugleich vor die Schranken des Congresses gefordert ward, um sein Benehmen zu vertheidigen, bezwingen zu helfen. Dass dieser revolutionaire Zwischenact auf den Krieg mit Brasilien einen Einfluss hat, leidet keinen Zweifel; aber die Banda oriental, unter La Valleja und Ribera, ist stark genug, um es eine Zeitlang mit den Brasiliern aufzunehmen, und übernimmt Pedro I. auch Portugals Krone, so ist die Fehde mit diesem Reiche gewiss von keiner langen Dauer und für die Platastaaten nicht gefährlich.

Meteorologische Beobachtungen

am Bord des Königl. Grossbrit. Schiffs *Superb*, auf einer Reise von Plymouth nach Rio de Janeiro angestell

	Breite.	Länge.	Temperatur der Luft.			Temperatur der See.		Barometer.	Wind.	Wetter.	Bemerkungen.
1819.	N.	W.	8 A.M.	Mitt.	4 P.M.	8 A.M.	Mitt.	Mittags.			
Sept. 10	48° 57′	5° 14′									Während der ersten Woche wurden keine Beobachtungen angestellt.
11	47 54	6 45									
12	46 8	9 48									
13	42 36	12 13									
14	40 48	13 14									
15	39 28	13 32									
16	37 40	14 2	72	73	73	71	71½	30.09	N.N.O.	Schön	Veränder. d. Comp. 22n
17	35 3	14 41	72½	73	72	71½	71½	30.1	N. O.	do.	
18	Ma	deira	73	73	71½	72	72	30.1	N. O.	Stürmisch.	Bei Porto Santo u Madeira vorbeigesegelt.

Sept. 19	32° 11′	17° 8′	75	72½	73	73½	72	29.9	N.W.	Schön	Abweichung, 20 °.
20	29 57	17 57	74	74	74	72	71	29.8	NNW.	Früh Morg. sch. Regen.	Temperatur zu 120 Klafter Tiefe, 61 °.
21	29 13	18 16	77	77	77	72½	74	30	W.	Schön	
22	28 26	18 43	77	78½	77	73½	74	30.1	Stille	Schön	In 120 Klafter, 58°.
23	26 55	19 27	77	77	76½	73	74	30	N.W.	Schön	
24	24 55	21 1	79	78	77	75	75	30	N.O.	Schön	
25	22 86	22 47	78	77	77	75	75	30	N.O.	Schön	
26	20 6	24 24	79	79	79	76	76	30.1	N.O.	Schön	
27	17 33	25 40	79	78	78	76	76	30	N.O.	Schön	Abweich. d. Comp. 13°
28	15 3	25 35	81	80	80	78	79¼	29.9	N.O.	Schön	Abends Regenschauer.
29	14 10	25 26	84	84	83	79	81	29.9	Stille	Schön	Temp. zu 50 Klafter 59 °, zu 100 Klafter 53°. — Abw. 13° W.
30	12 49	24 57	83	86	83	80	61	29.9	N.O.	Schön	
Oct. 1	11 30	24 27	83	81	83	80	81	29.9	O.N.O.	Schön	

Meteorologische Beobachtungen

am Bord des Königl. Grossbrit. Schiffs *Superb*, auf einer Reise von Plymouth nach Rio de Janeiro angestellt.

	Breite.	Länge.	Temperatur der Luft.			Temperatur der See.		Barometer.	Wind.	Wetter.	Bemerkungen.
1819.	N.	W.	8 A.M.	Mitt.	4 P.M.	4 A.M.	Mitt.	Mittags.			
Oct. 2	10° 5′	24° 9′	84	82	81	81	81	29.9	Stille	....	Abw. d. Comp., 12°. In der Nacht schw. Regenschauer.
3	9 12	23 53	84	83	83	80½	81	29.9	Veränd.	Stürmisch.	Idem.
4	8 43	23 44	82	82	82	80¾	81	29.9	Veränd.	St. Regen.	Temp. der See zu 4 P. M. 79½.
5	7 52	22 33	80	82½	81	80	81¾	29.9	S.W.	St. Regen.	
6	6 33	21 16	81½	84	80	81	82	29.9	NNW.	....	Zu 4 A. M. Temp. d. Oberfl. d. Wass. 80°. St. Regenschauer.
7	4 46	20 48	82	84	80	81	82	29.9	Stille	St. Regen.	
8	3 10	20 35	80	82	80	81	82	29.9	S.W.	St. Regen.	Temp. der See um 4 A. M. 78°.
9	2 12	22 0	81	81½	80	80	81	29.9	S.	Schön.	Abw. d. Comp. 13° 30′ — Zweifelhaft.
10	1 33	22 44	82	82½	80	80	80	29.9	S.O.	Schön.	

Oct.	11	16′ S.	23° 39′	81	81	80	78	79	29.9	S.O.	Schön.	
	12	1° 38′	25 0	80½	81	79	77	78	29.9	SO z. S.	Schön.	
	13	3 25	26 18	80½	81	80	78	79	29.9	SO z. S.	Wolkig.	Abweichung, 8° 45′
	14	5 25	28 40	80½	80	80	78	79	29.9	SO z. S.	Schön.	Frischer Wind.
	15	7 47	29 24	80½	80½	80	78½	79½	29.9	S.S.O.	Schön.	Frischer Wind.
	16	10 18	31 14	81½	82½	80	78	77	29.9	S.S.O.	Schön.	Idem.
	17	13 1	32 22	80	80	79	77	78	29.9	S.S.O.	Schön.	
	18	15 53	33 33	78	78	78	77	76	30	S.O.	Schön.	
	19	18 25	35 17	78	79	79	76	75½	30	- - SO.	Schön. — Regensch.	Veränderlicher Wind.
	20	20 28	36 58	76½	80	79	75	76	80	N.	Schön.	
	21	22 17	39 3	77	74½	75	75½	75½	29.9	Schön.	....	Des Morg. Gewitter, Regen und Wind.
	22	22 20	39 45	74½	76	74	73	75	29.9	Schön.		
	23	22 50	40 40	75	79½	76	71½	73½	29.9	Schön.	....	Auf Ankergrund.
	24	Rio de im Ge	Janeiro sicht.	75½	78½	75	70½	72½	29.9	Seewind		

Armen - Colonie in Ober - Canada

(Nach officiellen, dem Parlamente vorgelegten Aktenstücken.)

Im Jahre 1823 wurden 485 Seelen, 142 Männer, 57 Frauen und 186 Kinder aus Jrland nach der Britischen Colonie Ober-Canada eingeschifft, sämmtlich blutarme Leute, denen dort Land angewiesen und für deren Fortkommen aufs beste gesorgt ist. Die sämmtlichen Kosten für jeden Kopf betrugen 22 Pf. Strl. (132 Rthlr.). Da dieser Versuch gelang, so schickte die Regierung im Jahre 1825 auf mehreren Schiffen nach und nach 2024 Köpfe, 652 Männer, 524 Frauen und 848 Kinder, ab. Die Kosten dieser Expedition betrugen für jeden Kopf nur 20 Pf. Strl. Diese armen Menschen befinden sich nun sämmtlich, verglichen mit dem Elende, welches Irlands unterste Volksklasse in ihrem Vaterlande drückt — in einer höchst zuträglichen Lage, und sind sehr zufrieden mit ihrer Versetzung in den neuen Welttheil. Auch wurden gerade die ärmsten und Hülfsbedürftigsten, meistens Menschen ohne Obdach — für die Auswanderung ausgewählt. Bekanntlich giebt es kein Volk auf Erden, welches sich genügsamer und arbeitsamer zeigt, als das Irländische; daher auch die Britische Regierung nur Irländer hinübersendet. Ein reicher Irländer Fitzgibbon hat sie im Jahre 1825 selbst in Canada besucht, und ist mit der Lage, worin sich seine Landsleute in Ober-Canada befinden, vollkommen zufrieden. Für die Armuth in England ist ein ähnlicher Plan im Werke. Um die arbeitende Klasse der Armen in England näher über Ober-Canada zu unterrichten, hat Herr Henry Boulton, königl. General-Sachwalter (Solicitor general) der Provinz Ober-Canada, eine kurze Beschreibung der

Provinz Ober-Canada (*a short Sketch of the Provinze of Upper-Canada, printed for John Murray, 8vo.*) entworfen.

Ueber die Bleiminen im Staate Missuri.

(Eingesandt.)

Der im Februarhefte 1826 aus dem Nordamerikanischen Blatte S. Louis republican mitgetheilte Auszug über die Bleiminen von Missuri berechtigt zu einigen Erörterungen über einen Theil jenes Welttheils, der, wie so mancher andere, noch nicht in Europa gewürdigt, ja grösstentheils kaum bekannt zu nennen ist; und dennoch sind gerade in unserer Zeit die bedeutendsten Nachrichten darüber bekannt geworden, besonders durch *Scholcraft's view of the lead mines of Missuri; Lew. Beck's gazetteer of Illinois and Missuri,* und die Beschreibung der Reise des Majors Long durch Louisiana nach dem Felsengebirge (Rockymounts,) von Edw. James.

Das segenreiche Bleiland, *Mine country*, (denn auch das Land am obern Mississippi und das jetzt noch den Sioux gehörige, zwischen dem Mississippi und dem Missouri, ist sehr bleireich) geht längs des Flusses S. Francis westlich von ihm, dann längs der Linie, die von der Quelle jenes Flusses erst zu der des Merrimacks, dann zum Missuri nordwestlich 45 Englische Meilen läuft; wird im Norden eine Strecke weit vom Missuri umgränzt und im Westen von der Linie, die von diesem Flusse südwestlich 75 Meilen weit, bis zum Fourche à Courtois, einem Zuflusse des S. Francisflusses, läuft. Dieser Strich, ein längliches Dreieck von 3150 Englischen □-Ml., ist zwar im Ganzen ein unfruchtbares, steiniges Land, allein voll der grössesten Schätze des Mineral-

reichs. Seine Beschaffenheit ist hügelig, ohne sehr hohe Berge, ähnlich den Wellen eines stürmischen Meeres, wenig zum Ackerbau geeignet und besteht aus hartem kiesigen Thon mit Mergel abwechselnd und voll Bleierz. Dann folgt in 10 — 15 Fuss Tiefe die Kalkfelsenschicht, die weit bleireicher scheint, obgleich die Miner nirgends in sie eingedrungen sind, und wahrscheinlich noch lange zu arbeiten haben, ehe sie die Fülle des gleichsam auf der Oberfläche der Erde sich findenden Metalles erschöpfen können. Die höheren Ebenen (prairies), wahre Berghalden, sind ganz nackt und durch die Abhänge der Hügel dicht bewaldet, doch ist im Allgemeinen hier Holzmangel. Die Europäischen Cerealien gedeihen überall in den fruchtbaren Flussniederungen (bottoms); doch sind diese zu sparsam, um die Bevölkerung, die wahrscheinlich sehr schnell zunehmen wird, zu ernähren; denn der Bleireichthum zieht noch immer eine grosse Menge Menschen her, und der Hauptausfuhrplatz des Landes, S. Geneviève am Mississippi, welcher jetzt die wichtigsten Fabriken des Landes hat, ist einer der bedeutendsten Handelsplätze an den Ufern des Mississippi, (1820 mit 1500 Einwohnern). — Das Erz ist meist Bleiglanz, von heller weisslicher Farbe, leicht zu bearbeiten und zu hämmern, da es nur in Kuben bricht. Dies und die geringe Schwierigkeit des Findens in der wenig harten Erde ist der Grund, weshalb die Minen bisjetzt auf eine so nachlässige Weise betrieben worden sind. Wo das Erz sich nicht mehr in hinreichendem Ueberflusse findet, da ziehen die Arbeiter fort, und schlagen beliebig ein, stets eines grossen Gewinnes versichert. Das Erz ist dabei sehr ergiebig, und hat oft einen Bleigehalt von 82 pCt. Die Fülle der Minen ist oft wunderbar. Die Mine Shibboleth

gab bei ihrer Entdeckung, 1811, im ersten Jahre in reinem Ertrage 3,125000 ℔ Erz, und 1819 noch stets 1 Million ℔. Der Ertrag der Minen und die Zahl der beschäftigten Arbeiter (1819) ist wie folgt für die drei Jahre vom July 1816 bis April 1819 inclusive:

	Pf. Blei.	Arbtr.
Mine à Barton,	1500000	160
Mine Shibboleth,	2700000	240
Mine la Motte,	2400000	210
Richwood's,	1300000	140
Bryan's und Dogget's Mines,	910100	80
Perry's diggings,	600000	60
Elliot's Mine, Old's mine, Bellefontaine,	45000	20
Die Minen Astraddle, Liberty, Renaulds, Silvers und Millers,	450000	40
Dannons und Becquets digg. und little Mines,	75000	30
Rocky-Citadel digging, Lambert's, Austins und Johnes's Mines,	1160000	130
Gravelly, Scotts Mines; M. à Martin u. à Robino,	50000	20
Pfund Blei	11,190100	1130

Und damals waren noch 18 unbearbeitet! —

Dieser Landstrich liegt ganz im Staate Missuri, ein regelmässiges Viereck, bis auf die östliche Seite, welche der Mississippi begränzt und zwischen 36—40° 30′ Br. und 11° 45′—17° 36′ Lg. westlich von Washington. Seine Grösse ist 60300 Engl. □-Meilen und er hat die günstigste Abwechselung der Climate, daher der südliche Theil eben so gut Taback und Baumwolle, vielleicht gar Indigo, liefert, als der nördliche die Europäischen Cerealien. Der ganze nördliche Theil, so wie wahrscheinlich der noch sehr wenig bekannte westliche, gehört zu den fruchtbarsten Ländern der Union und die Niederungen des Missuri stehn in dieser Hinsicht keinem

Landstriche der ganzen Erde nach. Zugleich geben die südlichen Zuflüsse des Missuri Salz in Quellen, in unerschöpflicher Menge. Was für Hülfsquellen, was für Aussichten!

Die Hauptstadt des Stadts ist provisorisch jetzt St. Charles, 32 Englische Meilen über der Niederung des Missuri an seinem Nordufer, in einer ausgezeichnet fruchtbaren Gegend. Doch ist von der legislativen Versammlung 1821 der Platz zu einer künftigen Hauptstadt des Staats bestimmt, mehr nach der Mitte zu, am Südufer des Missuri unweit der Mündung des kleinen Osage in dem Canton Cole, und der Anfang zur Erbauung 1823 gemacht.

Der Staat besteht jetzt (1820) aus 28 Cantons, und zählte 66586 Einwohner (worunter 347 freie Farbige und 10221 Sklaven sind); 1821 im September aber schon 70647 Einwohner (worunter 11234 Negersklaven) 1816 hatte er erst mit den damals nicht getrennten, jetzt besondern Territorium Arkansas 15163 Einwohner. Das ausführliche Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari, dessen 17ter Band die Vereinigten Staaten enthält und überhaupt, unbeschadet seiner Ausführlichkeit, wenigstens in Rücksicht Amerika's, voll der gröbsten Fehler ist, zählt für Missuri 19 Cantone, allein davon gehören die 4 letzten nach dem Staat Mississippi, und sind auch wirklich dort (p. 972 — 74) beschrieben.

M.

Trauriges Schicksal
Deutscher Ausgewanderter,
auf der Fahrt nach Buenos-Ayres.

(Aus einem Schreiben eines Reisenden an Bord des Niederländischen Schiffes Kumbang Jatie, Capitain Franz Stavers, datirt Hafen Montevideo, den 5. Januar 1826.)

Am 15. October 1825 segelten wir von Texel ab, mit 67 Deutschen Handwerkern und Landbauern, mit Weibern und Kindern, eine Anzahl von 311 Seelen, sämmtlich entschlossen nach Buenos-Ayres auszuwandern; mit Offizieren und Schiffsmannschaft enthielt das Schiff von 300 Tonnen nicht weniger als 336 Menschen!!! Während der Reise erlitten wir schwere Stürme und bedeutenden Schaden, dennoch erreichten wir — obgleich das Schiff gedrängt voll Menschen war, die, weil sie nie die See befahren, fast alle Seekrank wurden, sehr glücklich den Rio de la Plata in 60 Tagen, nachdem wir Alt-England passirt waren. Die Vorsehung schützte nns; mehrere Frauen waren schwanger, als sie an Bord kamen; eine Frau und drei junge Kinder starben auf der Reise; aber vier Frauen beschenkten ihre Männer mit eben so vielen gesunden muntern Knaben. Es herrschte die grösste Reinlichkeit und der wackre Capitain sorgte für die Verpflegung der Reisenden aufs beste. — Dennoch waren die armen Leute äusserst froh, endlich die Küste zu erblicken; die Stürme und die damit verbundene Angst hatten widerwärtig auf sie gewirkt, und die meisten schwuren, nie wieder ein Schiff zu betreten. Voll freudiger Erwartung näherten sie sich dem Lande, dem Ziele ihrer Hoffnung. Alt und Jung hüpfte und sprang und überliess sich dem

freudigsten Jubel. Es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens — es war reine Freude; alle waren voll Dank, alle Noth schien vergessen und der Capitain selbst empfand einen edlen Stolz, so viele Menschen aus Zwang und Tyrannei ins Land der Freiheit übergeführt zu haben.

Am 26. December fuhren wir bei Montevideo vorüber. Tags darauf um 3 Uhr Nachmittags verfolgte uns bei der Ortiz-Bank eine Brasilische Kriegs-Corvette und schickte uns ein Boot zu. Der Offizier dieses Boots holte den Capitain Stavers an Bord der Corvette, wo er befragt und dann zurückgeschickt ward, um seine Papiere zu holen. Als er wieder an das Kriegsschiff kam, erklärten ihm die Brasilier, Buenos-Ayres sey blokirt. Eine Kriegbrigg ward nun an den Kumbang Jatie geschickt, um ihn unter Aufsicht zu nehmen. Die Brigg segelte auf uns zu, feuerte ein Stück ab und ankerte dann in Schussweite. Der Schrecken, der aller Antlitz bleichte, war unbeschreiblich; Angst, Verzweiflung, Wuth ergriff die wackern Deutschen; so gross ihre Freude gewesen war, so gross war nun ihr Schmerz! — Um 4 Uhr Nachmittags kehrte Capitain Stavers an Bord zurüch, begleitet von dem Lieutenant der Corvette, der das Commando über den Kumbang Jatie in Anspruch nahm. Alles drängte sich um den Capitain; aller Augen hingen an seine Lippen mit der angstvollen Frage; jeder zitterte, das Schlimmste zu vernehmen — und Gott weiss, es war schlimm genug; die armen Menschen, in ihrer bedaurenswerthen Lage, hörten: Brasilische Tyrannei verwehre ihnen, nach Buenos-Ayres zu fahren. Um 5 Uhr wurden die Anker gelichtet und wir segelten unter Convoy der er-

wähnten Brig nach Montevideo, wo wir auf der Rhede südwestlich vom grossen Thurme ankerten.

Um Mittag ward Capitein **Stavers** wieder aus dem Schiffe geholt und an Bord eines Kriegsschiffboots zum Admiral gebracht, der seine Papiere untersuchte und ihm sehr kaltblütig erklärte, er könne hinsegeln, wohin er wolle, nur nicht nach Buenos-Ayres. Capitain **Stavers** erwiederte mit vesten, doch ehrerbietigen Worten: Es sey ihm unter diesen Umständen unmöglich in See zu gehn; sein Schiff sey voll Menschen, aber Mundvorrath und Wasser sey aufgezehrt, er kenne in Montevideo Niemand, der ihm mit dem Nothwendigen für so viel Menschen versehn könne und willig sey, ihm Vorschüsse zu machen, — nur Kanibalen könnten so viele Menschen der Verschmachtung Preis geben; die Angst und Verzweiflung, welche die Besetzung seines Schiffes bei seinen Passagieren erweckt hätten, wären die Ursache plötzlicher Erkrankung bei vielen derselben geworden; sie hätten ihre Fracht bis Buenos-Ayres bezahlt — er frage also, wohin er segeln solle, wenn man ihm nicht gestatte, den Ort seiner Bestimmung zu erlangen? Der Admiral nahm davon kein Notiz und entliess den Capitain **Stavers**, der nun, ohne zu wissen, was er beginnen sollte, an Bord zurückkehrte. Am 28. Dec. wendete sich der Capitain **Stavers** an den Oberbefehlshaber (den Vicomte de Laguna? Lecor?) und flehte ihn um Erlaubniss nach Buenos-Ayres zu segeln; er schilderte ihm, wie wenig er von den armen Ausgewanderten zu fürchten habe; es wären keine Soldaten, sondern Hausväter; sie führten kein Mordgewehr, sondern wollten blos Pflug und Handwerksgeräth in Buenos-Ayres gebrauchen; sie wären meistens schwach und krank; alle Männer wären

verheirathet und hätten ihre Weiber, meistens mit 4—7 Kindern, bei sich; alle hülfsbedürftig; alle in Noth; und bald, bald würden sie vor Hunger und Durst umkommen, wenn er sich nicht erbarme. — Der Oberbefehlshaber schien gerührt, versprach, sich mit dem Admiral Lobo und dem General Mendez zu berathen, und Antwort zu senden. Am 29. December begab sich der Capitain Stavers wieder zum Oberbefehlshaber, drang auf schleunige Antwort, doch ohne Erfolg. Am 30. December hatte der Capitain abermals eine Unterredung mit dem Oberbefehlshaber in Gegenwart des Generals Mendez und des Admirals Lobo; der Niederländer schilderte ihnen die Lage seiner Pflegempfohlenen und den Schaden, den er und die Schiffsrheder erleiden müssten, mit den lebendigsten Farben; doch Admiral Lobo erklärte trocken und fühllos: der Kumbang Jatie dürfe nicht nach Buenos-Ayres segeln. Noch einmal versuchte der Capitain dieses Felsenherz zu rühren: „Schon herrscht Krankheit unter den Armen; erlaubt man mir nicht zu landen, so wird eine Seuche entstehn, und der grösste Theil der Unglücklichen umkommen und ihre Seelen werden sie Ihren Kaiser vor Gottes Richterstuhl anklagen; alle Nationen werden Ihre Grausamkeit, die durchaus nicht mit Kriegsbrauch stimmt, vernehmen, und Ihr Name wird zum Abscheu werden." — Doch, sie blieben unbewegt; sie wiederholten mit kalter Hartherzigkeit ihre Erklärung, das Schiff nicht fahren lassen zu wollen, auch wussten sie ihm nicht zu rathen, was er anzufangen habe. Capitain Stavers traf bei seiner Rückkehr an Bord einen herzzerreissenden Anblick; dort herrschte namenloses Elend, Jammer und Wehklagen; kein Trost fand bei den Unglücklichen Eingang. Stavers wandte

sich nun an den Britischen Consul und an die Britischen Kaufleute in Montevideo und erweckte leicht ihr Erbarmen für seine Nothleidenden; mit der Menschenfreundlichkeit, die die Briten charakterisirt, verwandten sie sich zu ihren Gunsten. Mit einer Wärme, die über allen Lob erhaben ist, mit einem Ernste — dessen Folgen gewiss nie ausbleiben werden, suchten sie jene mitleidslosen Brasilier, deren Strafstunde der Allgerechte gewiss nicht lange verschieben wird — zu Mitleid zu bewegen, doch diese blieben auch gegen diese Vorstellungen unerbittlich und beharrten bei ihrer unmenschlichen Entscheidung, die alle Bewohner von Montevideo und insonderheit auch die dortigen Briten mit Erbitterung erfüllte; ja, jene schickten sogar dem Capitain Stavers, der durch seine Freunde mittlerweile mit allem Nothwendigen versehn ward, die Abschrift des Saisie-Protocolls und den Befehl, sich in 4 Tagen von Rhede und aus dem Rio de la Plata zu entfernen! —

(Bis jetzt ist über das fernere Schicksal dieser Unglücklichen nichts weiter berichtet; so wie etwas von ihnen zur Kunde kommt, wird die Redaction dieser Zeitschrift solche den Lesern schleunigst mittheilen. Wohl zu merken ist, dass die Kriegserklärung Brasiliens dem neutralen Capitain Stavers auf seiner Fahrt nicht bekannt werden konnte, und bekanntlich erst wenige Tage zuvor erfolgt war; es ist also durch das Benehmen gegen ihn das Völkerrecht in jeder Rücksicht verletzt.)

Schauderhafte Seenoth
eines Nord - Amerikanischen Schiffes im Nord-Atlantischen Meere.

Am 7ten März Abends, als die von den Sandwich-Inseln zurückkehrende Königl. Grossbritannische Fregatte Blonde, Capitain Lord Byron, welches den 28sten Januar S. Helena verlassen hatte, mit lebhaftem Winde rasch forteilte, ward aus dem Mastkorbe desselben ein Schiff in Noth entdeckt, worauf der Capitain sogleich zusteuern liess und welches er bald erreichte. Es war das Schiff Frances Mary, 398 Tonnen gross, aus S. Johns, der Hauptstadt der Britischen Provinz New-Brunswick in Nord-Amerika, von dort nach Liverpool bestimmt, und dem Capitain Patterson gehörig. Es war völlig zertrümmert, ganz vom Wasser überströmt, und hielt sich blos deswegen wie ein Floss über deu Wellen, weil es mit Bauholz beladen war; blos der Hauptmast mit einer Segelstange schwebte allein über Wasser; die Böte waren über Bord gespült. — Von 16 Seelen, die sich auf dasselbe eingeschifft hatten, waren nur sechs und unter diesen zwei Weiber übrig. Unter dem 44° 43′ N. Br. 345° 32′ L. über Ferro ward das Schiff zertrümmert und erst unter dem 43° 30′ N. B. 341° 9′ L. über Ferro wurden sie aus ihren fürchterlichen 29tägigen Leiden errettet. Der Bericht über ihre Seenoth lautet, wie folgt:

„Das Schiff Frances Mary segelte unter Leitung des Schiffers John Kendall am 18ten Januar aus S. Johns ab. Am 1sten Februar erhob sich starker Wind aus West-Nordwest, brach den Fockmast und die Besam-Mastspitze und führte sie über Bord; um 11 Uhr Abends riss eine Sturzwoge die Cabuse (den eisernen

Kochheerd) und ein Boot fort und machte fünf Mann zur Arbeit unfähig. Am 2ten Februar ward, ob es gleich noch stark wehte, das Getrümmer fortgeschafft und Segel beigesetzt, um das Schiff vor dem Winde zu halten. Am 5ten Februar, um 11 Uhr Vormittags, zerriss der wieder mit starken Sturzwogen einbrechende Sturm die Segel, führte sie fort; ein Sturzsee traf das Schiff, zerschellte das Steuerruder und riss das grosse Boot etc. über Bord. Zehn Minuten später stiess eine zweite Woge den Schiffsspiegel ein, brach den Vordermast und riss ihn nebst zwei Ankern fort. Da das ganze Schiff nun unter Wasser stand, so suchte man eilends noch einige Lebensmittel zu bergen; 50 ℔ Brod und 5 ℔ Käse wurden gerettet. Die Frau des Schiffers und eine junge Reisende, Anna Saunders, bestiegen nun den Mast, während die übrigen das Schiff möglichst zu erleichtern suchten, um es noch oberhalb des Wassers zu halten. Die meisten Leute schliefen im Mastkorbe. Bei Tagesanbruch hing einer der Matrosen bei den Beinen im Tauwerk; die Anstrengung hatte ihn getödtet; er ward den Wellen übergeben. Am 6ten, um 8 Uhr Morgens, sah man ein fremdes Schiff nahen, es wurden Nothsignale gemacht; es war ein Amerikaner; das Schiff kam so nahe, dass man sich einander zurufen konnte, und blieb vierundzwanzig Stunden bei den Unglücklichen; doch ohne Hülfe zu leisten. Der Unmensch entschuldigte sich, dass die See zu hoch gehe. Man brachte nun ein Zelt auf das Vordercastel zu Stande und vertheilte an jede Person ¼ Zwieback. Am 8ten Februar zeigte sich ein Schiff über dem Winde; es wehte stark. Am 9. Febr., 10 Uhr Vormittags, sah man dasselbe Schiff unter dem Winde; es wurden wieder Nothsignale gemacht; der

Fremde segelte herbei und zog die Amerikanische Flagge auf. Am 10. Febr. war dieses zweite Schiff gleichfalls so nahe, dass es mit den Unglücklichen reden konnte. Der Amerikaner fragte: Was wollt ihr, wollt ihr das Schiff verlassen? — Die Nothleidenden riefen: Ja! Jener fragte: Habt ihr Tauwerk? Auch dieses war bejaht. Da brach die Nacht ein; es wehte stark; am Morgen war jenes Schiff wieder verschwunden.

Die Unglücklichen, die sich nun zum zweitenmal in Todesnoth verlassen sahen — waren der Verzweiflung preis gegeben; die Lebensmittel waren fast aufgezehrt, frisches Wasser wenig mehr vorhanden, und so litten sie Hunger und fürchterlichen Durst. Wir möchten gern annehmen, dass der Sturm und das heftig wogende Meer die Rettung erschwerten; aber so viel bleibt doch ausgemacht, dass jenen Amerikanern der Muth fehlte, etwas für die Rettung ihrer Mitmenschen zu wagen. — Am 11. Febr. erschien ein grosses Schiff im Norden, blieb aber so entfernt, dass man es nicht anrufen konnte. „Am 12. Febr., lautet der Bericht weiter, starb der Matrose James Clarke; wir lasen die Gebete — und übergaben seinen Leichnam den Wellen. In 9 Tagen hatten wir nun nichts Erquickendes genossen, der letzte Bissen war aufgezehrt; täglich hatten wir nur ½ Viertelnössel (Gill) Wasser genossen — dabei waren wir die Zeit über ohne einen trocknen Faden am ganzen Leibe. — Am 22. Februar starb der Matrose Jonah Williams um 10 Uhr Vormittags; wir bewahrten den Leichnam, schnitten ihn in Stücken und hingen ihn an Nägeln auf. — Am 23sten Februar starb John Moore; wir assen seine Leber und sein Herz; das übrige warfen wir über Bord. — Etwa am 26. Februar zeigte sich eine Brigg, welche Engl.

Flagge führte; kam uns etwa bis auf eine Meile nahe — setzte aber dann noch ein Segel bei und war schnell aus unsern Augen verschwunden. Es war frischer Wind, aber kein Sturm, die See war ganz ruhig bei gelindem Regen. Hätte dieses Schiff uns gerettet, so wären uns schreckliche Leiden erspart. Doch es zeigte auf unsere Nothsignale Englische Flagge und eilte fort!!! — Vom 23. Februar bis 5. März kamen folgende vor Hunger und Durst um: Henry Davis, ein Walliser Knabe; Alex. Kelly, ein Seemann; John Jones, Schiffslehrling, ein Neffe des Eigners; James Friar, der Koch; Daniel Jones und John Hutchinson, Seeleute, und John Jones, ein Bursche; den letzten warfen wir über Bord, weil sein Blut bitter war; auch den James Friar, der auf seiner Heimreise begriffen war, um sich mit der gleichfalls an Bord befindlichen Anna Saunders, die als Dienstmädchen bei der Frau des Schiffers aufwartete, zu verheirathen. Als diese hörte, dass ihr Bräutigam nun auch todt sey, schrie sie laut auf, riss dem Bootsmann eine Tasse aus der Hand, schnitt ihren gestorbenen Bräutigam in den Hals und trank sein Blut, unter der Behauptung, daran habe sie das grösste Recht; darüber entstand eine Schlägerei; — doch die Braut — behielt den Sieg, und erlaubte nur ihrem Gegner, dem Bootsmann, eine Tasse zu trinken, nachdem sie zwei getrunken hatte. — Endlich erblickten wir in der Nacht die Laternen des Königl. Schiffes Blonde; ohne Hoffnung; denn dreimal waren wir fürchterlich getäuscht. Von der ganzen Mannschaft waren nur noch J. Kendall, der Schiffer und seine Frau; John Clarke, der Bootsmann; John Wilson, der Zimmermann; ein Matrose, M'Intire und die unglückliche Braut Anna Saunders übrig. Doch wer schildert unsere Gefühle, als wir

den Cutter der Fregatte, den Lieutenant Gambier commandirte, trotz des heftigen Windes, der uns während der Nacht gewiss vom Wrack geschleudert hätte, und den wüthend bewegten Wogen, zu Hülfe eilen sahen, uns vier Männern und zwei Weibern, Bildern des Elends, ausgemergelten, halb verhungerten Gestalten. Ihr habt noch frisches Fleisch? war das erste Wort des Lieutenants, als er an das Wrack legte. „Nein, Herr! antwortete der Schiffer, es ist von Menschen, von unsern Unglücksgefährten; und selbst dies Nahrungsmittel wollten wir diesen Abend Rationsweise vertheilen; doch nun bringen Sie uns Hülfe!" — Die Frau des Schiffers, eine achtbare, und, trotz der Noth, noch ganz hübsch aussehende Frau von 25 Jahren, Mutter eines 7jährigen Kindes, welches sie in New-Brunswick zurückgelassen hat, ertrug ihr schweres Leiden über alle Erwartung standhaft. Aus Noth musste sie sich entschliessen, das Gehirn des Schiffslehrlings zu speisen, und behauptet, nie etwas köstlicheres gegessen zu haben. — Und dieser Schiffslehrling, John Jones, ein junger Mensch von Sitte und Bildung, hat selbst zuvor dreimal Schiffbruch gelitten, ist auch einmal 22 Tage auf Wrack umhergeschwommen, bis ihn ein Schiff durch einen glücklichen Zufall rettete, und derselbe musste nach so vielen in früher Jugend ausgestandenen Gefahren eine Speise seiner Schiffsgenossen werden. Anna Saunders, ein Mädchen von 21 Jahren, zeigte aber weit mehr Entschlossenheit als ihre sämmtlichen Leidensgefährten; sie schlachtete und zerschnitt die Leichname, und hatte dazu immer zwei Messer in ihrem Spencer; so wie einem der Athem ausging, schärfte sie die Klingen, liess den Erblichenen am Hals zur Ader, trank sein Blut, vertheilte es, und begann dann ihre anatomische Arbeit

mit vielem Geschick. Wegen des Mangels an Wasser tranken einige ihren Urin und Seewasser; doch diese wurden wahnsinnig, krochen auf dem Verdeck herum und starben meistens an Tobsucht. — Die Frauen befanden sich am besten; die vier Männer waren in einem höchst bedenklichen Zustand; doch, so wie sie die Fregatte erreicht hatten, ward alles, was ein Britisches Kriegsschiff vermag, und — das ist bekanntlich nicht wenig — zu ihrer Verpflegung aufgeboten, und es war ihnen in wenigen Stunden so wohl, dass sie alle Leiden, die sie ausgestanden hatten, völlig zu vergessen schienen. So macht Lord Byron (wenn wir nicht irren, ein Brudersohn des Dichters) seinem berühmten Namen als Menschenfreund grosse Ehre.

Amerikanische Kriegserklärung.

Manifest des Kaisers von Brasilien gegen die vereinigten Provinzen des Rio de la Plata.

Der Kaiser von Brasilien sieht sich, nachdem er der Erhaltung des Friedens alle möglichen Opfer gebracht hat, in die Nothwendigkeit versetzt, zu den Waffen zu greifen, um seine durch die Regierung von Buenos-Ayres verletzten Rechte zu vertheidigen; und da sein ferneres Stillschweigen bei den Ihm zugefügten Beleidigungen, auf seine Politik, welche übrigens ganz mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit übereinstimmt, ein nachtheiliges Licht werfen könnte, so hat Er geglaubt, dass seine Würde und der Rang, welchen Er unter den Mächten einnimmt, es Ihm zur Pflicht machen, denselben eine offene und aufrichtige Darstel-

lung seines früheren und jetzigen Verfahrens gegen Buenos-Ayres vorzulegen, damit seinen Unterthanen, den Nationen beider Hemisphären und der Nachwelt über die Rechtmässigkeit eines Entschlusses, welchen die Vertheidigung der Integrität seines Reiches Ihm auferlegt, kein Zweifel bleibe. Von dem ersten Augenblick an, wo die Revolution in den Provinzen des Rio de la Plata und namentlich in Buenos-Ayres ausgebrochen war, hat der Hof von Rio de Janeiro, ungeachtet der ernsthaften Besorgnisse, welche die Gefahr der Ansteckung von dem revolutionairen Prinzip erwecken musste, die strengste Neutralität beobachtet. Die Insurgenten haben dagegen ihrer Seits, ohne von uns irgend gereizt zu seyn, und als ob sie uns dadurch einen Vorwurf über das befolgte friedliche System machen wollten, die Gränzen der Provinz von Rio Grande de San Pedro beunruhigt, die Indianer in ihr Interesse zu ziehen gesucht, zum Angriff gegen diese Provinz Truppen ausgehoben und aufrührerische Proklamationen verbreitet, wodurch sie die Einwohner der Missiones am obern Uruguay *) zur Empörung verleiten wollten. Se. allergetreueste Maj. sah gleich damals ein, dass, um Ihre Staaten gegen die Unternehmungen der Revolutionaire zu schützen, zwischen Brasilien und diesen letzteren eine starke und natürliche Schutzwehr errichtet werden müsse; und da Se. Maj. zugleich auf das Eigenthum der Banda Oriental, welche im Besitz von Spanien war, Ansprüche **) hatte,

---

*) Am. Miszellen 1825. II. 273. A. d. H.

**) Man vergleiche Amer. Miszellen 1825. II. 250 flg. und besonders den wichtigen Aufsatz: Montevideo's politisches Verhältniss zu Brasilien, 1825. II. 273.

so beschwor Sie den Hof von Madrid, dem Fortgange der Revolution in dieser Provinz ein Ende zu machen; allein dieser Hof, anstatt aufs eiligste die Flamme, wovon die Provinz verzehrt wurde, zu löschen, überliess sie ihrem Schicksal; und so verfiel sie in eine schreckliche Anarchie. Damals bemächtigte sich Artigas der höchsten Gewalt in Monte-Video. Die Feindseligkeiten gegen Brasilien wurden mit noch mehr Erbitterung, als bisher, fortgesetzt, zugleich wurden die Einwohner der Banda - Oriental dergestalt unterdrückt, dass eine grosse Menge derselben in der Auswanderung ihr Heil suchten; und die Truppen von Buenos - Ayres, welches später den Entschluss fasste, sich die Länder diesseits des Rio de la Plata zz nnterwerfen, erlitten im Jahre 1815 bei Guabiju, (am Rio negro,) eine so starke Niederlage, dass die Regierung von Buenos-Ayres sich genöthigt sah, die Flagge des Artigas zu respectiren und seine Usurpation zu sanktioniren, indem sie ihn als unabhängiges Oberhaupt der Banda-Oriental anerkannte. Unter diesen Umständen blieb Sr. allergetreuesten Maj. nichts anders übrig, als diesen verwegenen Usurpator durch ein Corps Truppen über den Uraguay zurück zu treiben, und das linke (östliche) Ufer dieses Flusses zu besetzen. In Folge dieses Unternehmens, dessen Ausführung mit den grössten Opfern erkauft wurde, erwarb Brasilien Rechte auf den Besitz dieses Landes, wovon Artigas der Herr war, und dessen Unabhängigkeit Buenos - Ayres anerkannt hatte. Das Einrücken der Brasilischen Truppen machte der Unordnung und Unterdrückung ein Ende, und die Cisplatinos, da sie den Frieden wieder hergestellt, und ihre Ländereien von den Verheerungen einer tyrannischen Herrschaft und des bürgerlichen Krieges befreit

sahen, sprachen ihre vollkommenste Dankbarkeit aus. Die öffentliche Ruhe ist vier Jahre hindurch nicht gestört worden; alles bewies, dass die Partheien sich beruhigt hatten, dass die Gränzen von Brasilien gesichert, und die Einwohner der Provinz diesseits des Rio de la Plata zufrieden waren, alle diese Vortheile unter dem Schutze Sr. allergetreuesten Maj. zu geniessen. Indessen hörte Buenos-Ayres nicht auf, die treulosesten, einer weisen und geregelten Regierung unwürdigen Mittel anzuwenden, um in der Banda-Oriental Zwietracht auszusäen, und daselbst gegen die Herrschaft des Hofes von Rio de Janeiro, den man der Tyranney und Usurpation beschuldigte, Umtriebe zu bilden, indem man bei den heftigsten Partheienhäuptern, wie bei den Bürgern auf gleiche Weise die Meinung zu erwecken suchten, dass die Besitznahme von Monte-Video mit der Niederlage des Artigas hätte aufhören, und dass der Hof von Rio de Janeiro gleich damals das Land hätte räumen müssen. Wenn aber dieses Land nicht die erforderlichen Eigenschaften hatte, um einen für sich bestehenden unabhängigen Staat zu bilden, und wenn das Mutterland seiner Seits diese Provinz nicht behaupten und vertheidigen konnte oder wollte, an wem sollte es denn wohl den Hof von Rio de Janeiro übergeben, ohne die Sicherheit von Brasilien zu gefährden, und ohne diese Provinz selbst neuen Scenen der Verwüstung und des Blutvergiessens auszusetzen, denen sie schon einmal zum Schauplatze gedient hatte? Wäre aber auch die Räumung dieser Provinz gerecht und zweckmässig gewesen, wie hätte denn wohl Buenos-Ayres, das die Unabhängigkeit anerkannt hatte, Ansprüche darauf machen können? Und hätte wohl unter diesen ganz ausserordentlichen Verhältnissen, Buenos-Ayres,

selbst von Partheyenwuth im Innern zerfleischt, ganz von der Brasilischen Regierung gegen die Erneuerung der Uebel, denen sie früher ausgesetzt war, die erforderliche Bürgschaft gewähren, und ihr die Entschädigungen geben können, worauf sie unbestreitbar Ansprüche hatte, und die mehr betrugen, als das besetzte Gebiet werth ist? —

Unter solchen Umständen entschloss sich Se. allergetreueste Majestät, in dem Augenblicke der Rückkehr nach Europa, den Gefühlen Ihres edlen Herzens folgend, und um allen Partheyen einen Beweis ihrer grossmüthigen Absichten zu geben, einen ausserordentlichen Congress von Repräsentanten der ganzen Provinz, nach freien und den obwaltenden Umständen wie den Landesgebräuchen möglichst angemessenen Formen gewählt, nach Montevideo zu berufen, damit derselbe über das künftige Schicksal der Provinz berathschlagen und die für das gemeine Beste am meisten geeignete Regierungsform annehmen möge. Buenos-Ayres ist Zeuge davon gewesen, und da es keinen Grund hatte, um sich geradezu einer so feierlichen Berathung zu widersetzen, so hat es zu seinem gewöhnlichen System der Intrigue seine Zuflucht genommen, um die Gesinnung des Volks zu verderben und dasselbe zur Unterstützung ehrgeiziger Plane zu verleiten.

Die Emissarien von Buenos-Ayres, deren es in der Banda-Oriental eine grosse Menge gab, verläumdeten die Absichten des Monarchen, welcher nicht seine alten Rechte, nicht den Sieg seiner Waffen benutzen wollte, sondern der Provinz die Befugniss ertheilte, selbst über ihr Schicksal zu entscheiden; aber die Leichtigkeit, womit die Regierung von Buenos-Ayres ihre Intriguen verfolgen konnte, so wie die Würde und

Mässigung, welche der Hof von Rio de Janeiro durch die Verachtung dieser treulosen Umtriebe bewies, müssen mehr als alles andere die ganze Welt überzeugen, dass der Congress seine Berathschlagungen mit vollkommener Freiheit gehalten hat. Die Deputirten der verschiedenen Distrikte der Banda-Oriental, welche den Congress zu Monte-Video bildeten, haben mit der grössten Oeffentlichkeit über die ihnen vorliegende wichtige Frage berathschlagt, und sind am 31. July 1821 in dem Entschlusse übereingekommen, durch einen freiwilligen Akt die Einverleibung dieser Provinz in die vereinigten Reiche von Portugal, Brasilien und Algarbien, unter den von ihnen beliebten Bedingungen auszusprechen. Diese Bedingungen hat der Hof von Rio de Janeiro angenommen, und dadurch das Recht erlangt, diese, auf eine so feierliche Weise zu Stande gekommene Inkorporation aufrecht zu erhalten, und gegen jede Störung zu schützen.

Welche Offenheit, nnd wie redliche Absichten aber auch das Cabinet von Rio de Janeiro in seinem Verfahren zeigen, wie sehr es sich auch bemühen mochte, mit Buenos-Ayres in gutem Vernehmen zu bleiben, so hat dennoch diese Regierung nie mit Redlichkeit gehandelt; sie setzte vielmehr ihre Intriguen fort, und bemühte sich, die Flamme der Zwietracht zu nähren, indem sie durch ihre Emissarien zu verbreiten suchte, dass die Akte des Congresses von Montevideo erzwungen und widerrechtlich sey.

Welche Handlung giebt es wohl in der Welt, die, wie freiwillig und rechtmässig sie auch seyn mag, nicht den verschiedensten und widersprechendsten Auslegungen unterworfen wäre? Es würde mit der Sicherheit, mit Treue und Glauben in der menschlichen Ge-

sellschaft zu Ende seyn, wenn man das Prinzip des Zwanges annehmen dürfte, ohne dass die klärsten und entschiedensten Beweise dafür vorhanden wären? Und wie sollte denn jene Einverleibung als erzwungen betrachtet werden können, da sie schon vorher Se. allergetreuesten Majestät durch die bestehenden Autoritäten angetragen, aber nicht angenommen wurde? Wenn alle für die Gültigkeit eines solchen Aktes nöthigen Formen erfüllt worden sind; wenn darüber öffentliche Verhandlungen, ohne irgend ein Einschreiten der bewaffneten Macht, statt gefunden haben; wenn die Regierung von Buenos-Ayres vorher alle Mittel der Verführung angewandt hatte, um ihn zu hindern; wenn der, von dem Congress gefasste Beschluss durch die Stimme der in den verschiedenen Distrikten bestehenden Autoritäten, die man über diese wichtige Angelegenheit befragte, noch mehr Gewicht erhalten hat; wenn endlich die, durch den Druck öffentlich bekanntgemachte Inkorporations-Urkunde Klauseln enthält, die offenbar für Brasilien lästig sind, so ist doch wohl hinreichend bewiesen, dass die Einverleibung nicht erzwungen war und es nicht seyn konnte. Und da jedermann, der auch nur die unvollständigste Kenntniss von der Revolution der Spanischen Colonien besitzt, weiss, dass keine derselben sich einen Anspruch auf Oberherrschaft über die andern anzumassen hat, so muss man sich übezeugen, dass die Regierung von Buenos-Ayres fortwährend gegen Brasilien ungerecht und feindselig gehandelt habe, und dass sie jetzt vor der ganzen Welt als ein, im Finstern wirkender und hinterlistiger Feind erscheint, ununterbrochen thätig, um den Gang der Brasilischen Regierung zu stören und die Sicherheit derselben zu gefährden.

Bald nach dieser Inkorporation hat sich Brasilien von den übrigen Theilen der Portugiesischen Monarchie getrennt, und dadurch den Einwohnern der Banda-Oriental Gelegenheit gegeben, ihre Wünsche zu äussern, und der Regierung von Buenos-Ayres zu zeigen, ob diese Inkorporation des Landes mit Brasilien erzwungen war oder nicht. Ohne Zweifel war der Augenblick sehr günstig; und doch hat man gesehen, dass ungeachtet aller Intriguen der benachbarten Regierung die Einwohner des Landes diesseits des la Plata durch die Erklärung des General-Prokurators der Sache von Brasilien beigetreten sind; und was am augenscheinlichsten beweiset, dass dieser Akt des Beitritts durchaus freiwillig war, ist der Umstand, dass damals ein Corps Portugiesischer Truppen die Stadt Monte-Video besetzt hielt, diese Truppen sich aber von der Sache Brasiliens getrennt hatten, und jene Vereinigung gehindert haben würden, wenn derselben nur irgend eine Parthei entgegen gewesen wäre.

Die Regierung von Buenos-Ayres hat auch diesen neuen Beweis der freien Willensäusserung bei den Einwohnern dieser Provinz gesehen, ohne irgend ein Zeichen des Missfallens zu geben; und sie hätte dem thörichten Plane entsagen sollen, die Bewohner eines Landes mit sich zu vereinigen, auf welches sie gar keine Ansprüche und zu dessen Gunsten sie nie das geringste Opfer gebracht hat. Konnte sie noch andere Beweise von der Aufrichtigkeit der Vereinigung der Cisplatiner mit Brasilien verlangen? Hier sind sie: Bei der Thronbesteigung des Kaisers, welche in Folge des einstimmigen, öffentlich ausgesprochenen Wunsches aller Provinzen von Brasilien am 12. October 1822 statt fand, haben die Einwohner der Provinz disseits

des la Plata durch den lebhaften Enthusiasmus, womit sie an diesem, für alle Zeiten in den Jahrbüchern der neuen Welt denkwürdige Ereignisse Theil nahmen, hinreichend bewiesen, dass von ihrer Seite alles in voller Freiheit und mit Rücksicht auf ihr eigenes Interesse geschehen war. Alle Cabildos, alle Städte und Truppen dieser Provinz haben feyerlich den Kaiser Don Pedro I. ausgerufen und ihm den Eid der Trene geleistet, und zugleich in den, zu diesem Ende entworfenen öffentlichen Documenten erklärt, der Schutz des Kaisers allein, welcher der Revolution ein Ende gemacht, die Verschwörungen der Unruhestifter hintertrieben, die Rechte der Völker, die öffentliche Ruhe, die Sicherheit der Einzelnen nnd das Eigenthum der Bürger geschützt, könne die Unabhängigkeit und Freiheit ihres Landes sichern. Die Regierung von Buenos-Ayres konnte, in ihrem Hasse gegen alle monarchischen Institutionen, nicht länger ihren Unwillen verbergen, und da sie sah, dass alle ihre Umtriebe an der unerschütterlichen Treue der Einwohner scheiterten, so fasste sie den Entschluss, einen Kommissair nach Rio-Janeiro zu schicken, welcher in einem gebieterischen Tone, der kaum von Seiten der mächtigsten Staaten zu ertragen wäre, eine kategorische Antwort auf die Frage verlangte, ob die Provinz von Montevideo mit Buenos-Ayres vereinigt werden solle oder nicht? Der Hof von Rio-Janeiro, in seinem Verfahren stets offen und redlich, stand keinen Augenblick an, diesen Kommissair anzunehmen und ihm mit Mässigung, aber zugleich mit Bestimmtheit zu erwiedern, man gestehe der Regierung von Buenos-Ayres nicht das Recht zu, eine solche Frage zu thun; nichts desto weniger fügte das Brasilische Ministerium, um sein Verfahren vollkommen zu recht-

fertigen, durch eine Note vom 6. Februar 1824, dieser Antwort einige Erläuterungen hinzu. Die Regierung von Buenos-Ayres schien, in Folge dieser offenen Erklärung, ihren ungerechten Ansprüchen zu entsagen; allein ihr späteres Verfahren beweiset augenscheinlich, dass sie ihre wahren Absichten verhehlte und nur einen günstigen Augenblick erwartete, um Brasilien anzugreifen, jedoch nicht mit einer öffentlichen und förmlichen Kriegserklärung (was der Gerechtigkeit, die sie andern predigen will, angemessener gewesen wäre), sondern durch die unwürdigsten und gehässigsten Umtriebe. Die Sendung dieses Kommissairs, der sich zugleich für den Dolmetsch der, den Einwohnern der Banda-Oriental zugeschriebenen Wünsche ausgab, ist diesen nicht unbekannt geblieben; allein sie waren so vest entschlossen, mit Brasilien vereinigt zu bleiben, dass sie, als der Kaiser seinen Unterthanen die Entwürfe zur Grundverfassung des Reichs mitzutheilen geruhte und sie aufforderte, über jeden Artikel derselben mit voller Freiheit ihre Bemerkungen zu machen, nach vorgängiger, in jedem Distrikte der Provinz statt gehabten Prüfung, diesen Entwurf der Verfassung, mit Vorbehalt der Klauseln, welche in der Inkorporations-Akte enthalten sind, angenommen haben. Die hier erwähnten zahlreichen Thatsachen würden hinreichen, um die Aufrichtigkeit und Rechtmässigkeit der Vereinigung der cisplatinischen Provinz mit Brasilien darzuthun; indessen ist neuerlich eine Begebenheit eingetreten, welche keinem Zweifel mehr Raum lässt; nämlich die von den Einwohnern der Provinz, ungeachtet aller Intriguen und treulosen Einflüsterungen der Regierung von Buenos-Ayres vorgenommene Ernennung der Deputirten zur gesetzgebenden Versamm-

lung des Reiches und zur Theilnahme an der National-Repräsentation. Dies ist eine kurze, aber wahrhafte Darstellung der Thatsachen, welche sich auf die Einverleibung der Provinz diesseits des la Plata in das Brasilische Reich beziehen. Wer sollte wohl nach so viel unwiderleglichen und urkundlichen Beweisen noch glauben, dass die Regierung von Buenos-Ayres die Gültigkeit der freiwilligen Einverleibung dieser Provinz in Zweifel zu ziehen und auf den Besitz derselben, als wenn sie ihr unrechtmässiger Weise entrissen worden wäre, Ansprüche zu machen wagen würde! Ein solcher Schritt scheint in der That unglaublich; und doch legte diese Regierung, die nicht aufgehört hatte, eine Empörung gegen Brasilien anzustiften, die Larve, die ihre treulosen Absichten bedeckte, ab, sobald sie eine Gelegenheit, sie ins Werk zu richten, gefunden zu haben glaubte. Der Hof von Rio de Janeiro wurde in das grösste Erstaunen versetzt, als er sah, dass die Regierung von Buenos-Ayres ohne vorgängige Kriegserklärung und allen Grundsätzen des Völkerrechts zuwider, aus ihrem Lande ganze Banden von bewaffneten Unruhestiftern ausgehen liess, um in der Provinz diesseits des la Plata eine Insurrektion zu veranlassen, und das in Uebereinstimmung mit Fructuoso Riveira, diesem Verräther, der einen Theil der seinem Kommando untergebenen Truppen verführte und gegen das Brasilische Reich die nämlichen Waffen richtete, welche ihm zur Erhaltung der Ruhe in der Provinz anvertraut waren. Das Kabinet von Rio de Janeiro hat nicht einen Augenblick gezögert, diejenigen, welche sich von der Bahn der Ehre entfernt hatten, durch alle dazu geeigneten Mittel von ihrer Verirrung zurückzuführen und zugleich von der Regierung in Buenos-Ayres die

nöthigen Aufschlüsse über den Antheil, den sie an dieser Insurrektion genommen zu haben schien, zu verlangen. Diese Regierung, ihrer gewöhnlichen Doppelzüngigkeit getreu, hat erklärt, dass sie mit der, in der Provinz diesseits des la Plata ausgebrochenen Empörung nichts zu thun habe; und dennoch hat sie sich, ungeachtet der wiederholten Aufforderungen des Kommandanten der Kaiserl., auf dem Rio de la Plata stationirten Escadre und des Brasilischen Geschäftsträgers zu Buenos-Ayres, fortwährend geweigert, ihre Unterthanen zurückzuberufen, so wie auch öffentlich und förmlich ein verbrecherisches Unternehmen zu missbilligen, welches in einem so hohen Grade die Ruhe beider Staaten gefährdete. Und während sie Brasilien diesen Akt der Gerechtigkeit verweigerte, forderte sie die andern Provinzen von Buenos-Ayres (?) auf, den Rebellen der Banda-Oriental alle Hülfe zu leisten, deren sie bedürfen.

Wenn wir zu allen hier erwähnten Thatsachen nun noch folgende hinzusetzen: nämlich die Errichtung einer Militairlinie im Uruguay-Gebiet, ohne irgend einen scheinbaren Vorwand und ohne dem Hofe von Rio de Janeiro, wie es doch unter benachbarten civilisirten Völkern gebräuchlich ist, darüber eine Anzeige zu machen; die strafbare Aufmunterung, welche sie der von ihren Unterthanen auf der Rhede von Buenos-Ayres selbst ausgeübten Seeräuberei zu Theil werden lassen; die Beleidigungen des Pöbels gegen den Konsul Sr. Kaiserl. Maj. und gegen das über der Thüre des von demselben bewohnten Hauses befindliche Kaiserl. Wapen, ohne dass dafür irgend eine Genugthuung von Seiten der Regierung gegeben wäre; endlich die überall gemachten Kriegsrüstungen, der Ankauf von Kriegsschiffen, das Anwerben fremder Seeofficiere: so konnte

über die feindlichen und treulosen Absichten der Regierung von Buenos-Ayres nicht der geringste Zweifel mehr obwalte. Hätte der Hof von Rio de Janeiro nur auf die öffentliche Meinung der Brasilier gehört, welche sich so stark gegen diesen ungerechten Angriff aussprach, so würde er nicht einen Augenblick Anstand genommen haben, zu den Waffen zu greifen; allein er hielt den Ausbruch gerechten Unwillens zurück und erwartete andere, noch förmlichere und angreifendere Schritte, um der Regierung von Buenos-Ayres keine Ausflucht übrig zu lassen. Auch diese Schritte sind erfolgt. In dem nämlichen Augenblick, wo der Kommandant der Kaiserl. Eskadre und der diplomatische Agent von Brasilien gegen die feindliche Unternehmung der Unruhestifter in der Provinz Cisplatina so wie jener ihrer Gehülfen, die einer nach dem andern Buenos-Ayres verliessen, um sich mit ihnen zu vereinigen, bei der Regierung von Buenos-Ayres reklamirte; in dem Augenblicke, wo diese Regierung die Fortsetzung der Angriffe mit Gleichgültigkeit ansah, und behauptete, die Empörung, welche in der Banda-Oriental ausgebrochen war, nicht angezettelt zu haben: eröffnete man in Buenos-Ayres öffentliche Subscriptionen zu Gunsten der Rebellen; schickte ihnen Waffen und Kriegsbedürfnisse; errichtete in eben gedachter Stadt einen Ausschuss zur Leitung aller dieser Umtriebe und zur öffentlichen Führung einer Korrespondenz mit der Banda-Oriental und vermehrte auf diese Weise die Anzahl und die Kühnheit der Rebellen dergestalt, dass sie eine Art von Regierung errichteten, die von der in Buenos-Ayres bestehenden, unbedenklich anerkannt ward. Die Regierung von Buenos-Ayres hat hierdurch den augenscheinlichsten Beweis ihrer Mitwürkung zu

den Unternehmungen der Rebellen geliefert; um jedoch den Hof von Rio de Janeiro zu hintergehen, gab sie sich das Ansehen, als wolle sie an denselben einen Agenten schicken (der aber niemals angekommen ist), um die, zwischen den beiden Staaten entstandenen Streitigkeiten auszugleichen. So hat diese Regierung die von dem Brasilischen Hofe zu aller Zeit gegen sie beobachtete Neutralität mit dem gehässigsten Undanke vergolten. Da die von den Aufrührern in der Provinz Cisplatina errichtete Regierung erklärt hat, dass die öffentliche Meinung der Einwohner sich für die Vereinigung mit den übrigen Provinzen vom Rio de la Plata ausgesprochen habe, so hat die Regierung von Buenos-Ayres den Wunsch einer Faktion als rechtmässig vorgestellt und sofort, allen Grundsätzen des Völkerrechts zuwider, die Einverleibung dieser Provinz in das Gebiet ihrer Republik beschlossen, unter dem Vorwande, sie gehöre ihr von Rechtswegen und ohne alle Rücksicht auf die hier angeführten Thatsachen, welche offenbar das Gegentheil beweisen.

Was könnte wohl für Buenos-Ayres einen Anspruch auf Monte-Video begründen? Diese Provinz bildete ehemals mit den übrigen das Vice-Königreich Buenos-Ayres; allein da sie sich von dem Mutterlande losgerissen haben, und jede einen ganz unabhängigen Staat gebildet hat, so konnte keine derselben ein Recht über die andern behaupten. Und wenn Monte-Video freiwillig erklärt hat, sich lieber Brasilien, das ein mächtiges, vest begründetes und anerkanntes Reich ist, als irgend einer der andern Spanischen Provinzen einverleiben zu wollen, bei welcher es die für seine Sicherheit und Wohlfahrt nothwendigen Garantien nicht fand,

woher nimmt denn die Regierung von Buenos-Ayres das Recht, sich dieselben anzumaassen?

In Folge der Akte des Kongresses von Buenos-Ayres, wodurch die Inkorporation der besagten Provinz ausgesprochen wird, hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten jenes Staates dem Kaiserl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten (durch eine Note, die in Buenos-Ayres bekannt gemacht wurde, ehe sie noch an ihren Bestimmungsort gelangt war;) angezeigt, dass seine Regierung sich zur Anwendung aller Mittel verpflichtet halte, um die Räumung der von den Brasilischen Truppen besetzten Militair-Posten zu beschleunigen.

Die Regierung von Buenos-Ayres hat dadurch ihren vesten Entschluss kund gegeben, Brasilien anzugreifen, ohne von Unserer Seite dazu irgend gereizt zu seyn; und um das Maass des Frevels und der Verachtung aller zwischen civilisirten Nationen gebräuchlichen Formen voll zu machen, hat sie zugelassen, dass ein wüthender Volkshaufen sich gegen die Person Unseres dort residirenden diplomatischen Agenten aufs gröblichste verging, wodurch in seiner Person die Würde der Nation, die er repräsentirte, beleidigt, und er selbst durch die abscheulichste Verletzung des Völkerrechts gezwungen worden ist, heimlich aus Buenos-Ayres zu entfliehen, und sich unter den Schutz der Kaiserlichen Waffen nach Monte-Video zu begeben. Dieses letzte Attentat hat die Geduld des Hofes von Rio de Janeiro erschöpft, und indem es demselben zugleich alle Hoffnung zur Aussöhnung nahm, hat derselbe sich gezwungen gesehen, zu den Waffen zu greifen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Se. Maj. der Kaiser nimmt Himmel und Erde zu Zeugen des schmerzhaften Ge-

fühls, womit Er auf dem traurigen Bilde des den Krieg begleitenden Elends verweilt; nur, indem Er dem allgemeinen Wunsche Seiner treuen Unterthanen nachgiebt, und die Pflichten erfüllt, welche Se. Kaiserliche Würde und der Titel eines immerwährenden Vertheidigers von Brasilien, so wie das Wohl und die Würde Seines Reichs ihm auferlegen, erklärt Er dem Staate von Buenos-Ayres offensiven und defensiven Krieg, und erwartet von dem Schutze der göttlichen Vorsehung, von der Gerechtigkeit Seiner Sache und von der Treue Seiner Unterthanen, den Sieg Seiner Waffen; von der Unpartheilichkeit der fremden Völker aber die vollkommene Billigung Seines Entschlusses, welcher eben so unvermeidlich, als mit den Wünschen Seines Herzens im Widerspruch war.

Gegeben zu Rio de Janeiro, am 10ten December 1825.

Gegenerklärungen der Regierung der Vereinigten Prvoinzen des Rio de la Plata.

Decret.

In Betracht, der von Brasiliens Kaiser gegen die Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata begonnene Krieg offenbar ungerecht ist und die gewaltthätige Behauptung eines Bestandtheils unsers National-Gebeiets zum Zweck hat; dass der Kaiser Verführung und die Aufregung der Partheienwuth als legitime Mittel zurErreichung seines Zwecks unter die Bürger der benachbarten Provinzen zu verbreiten sucht; in Betracht, dass er sich nicht schämt, den offenbarsten Thatbeweisen zum Trotz, die vorgeblich von ihnen ausgesprochene Willensmeinung zur gesetzlichen Beschönigung seines

Unterfangens zu benutzen; in Betracht, dass eine Regierung, welche dergleichen Grundsätze als Maximen ihres Verfahrens aufstellt und ihre Nachbaren, allem unter den Nationen bestehendem Völkerrechte zuwider, feindlich angreift, durch jedes Mittel, welches das Kriegsrecht heiligt, Widerstand finden muss; und weil endlich, ungeachtet des Wunsches, welchen die Regierung der Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata in ihrem Decrete vom 6. October 1821 gegen die Kaperei geäussert hat, diese Maassregel, gleichwohl nothwendig, und ein wirksames Mittel wird den Kaiser von Brasilien zur Vernunft bringen und demselben die Mässigung und Gerechtigkeit, in deren Ermangelung kein Friede und keine Sicherheit der Völker bestehen kann, einzuprägen, so decretirt die mit Vollziehungsgewalt versehene Regierung wie folgt:

Art. 1. Die Ausrüstung und das Auslaufen der Kaper gegen Brasilische Schiffe und Eigenthum wird hiermit authorisirt.

Art. 2. Diejenigen, welche Kaper ausrüsten wollen, können unter den, in der Verordnung vom 8. May 1817 verfügten Bürgschaftsleistungen und Bedingungen Kaperbriefe erlangen.

Der gegenwärtige Beschluss soll bekanntgemacht und der Staatssecretair der Land- und Seemacht mit dessen Vollziehung beauftragt werden.

Buenos-Ayres, den 3. Januar 1825.

Juan Gregorio de las Heras. M. Balcarce.

Proclamation. Mitbürger! Der Kaiser von Brasilien hat der Welt einen überzeugenden Beweis seiner Ungerechtigkeit und unmoralischen Politik, welche

die Sicherheit und Ruhe der Nachbarstaaten gefährdet, abgelegt. Nachdem er sich durch so arglistige und schändliche Mittel, dass kaum die Geschichte Aehnliches aufstellt, eines Hauptbestandtheils unsers Gebiets bemächtigt; nachdem er unsere schuldlosen Mitbürger unter der Last einer grausamen Tyranney, welche durch die nichtswürdigen Werkzeuge *) derselben um so verhasster ward, erdrückt hatte; nachdem die Bewohner der Banda-Oriental die Hinterlist, die Grundlage seiner Usurpation, dargethan hatten, giebt er jetzt der Stimme der Vernunft kein Gehör, sondern beantwortet unsere gemässigsten Forderungen mit einem Kriegsgeschrei, verletzt und überzieht aufs Neue unser Gebiet mit der Tobsucht eines zügellosen, kein Gesetz anerkennenden Tyrannen und rafft seine Söldner zusammen, um Rache, Verheerung und Mord über unsre friedlichen Fluren zu verbreiten. Bürger, es schlägt die Stunde, sein Kriegsgeschrei zu erwiedern. Jetzt muss das Elend des Kriegs auf dessen Hanpt fallen, der es hervorrief. Bürger, wir alle, ohne Ausnahme, müssen zu den Waffen greifen. Die Tyrannen müssen die furchtbare Macht eines Volks fühlen, das für sein gutes Recht streitet. In seinem stolzen Wahne hielt der Kaiser unsere Mässigung für Kleinmuth; er komme zurück von seinem Irrthume. Die Brasilier, freie Männer, wie wir, werden unserm Beispiele folgen und alle werdenden Republiken das Banner der vereinigten Staaten des Rio de la Plata stets in den vordern Reihen des Heers der Freiheit stehn. Wen diese Gesinnug nicht beseelt, der sey verhöhnt und verabscheut. Die Tapfern, welche des Landes Unabhängigkeit eroberten, müssen

*) Man sehe Columbus 1825, II. S. 279.

ihre Schwerdter schwingen. Ein cisatlantischer Herrschling stört unsere Ruhe und bedroht unsere Ehre und den Nachruhm unsers Geschlechts. Zu den Waffen, Brüder! zu den Waffen!

Juan Gregorio de las Heras.

Etwas aus Haïti.

Der Boston-Patriot vom 4. März enthält folgende Aussagen eines Mulatten, der sich verleiten liess, aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach Haïti (S. Domigo) auszuwandern, aber unzufrieden wieder nach Boston zurückgekehrt ist.

„Der Staatssecretair, le Citoyen B. Inginat (Inginhac) zeigt einen grossen Widerwillen gegen Fremde, und viele Nord-Amerikanische Ausgewanderte, die sich durch die ihnen dargebotene Zahlung des Reisegeldes von Seiten der Haïtischen Regierung und durch andere Vergünstigungen verlocken liessen, möchten gerne zurückkehren, doch sie dürfen nicht, wenn sie nicht zuvor die für sie ausgelegte Fracht erstatten. Inginat ist der einzige, durch den man Gehör beim Präsidenten Boyer erlangen kann, und er verweigert allen, besonders den Fremden, den Zutritt zu diesem Machthaber, der sich wie ein morgenländischer Sultan verbirgt. Sechs Wochen hindurch, so lange verweilte ich in Port au Prince, war mir täglich verheissen: ich solle morgen den Präsidenten sprechen. Täglich machte ich dem Secretair meine Aufwartung, aber täglich fand ich mich getäuscht, obgleich ich die besten Empfehlungsbriefe an viele angesehene Männer in Haïti bei mir führte, und unter diesen auch einen an Inginat,

von einem Manne, den er selbst seinen theuersten Freund nannte — und obgleich mich der Senator Chenelette, einer der talentvollsten, achtungswerthesten Haïtier, unterstützte und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelte. Ueberdies war ich der Ueberbringer eines kostbaren Geschenks, welches ein Bürger in Boston dem Präsidenten Boyer übersandte; Inginat nahm dieses Geschenk an; aber weiter vernahm ich nichts darüber; keine Antwort, keinen Dank, überhaupt kein Wort. Jedesmal, dass ich diesen unholden Secretair besuchte, stellte er sich, als erkenne er mich nicht und starrte mich befremdet an, so dass seine Nase fast mein Gesicht berührte. Im Vornehmthun sucht dieser Mulatte seinen Meister. Solcher schmählichen Behandlung überdrüssig, forderte ich meine Pässe und kehrte nach Boston zurück."

„Boyer ist, der Angabe dieses Mannes zufolge, eine blosse Null; Inginat regiert und ist ein geiziger Tyrann. Er besitzt grosse Grundstücke und bedrückt die Armen über die Massen. Ein spanischer Neger, in einer seiner Zuckerpflanzungen angestellt, erhielt seinen Lohn nur dann, wann es dem Herrn beliebte, und es beliebte ihm nur selten. Nach vielen fruchtlosen Versuchen, zu dem Seinigen zu gelangen, miethete er sich im Geheimen einen Platz auf einem segelfertigen Schiffe und ging dann mit geladenen Pistolen zu dem Secretair. "Du trittst heute sehr dreist ein," sagte dieser. Ich will mein Geld holen, sprach der Neger, und wenn Ihr die Wache ruft, so seyd Ihr ein Kind des Todes, zahlt mir meinen Lohn auf der Stelle, oder ich schiesse Euch nieder! "Ich will Geld holen," sagte Inginat. Nein, erwiederte jener, Ihr kommt nicht von der Stelle, bis ich bezahlt bin. Weigert Ihr Euch oder ruft die

Wache, so jag' ich Euch eine Kugel durch den Kopf; mein Leben gilt mir nichts! „Inginat zahlte dem Manne, dessen Entschlossenheit sein böses Gewissen ergriff, den Lohn von 400 Piastern aus. Der Neger machte sich fort, bestieg das Schiff und war bald ausser Bereich der Haïtischen Regierung."

„Ein Schwarzer, der als Offizier in Colombia gedient hatte, suchte Dienste in Haïti; Inginat liess ihn nicht zu dem Präsidenten; doch jener machte sich auf der Parade an ihn und ward sogleich angestellt."

„Der Landbau wird höchst nachlässig betrieben und ist in grossem Verfall. Die Soldaten sind unverschämt und raubgierig; vor ihren Diebsgriffen ist kein Tuch auf dem Kopfe einer Frau, kein Hut auf dem Kopfe eines Mannes und keine Uhr in der Tasche sicher. Alle diese Tyranneyen, Unthaten und Frevel werden dadurch verhüllt, dass Niemand schreiben — ja nicht einmal sprechen darf. Eine arme Frau, welche von den Soldaten aus dem Hause getrieben ward und keine Abhülfe ihrer Beschwerden finden konnte, berief sich auf Pethions Gerechtigkeitsliebe und wünschte ihn ins Leben zurück. Dies galt für aufrührerisches Geschrei und sie ward ins Gefängniss geworfen; wer klagt, hat ähnliches zu befürchten. — — „Bei diesem Zustand der Dinge in Haïti, ist es wohl gethan, setzt der Einsender, der sich als *l'ami des noirs* unterschreibt, hinzu, dass wir die dortige Regierung nicht anerkannt haben, und es wird eben so wohl gethan seyn, diesen Schritt noch lange zu verschieben, oder lieber ganz zu unterlassen."

Die obigen Angaben scheint ein Artikel, welchen die Times, ein Blatt, welches zu Hartford, im Staate Connecticut, erscheint, enthält, zu bestätigen. Dieser

lautet, wie folgt: „Ein gebildeter, achtungswerther Mulatte, James Lee, ist vor kurzem aus Haïti zurückgekehrt. Nach einem Aufenthalt von fast einem Jahre auf jener Insel, während er vieles gelitten hat, machte er sich, mit Hinterlassung seiner Familie, heimlich auf die Flucht. Es befinden sich über 200 Ausgewanderte Farbige und Neger in Cap Haïtien (sonst Cape Français) in grossem Elende und ohne alle Unterstützung von Seiten der Regierung. Er und seine Familie lebten drei Monate lang im Gebirge, etwa 6 Meilen vom Cap, sie sahen und kosteten die ganze Zeit hindurch keinen Bissen Fleisch; ihre ganze Speise bestand aus Schnittbohnen und gekochtem Kohl, ohne Salz und irgend eine andere Würze. Er warnt seine Afrikanischen Brüder, ihr Ohr allen Lockungen zu verschliessen; denn, statt Liebe und Aufmerksamkeit zu finden, werden sie mit Härte und Grausamkeit behandelt.“

Anmk. Diese Briefe enthalten wohl etwas Wahres, aber sie sind doch recht geflissentlich eingerichtet, um die Negersklaven und farbigen Freien von der Flucht nach jener Insel abzuhalten, die dem Sklavensystem ein Dorn im Auge ist. Unterrichtete Männer, die Port au Prince im vorigen Jahre besuchten, versichern, die ausgewanderten Neger fänden dort verhältnissmässig gute Aufnahme, müssten aber selbst für ihre Subsistenz-Mittel sorgen, weil — nach Boyers Aeusserung — Haïti kein Schlaraffenland sey. Diese lobten Inginat als einen zuvorkommenden, uneigennützigen und sehr höflichen Mann, der wegen seiner Kenntnisse dem Präsidenten, der bekanntlich in seiner Jugend das

Schneiderhandwerk trieb und sich nachmals blos als Militair auszeichnete, unentbehrlich sey. —

Brasilien im Anfange des Jahrs 1826.

(Aus dem Representative.)

Der Besuch, den der Kaiser und die Kaiserinn nebst der ältesten Tochter, Prinzessinn Maria da Gloria, (sie verliessen am 5. Februar die Hauptstadt Rio de Janeiro, wie es in einem Lissaboner Blatte heisst, aus Furcht vor der Uebermacht der Demokratischen Parthei) jetzt in Bahia abstatten, wird die Verzögerung der Willens - Erklärung Sr. Kaiserl. Majestät herbeiführen, ob Sie die Krone Brasilien aufopfern und dafür die des kleinen Portugals erkiesen wollen, oder nicht. Gelangt die Nachricht, dass Pedro Primero unter dem Namen Pedro quatro in Lissabon erwartet wird, auf dem bekannten Linienschiff João VI., welches am 30. März bereits segelfertig lag, um den Duca de Lasões und den Conde dos Arcos als Deputirte zur Beglückwünschung hinüber zu führen, vor Don Pedro's Rückkehr nach Rio, so ist dort der Ausbruch gefährlicher Unruhen mehr als wahrscheinlich. Man glaubt, Don Pedro werde seinen Entschluss, der für Brasilien wie für das Schicksal von ganz Süd-Amerika so wichtig ist, erst in der Hauptstadt verkündigen, wo der Staatsrath, den man die übrigen 4 Kinder gleichsam als Geissel in den Händen gelassen hat — (siehe die Kaiserl. Proclamation vom 31. Januar an die Fluminenser, d. h. an die Bewohner der Provinz Rio de Janeiro) zurückgeblieben ist, um auf den 3. Mai, dem Jahrstag der

Entdeckung Brasiliens — die Eröffnung der längst verheissenen Repräsentanten-Versammlung vorzubereiten; denn für den zu erwartenden Todesfall des alterschwachen Königs scheinen bereits zwischen dem Kaiser und den cisatlantischen Cabinettern geheime Verabredungen im Voraus getroffen zu seyn. Brasiliens Zustand ist jetzt so gestaltet, dass es schwer, ja fast unmöglich scheint, das Prognosticon zu stellen, ob die jetzt dort eingerichtete monarchische oder eigentlich autokratische Regierung von Dauer seyn könne; ob sie nicht auf engere Gränzen (auf Rio de Janeiro's Umgebung) beschränkt und der ganze Norden in eine Anzahl kleiner Freistaaten zerstückelt werde. Eine beliebte Prunkphrase der Brasilischen Minister war fortwährend *q immensidade do imperio*, aber eben diese Unermesslichkeit des Kaiserreichs von 160000 bis 180000 geographische Quadrat-Meilen, macht eine Zerstückelung oder Zertheilung desselben wahrscheinlich *). Brasilien enthält mehr Länge- und Breite-Grade als ganz Europa vom Nordcap (Norwegens Nordspitze) bis Cap Matapan (Morea's Südspitze) von Lissabon bei Konstantinopel umfasst; doch dieses entsetzlich grosse Land ist ohne Landstrassen und Canäle, ohne schiffbare Flüsse im Innern und die Verbindung der entfernten Provinzen mit der Hauptstadt Rio de Janeiro, die zu weit südlich liegt, ist daher nothwendigerweise schwierig, langwierig und unsicher. Es wäre eine höchst schnelle Reise, wenn ein Deputirter aus Para (an der Nordküste) als Mitglied der Assemblea representativa in zwei Monaten nach Rio gelangte — und selbst in Ma-

*) Man vergesse nicht, dass eine Englische Ministerial-Zeitung diese Meinung — äussert. A. d. E.

ranhão finden die Kaufleute, die schleunigst Antworten von dort wünschen, am zweckdienlichsten, ihre Briefe über Falmouth (in England) nach der Hauptstadt Brasiliens zu senden. (!!!) Wie kann also dies unermessliche Reich, aus 19 Provinzen bestehend, wovon eine: Para 53000 □-Meilen enthält, und also gewiss viermal grösser als die Oesterreichische Monarchie ist — und dessen ganze Nordgegend früher überhaupt nur dem Namen nach dem in Rio residirenden General-Capitano von Brasilien unterworfen war, so viel organischen Zusammenhang gewinnen, um eine Central-Regierung zu bilden? Die Bevölkerung, selbst wenn man sie zu 5 Millionen anschlägt, verschwindet gleichsam auf dem ungeheuern Flächenraum und verkrümelt sich. In dem ganzen östlichen Süd-Amerika, von Cap Orange, nördlich vom Orellana (Amazonenstrom) bis zum Rio de la Plata, also in allem 19 Provinzen Brasiliens, sind nicht mehr Menschen, als in Baiern und Würtemberg, in welchen beiden Königreichen auf 1847 □-Meilen 5,107908 Menschen leben, und unter den 5 Millionen in Brasilien sind 1½ Millionen Negersklaven! In den nördlichen Provinzen liegen die Städte nnd Dörfer fast nur an der Küste, werden also vom Meere aus, wie Inseln, beherrscht, und wer dort die Herrschaft übt — — — kann allda befehlen, so lange er seine Schiffe dort kreuzen lässt. Und dass eine Seemacht (NB. unter Cochrane), die Kaiserliche nämlich, allein Pernambuco, Paraiba, Ceara, Piauhy, Maranhão und Para dem Kaiserzepter unterwürfig erhalten hat, das beweist die Fehde im Jahre 1824, als Pernambuco unter Manoel Carvalho nahe daran war, sich unabhängig zu machen. Brasilien ward allein durch den Aufenthalt des Hofes von Lissabon in der

Hauptstadt Rio de Janeiro abgehalten, so frühe als das Spanische Amerika in die Reihe der Südamerikanischen Republiken einzutreten; nur weil es der Sitz der Portugiesischen Regierung war, blieb es abhängig von einem Monarchen, und war durch diesen selbstständig. Als die Spanische Colonien ihre Selbstständigkeit in Anspruch nahmen und dafür in den Kampf traten, besass Brasilien bereits, was jene erkämpfen mussten. Als aber die Staaten des Rio de la Plata, Buenos-Ayres an der Spitze, nicht ohne Erfolg bürgerliche Freiheit errangen, strebten die Brasilier nach dem gleichen Ziele, und, durch das Beispiel der Cortes - Versammlung in Portugal bestärkt, forderten sie eine Constitution. Nun floh der alte Hof nach Europa, und gleich andern, die in langer Verbannung nichts lernten und nichts vergassen —, hoffte die Portugiesische Regierung noch einmal wieder Brasilien als eine auswärtige Colonie ans Joch zu spannen; doch das Volk hatte den Vortheil eigner Justizhöfe und eingeborner Richter und Gouverneure empfunden. Diese Vortheile beschlossen die Brasilier zu benutzen, und der junge Prinz, den man ihnen zurückgelassen hatte, ward an ihre Spitze gestellt, und da Niemand Ansprüche hatte, die gegen ihn gültig seyn konnten, so ward Brasiliens Unabhängigkeit ohne Gewaltthat und Blutvergiessen erkauft.

Man forderte eine Repräsentativ-Regierung und aus allen Theilen des Reichs fanden sich Abgeordnete ein. Doch der erste Versuch mislang, wie es sich auch nicht anders erwarten liess. Die drei Partheien, die alten Portugiesen, die Brasilischen Imperialisten und die Republikaner, ungebildet und unerfahren in Staatsgeschäften und öffentlichen Verhandlungen, suchten, jede für sich, unmögliche, streitende Plane durchzusetzen.

Die Assemblea ward gewaltthätig aufgelöset und eine Militair-Regierung in Rio gestiftet. Mittlerweile behaupteten die royalistischen Portugiesen Bahia; sie hatten treffliche Truppen und eine starke Flotte, und bevor sie nicht vertrieben waren, schien Brasiliens Unabhängigkeit ein blosser Name, da alle Hafen und Ankerplätze und der Handel, Brasiliens Hauptnahrungszweig, gänzlich der Barmherzigkeit des Mutterlandes Preis gegeben war. Lord Cochrane verjagte die Portugiesen aus ganz Brasilien, unterwarf die nördlichen Provinzen der Kaiserkrone, stellte Brasilien mit dem Mutterlande auf gleichen Fuss und ward ohne Zweifel die Ursache der friedfertigen Anerkennung der Brasilischen Unabhängkeit abseiten des Hofes von Lissabon und anderer Europäischen Staaten. Doch diese Anerkennung von Seiten Portugalls, unter dem Einflusse einer fremden (der Grossbritanischen) Regierung, erregte in Brasilien, aufs gelindeste ausgesprochen, — Eifersucht. Beide, in Rio angenommene Constitutions-Entwürfe, verordneten ausdrücklich, dass beide Reiche (Portugal und Brasilien) getrennt bleiben und die Krone beider nie dasselbe Haupt schmücken solle.

"Der Kaiser darf, heisst es im 104. Artikel der von Pedro I. selbst am 11. December 1823 erlassenen Constitution, ohne Einwilligung der Generalversammlung das Brasilische Reich nicht verlassen, und wenn dies geschieht, so wird es betrachtet, als entsage er der Krone;" der 119. Artikel verordnet: "Kein Fremder kann die Krone des Brasilischen Reichs erlangen, und des Kaisers erste Pflicht ist, (nach Artikel 98) unablässig über die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit zu wachen." — Doch der Titel Kaiser, der dem Könige von Portugal verliehen ward und die Zusicherung der Unabhängigkeit

Brasiliens, die als ein willkührlicher Königlicher Act erschien, entrüstete alle patriotischen Empfindungen der wahren Brasilier; sie betrachteten den Vertrag als einen Deckmantel, um gewisse Wiedervereinigungs-Projekte dahinter im Verborgenen ins Werk zu richten; viele, mitunter selbst bis dahin eifrige Imperialisten, fielen ab und kamen auf den Gedanken, ob es nicht die Reihen der Republikaner grössere Sicherheit gewähren möchten. (*if there were not greater safety in the ranks of the Republicans*). Jeder Versuch, Brasilien mit Portugal wieder zu vereinigen, wird der Aufruf zu Empörungen von einem Ende des Reichs bis zu dem andern werden. Pernambuco, welches natürlicherweise einen Einfluss über die benachbarten Provinzen übt, hat aus Periode der Herrschaft des grossen Moriz von Nassau im 17. Jahrhundert, mächtige republikanische Gesinnungen ererbt und dem Schatze in Rio zu keiner Zeit andern Tribut geleistet, als was das Königliche Monopol des Brasilischen Holzes abwarf, wovon aber Manoel Carvalho eine grosse Menge dem Kaiser entwandte und nach — Nord - Europa schaffte. Bahia leistete dem Kaiserlichen Schatze nur wenig mehr, eben so wenig Maranhão und Para; alle diese Provinzen sind republikanisch gestimmt, und alle reich an kostbaren Naturprodukten, alle sind, in Rücksicht der Manufakturwaaren jeder Art, vom Auslande abhängig; alle sind mit Sklaven übervölkert und haben dabei Mangel an Weissen, alle stehn auf der niedrigsten Stufe der Kultur (auch Bahia ?) und sind fast ohne Schulen. Im Süden zeigte die Provinz Santo Paulo grosse Anhänglichkeit für die Person des Kaisers; doch regt sich auch dort, wie in Minas geraẽs, der Geist des Republicanismus. Die benachbarte Provinz

Rio grande de S. Pedro ist, so wie Montevideo, kaum noch als kaiserl. zu betrachten. Blos die Fluminensen, die Bewohner der Provinz Rio de Janeiro, die unmittelbare Umgebung der Hauptstadt, ist ganz abhängig von der Kaiserherrschaft; und doch ist auch dort die Gegenwart einer starken Flotte und auswärtiger Söldner, vornämlich Franzosen und Deutsche, erforderlich, um Ruhe zu erhalten. Sollte der Kaiser die Regierung von Portugal übernehmen, und eine Regentschaft in Brasilien zurücklassen, so wird keine Macht im Stande seyn, das weitläuftige Reich dem Hause Braganza zu erhalten. Denn obgleich die Brasilier, wie sie sich selbst nennen, *a gente mansa* (ein geduldiges Volk) sind, so werden sie doch nie eine Vereinigung mit Portugal zugeben, und es ist unwahrscheinlich, dass ein neues aufgeregtes Volk, mit welchem täglich ein neues Experiment gemacht wird, und aus dessen Mitte ein jeder hoffen kann, an die Spitze der Regierung zu gelangen, sich friedlich einer Regentschaft, die immer in Verdacht steht, dass sie einem auswärtigen Hofe fröhne, unterwerfen werde.

Die Brasilische Regierung besteht, ihrem Personale nach, fast ganz aus Emporkömmlingen. Der alte Hof nahm fast alle Adlichen und Staatsmänner, welche denselben nach Rio begleitet hatten, mit sich fort, und die wenig Zurückgebliebenen verjagte die Revolution. Wenige von denen, welche als Minister figurirten, haben den Vorzug der Erfahrung und Europäischer Bildung; die Gebildetesten unter ihnen haben ein oder zwei Jahre auf der Hochschule Coimbra zugebracht und ihre Begriffe über die meisten Gegenstände sind so veraltet, als neu ihre Titel sind. Diejenigen, die auf Bildung Anspruch machen, haben ihre Weisheit aus den Schriften des Abbé de Pradt und

aus Rousseaus Contract social geschöpft, und sprechen gewöhnlich: was man nicht im Französischen lesen könne, sey nicht des Lesens werth. In der Portugiesischen Sprache giebt es wenig neuere Werke. Englisch (und Deutsch) ist ihnen zu schwer, und überdies übt eine gewisse Classe von Franzosen, die in den grossen Städten Brasiliens haufenweise vorhanden sind, einen grössern Einfluss, wie man vielleicht glaubt. Die Leichtigkeit, womit die Franzosen sich einheimisch zu machen wissen, ist allenthalben zum Sprichwort geworden, und in Rio bieten die diplomatischen Agenten alles auf, um den Einfluss ihrer Nation zu vergrössern. Dort weigert keine zarte aristokratische Rücksicht den Limonadieren und Modisten den Zutritt in den Salon der Minister, und diese Damen und Herren wissen sich den Brasilischen Familien einzuschmiegen und meistern Geschmack und Erziehung mit einer lächerlichen Selbstgenügsamkeit. Zu einer Zeit besoldete die Französische Regierung einen Zeitungsschreiber in Rio, und noch jetzt erscheint wöchentlich ein Spectador, voll französirter Aufsätze (Neuigkeiten liefert einzig und allein der Diario fluminense) und giebt den Stoff zu der Unterhaltung der Bureaukratisten nnd Handelsdiener der Hauptstadt. Diese Jünglinge bilden die Ehrengarde — des Kaisers und die weissen unter ihnen sind sicherlich Vetter und Söhne der Minister und anderer Grosswürden des Reichs.

Diese Verhältnisse des Brasilischen Lebens machen die Schwäche des Ganzen (the weakness of the whole) anschaulich, und erklären vielleicht einigermassen die bisherige Aufrechthaltung der Kaiserlichen Regierung in jenem Continent der Republiken; ja sie können derselben Dauer verleihen, wenn nicht ein unvorsichtiger

Schritt des Hofes das Volk zur Ausübung der physischen Kraft, welche es gewiss besitzt, aufregt. Sollte die bevorstehende gesetzgebende Versammlung mit Klugheit und Kühnheit eingreifen, so ist eine beschränkte Monarchie und eine Repräsentativ-Regierung zu hoffen, und ist also der gesellige Verein in Brasilien constituirt, so möchten wir fast für das Glück aller Partheyen wünschen, dass solch eine Monarchie zu Stande käme.

Schreiben aus Pernambuco,

den 31sten Januar.

Mit unbarmherziger Strenge wird hier die Aushebung für die Armee betrieben, ohne Ansehn der Person, und ohne dass irgend jemand sich loskaufen darf. Nur mit grosser Mühe ist es den fremden Consuln gelungen, einige junge Ausländer den Klauen der Werber zu entreissen. Jedes Schiff, welches nach Rio de Janeiro absegelt, muss Truppen oder Rekruten mitnehmen. Ausser den regulairen Bataillons sind allein aus Pernambuco 6000 Mann ausgehoben und fortgeschicht; aus Cearà ist ein Bataillon von 500 Mann und aus Bahia das erste Jäger-Bataillon (caçadores) nebst Reiterei und Artillerie nach Rio abgegangen, und von dort nach dem Süden, um die Rebellen in der Banda-Oriental zu bekämpfen. Kurz, für den Kaiser sieht es schlimm aus. Hier in Pernambuco ist alle öffentliche Sicherheit vernichtet; der Governador das Armas (Militair-Befehlshaber) Antero ist der ärgste Despot, und wegen der harten Bedrückungen, die über alle Volksklassen verhängt ist, gewinnt die Parthei der Liberalen immer mehr Anhänger.

Nachrichten aus Washington,

vom 10ten März.

Das Haus der Repräsentanten der vereinigten Staaten von Nord-Amerika hat am 23sten Februar den Beschluss gefasst: eine hinreichende Anzahl Kriegsschiffe abzusenden, um den Handel mit Brasilien und der Republik Buenos - Ayres aufs nachdrücklichste zu beschützen. Die Fregatte Constellation, die Corvette John Adams, die Schaluppe Hornet, die Brigg Spark und die Schoners Shark, Grampus und Fox sollen aus Westindien schleunigst dahin abgehn und die bereits dort kreuzende Corvette Cyane zu ihnen stossen. „Nirgend, heisst es in der deshalb erlassenen Bothschaft, schwebt unser Handels-Interesse in grösserer Gefahr," und daher wird auch noch die Ausrüstung mehrerer Kriegsschiffe für diesen Zweck nöthig erachtet. —

Zu Savannah (Georgiens Haupthafen) ward gegen Ende des Februars ein Kaper ausgerüstet, der unter Colombischer oder Mexikanischer Flagge dort absegeln soll; die Rheder haben auch Britische Seeleute für diesen Kaper werben lassen. Daher hat der dortige Britische Consul nach den Bermuden - Inseln geschickt, und von dort ein Britisches Schiff herbeigerufen. Dieses wird sich vor die Hafenmündung der Savannah legen, den Kaper visitiren und ihm alle Briten von Bord holen.

Nachrichten aus Havannah,

vom 22sten Februar

Bereits am 19ten ist der im Revolutionskriege berühmt gewordene Königl. Spanische Commodore la Borde aus der Hauptstadt Santiago an Cuba's Südküste abgesegelt, um mit einer Flotte von 5 Fregatten und einem Schooner, welche 1200 Mann Landungs-

truppen an Bord haben, nach der gegenüber liegenden Küste von Cuba (Santiago liegt 90 Meilen gerade nordwärts von Cartagena) einen Kreuzzug zu unternehmen. Diese Flotille ist auf das sorgfältigste bemannt und ausgerüstet; sie ist auf 5 Monate reichlich mit Mundvorrath versehn, und, vom Commodore bis zum Kajütenwächter, hat die ganze Besatzung auf diese fünf Monat den Sold im Voraus empfangen. Statt uns vor ihrem Angriffe zu fürchten, wird man jetzt die Insurgenten in ihrem eignen Lande aufsuchen. Die Colonial-Regierung zeigt sich energisch, durchgreifend, aber durchaus nicht hart; daher hier alles ruhig und zufrieden ist. — Das Meiste verdanken wir dem General-Capitano Vives, einem Manne, der zu regieren versteht. Der General-Intendant Pinillos, ein Mann, als Finanzier von grossem Talent, sehr reich, unermüdlich thätig und von höchst uneigennützigem, redlichem Charakter, erweckt schon als geborner Havaneser allgemeines Zutrauen.

Werden diese Männer nicht durch Verordnungen aus dem Mutterlande in ihrer energischen Wirksamkeit behindert — und sie scheinen nur denen unbedingt Folge zu leisten, die ihnen unter den hiesigen Verhältnissen, welche man in Spanien nicht gehörig auffassen kann, zweckdienlich sind, so bleibt Cuba gewiss noch lange Spanisch.

Andererseits gesteht selbst der Aguila mexicana, ein sehr heftiges in Mexico erscheinendes Blatt, ungeachtet der Versicherung, dass die Regierungen von Mexico und Columbia Alles aufbieten würden, um in Cuba zu landen und dasselbe unabhängig zu machen, dass diese Angelegenheit bei dem gegenwärtigen Zustande der politischen Wiedergeburt Amerika's auf das

zarteste behandelt werden müsse — aber der Hauptgrund, den dieses Blatt für die Nothwendigkeit der Befreiung Cuba's anführt, wird Europäischen Staatsmännern schwerlich einleuchten, er lautet nämlich: „Das erwählte Volk des Herrn (das sind die Mexicaner) kann nicht in Frieden leben, so lange noch die Kriegsknechte des Nebucadnezar vor den Thoren der heiligen Stadt, (d. i. Havanna) eine Wagenburg schlagen!“ Diese und ähnliche Aeusserungen haben eine Fehde unter den Mexicanischen Zeitungsschreibern veranlasst. Der in Alvarado erscheinende Merkur, der sich auch gegen den überwiegenden Einfluss der Briten, welche die neuen Freistaaten wirklich in merkantilischer Hinsicht meistern, nachdrücklich erklärt, meint, Mexico und Columbia müssen, statt in ihren frühern Jugendtagen einen gefährlichen Angriff auf eine Insel zu wagen, welche das Königreich Portugal an Grösse übertrifft und die vestesten Häfen in Westindien hat, ihre ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihrer innern Angelegenheiten, auf die Vervollkommnung ihrer Gesetze und Staatseinrichtungen und auf die weise Benutzung ihrer grossen innern Hülfsquellen richten, insonderheit aber den Handelsverkehr mit dem Auslande nach aufgeklärten, liberalen Grundsätzen, ohne Partheilichkeit für Grossbritanien, begründen. Dann hätten die Regierungen und die Völker zu viel zu beschaffen — um an Trutzbündnisse zur Vertreibung der Kriegsknechte des Nebucadnezar aus Cuba zu denken, wodurch sie auf jeden Fall noch tiefer in Schulden gerathen und daher von Grossbritanien noch abhängiger werden würden.

Auf die Hülfe der Nord-Amerikanischen Freistaaten darf Mexico wie Colombia bei ihren Befreiungs-

plänen unserer Insel nicht zählen. Herr Adams hat seine friedfertigen Gesinnungen wiederholt und nachdrücklich ausgesprochen, und kein Nord-Amerikaner wünscht, dass er von dem Pfade der Rechtlichkeit und Unpartheilichkeit abweiche. (Am nachdrücklichsten in der höchst merkwürdigen Bothschaft vom 15ten März.)

S. d. L.

Handelsfreiheit.

Der Mensch ist nicht nur ein Sohn der Zeit, er ist auch ein Kind des Bodens, der ihn gebar. Noch weit mehr als das Klima hat die geognostische Beschaffenheit der Landstriche einen mächtigen Einfluss auf die Denkart der Individuen, wie der Nationen, auf die Entwickelung ihrer Kräfte, auf ihr Erwachen zur Unabhängigkeit und Freiheit; doch nicht blos auf den Bergen darf man die Stange mit dem Hute pflanzen; die Geschichte aller Zeiten meldet, dass Freiheit auch die Niederungen liebt und sich gerade dort am herrlichsten entfalte, daher man mit Recht den Muth der Niederländer, die sich eine Welt eroberten — der beharrlichen Widersetzlichkeit der Alpensöhne (in Helvetien und Tyrol) entgegengestellt. Auch auf den Südamerikanischen Höhen, wo ewig reine, erquickende Frühlingsluft herrscht, auf Potosi's weltberühmtem Erzgebirge, erwachte zuerst (1809) ein kräftiger Widerstand gegen die Bejochung des Mutterlandes, doch ist noch immer die Frage: Warum gerade dort? — nicht gehörig beantwortet. Schnell schon im nächsten Jahre ward durch ein Spanisches Corps unter Goyeneche diesem Aufstande ein Ziel gesetzt und erst im Januar und Febrnar 1825 ward das Gebirgsland, welches früher

Oberperu hiess und jetzt als Freistaat Bolivar auftritt, mit Hülfe Colombischer und Peruanischer Truppen frei. Die Norweger, um hier ein Europäisches Bergvolk anzuführen, hätten gewiss, eben so wenig wie die Schweizer und Tyroler, einen Landvoigt — Olaneta in ihren Hochthälern gebieten lassen. Nicht in Bogota, schon unter dem Indianischen Zaque zur Zeit der Eroberung durch die Spanier im Anfange des 16. Jahrhunderts ein despotischer Staat; nicht in Quito, mit Thermopylen, wo ein Leonidas mit 300 Mann leicht hunderttausende — aufhalten kann, nicht in dem gebirgigen Peru erwachte das Volk mit Ernst — es zeigte sich dort wohl, so wie in dem ganz zur Vertheidigung geschaffenen Hochlande Mexico das Wollen — aber das Vollbringen, die ernste Ausdauer, die sich durch keinen Unfall abschrecken lässt, fehlte. Hingegen nährten gerade die Niederungen, die Küsten und ihre Nähe, wo der Mensch in der sengenden Hitze zu erschlaffen schien, das Hochgefühl der Behauptung der heiligsten Menschenrechte und Caracas, Cartagena, die Insel Marguerita, Cumana, das Strombett des Orenoco, ward, nebst dem lebendigen Buenos-Ayres, die Wiege der Südamerikanischen Freiheit. So wie Boston und Philadelphia die Pflanzstätten der Nordamerikanischen Freiheit geworden waren, so wurden auch Caracas im Norden und Buenos-Ayres im Süden die Angelpunkte, um welche die Bewegung der Südamerikanischen Revolution oscillirte. — Von Buenos-Ayres aus wurden die Provinzen des Rio de la Plata und dann Chile (durch den Sieg bei Chacabuco am 12. Februar 1817) frei, und von Chile aus verbreitete sich die Befreiung, gleichsam mit Gewalt, bis nach Peru, wo die Spanier, die von dort aus offensive gegen die Revolution gewirkt hatten, endlich zur Defensive ge-

zwungen wurden, und als nun auch Colombia's Heldenschaaren eintraten, völlig erlagen. Erst Colombia's Beispiel bewog Mexiko und Guatemala zur Nachahmung und wäre die Spanische Macht nicht durch den Mordkrieg mit Colombia und durch die Vertheidigung Peru's aufgerieben, so würden jene Bergländer den Kampf, der eigentlich in den Ebenen nördlich vom Orenoko ausgefochten ward, schwerlich erneuert haben. Nun aber war es gerade die Küste von Venezuela, die, wenn auch nur mittels des Schleichhandels, das Bedürfniss des freien Verkehrs mit aller Welt von allen Neuspanischen Ländern am frühesten empfand. — Dort drückte das vom Mutterlande verhängte Monopol am stärksten, und dort hatte nicht der Grundbesitzer, sondern der Kaufmann das Uebergewicht. Wie in Colombia, gerade so stand es in noch höherem Grade in Buenos-Ayres, der Stadt ohne Pflanzungen, die selbst nur Produkte der Viehzucht zu exportiren, jedoch ein unermessliches Hinterland mit Europäischen Waaren zu versorgen hat. — In den Colombischen Küstenstädten, am Orenoko, in Buenes-Ayres musste also der Saame der Revolution eben so kräftig gedeihen, wie der Saame der Widersetzlichkeit gegen die Handels-Tiranney Napoleons in den holländischen und norddeutschen Handelsstädten. Während man in niederländischen und rheinischen Fabrikstädten das Continentalsystem mit Inbrunst umarmte — verfluchte der von Zöllnern und Sündern hart geplagte Handelsmann dessen Grundsätze als verdammlich. So mag es immerhin wahr seyn, dass sich die Plantagen- und Bergwerksbesitzer zur Zeit der Spanischen Herrschaft in Amerika glücklicher fühlten, als nun jetzt im Hute der Freiheit — aber der Handelsstand, der freie, der Erdtheil mit Erdtheil ver-

knüpft; dem konnten Gallionen und Silberflotten, geschlossene Häfen und Guardas costas nicht genügen; er richtete seinen Blick nach allen Strichen des Compasses und man zwang ihn, sein Auge blos auf Spanien zu heften. Und bei welchem Volke fanden die nach Befreiung lechzenden hispano - amerikanischen Kaufleute die wirksamste Unterstützung? Bei welchem, als bei den Briten —, die erfahren hatten, wie nützlich eine befreite Colonie dem Mutterlande werden kann. Ihr Beispiel hätte auch den übrigen Colonial-Mächten eine Lehre seyn sollen und redlich erbot sich die Britische Regierung doch wenigstens diesen Vortheil dem Königreiche Spanien zu verschaffen. Und welchen Gewinn hätte das zerrüttete Reich noch 1814 erlangen können, wenn es Grossbritaniens Vermittlung nicht abgewiesen hätte! Doch leider scheint, obgleich das Schicksal Napoleons zur Warnung dienen könnte, Europa noch immer nicht einzusehn, was der Kaufmann und der mit ihm verbündete Geldmann vermag. Die Geldmänner mit den Kaufleuten verbunden beherrschen in dieser Zeit den Hebel aller Staatsverrichtungen, die Finanzen; schenken sie einer Staatseinrichtung ihren Beifall nicht, d. h. hat sie bei ihnen keinen Kredit, so ist die Macht eines solchen Staats ohne Stütze, und er versinkt in bodenloses Elend. Fehlen solchem Staate nun gar, wie dem Spanischen Reiche, die Juden, die durch ihren Wucher und Schacher noch manches morsche Staatsgebäude aufrecht halten, und für die Erlaubniss Blutigel der untern Stände seyn zu dürfen, die obern nicht sinken lassen — so ist alle Garantie dahin und Verzweiflung durchbricht alle Schranken. *) Auf

*) Jeder, dem das Heil der Staaten am Herzen liegt, lese doch die Preisschrift des königl. bairschen Appellations-

errungene Handelsfreiheit, wodurch bis ins tiefste Innere der noch so coupirten Länder neue Bedürfnisse, neues Leben, neue Freude verbreitet und die Volksbildung unmerklich weiter geführt wird, indem allen, die handeln wollen, gewisse Elementarkenntnisse nöthig sind, basiren alle neuen Freistaaten in Süd-Amerika. Mit Willkühr, mit kindischer Einschränkung, und sey sie noch so gut gemeint — kann aber keine wahre Handelsfreiheit bestehn; in Repräsentativstaaten, wo Pressfreiheit herrscht und der Kaufmann Einreden wagen darf — ist es schwer, dem Handel Fesseln anzulegen. Dass der Handel dem Staate mittels der Zölle Opfer bringen muss, ist natürlich, aber nicht die Zölle, sondern die Förmlichkeiten, die Verbote und besonders den Aufenthalt scheut der Kaufmann; dergleichen unterwirft er sich nur mit Ingrimm. Sonderbar ist es daher, dass selbst noch in Colombischen Häfen widerwärtige Förmlichkeiten und Zwangsmaassregeln beibehalten, dass dort höchst wichtige Flüsse, z. B. der Atrato (siehe Columbus II 1825, S. 469) dem auswärtigen Handel verschlossen geblieben sind — doch dort, und überhaupt in Repräsentativ-Staaten ist die Abhülfe solcher Beschwerden leicht zu hoffen und in Mexiko, Peru, Guatemala, Buenos-Ayres &c. bereits bewirkt. Ausgemacht aber bleibt es, dass die völlige Handelsfreiheit eine Garantie jener Staaten ist, und dass eben diese

---

raths Hoffmann, betitelt: „Die Staatsbürgerlichen Garantieen, oder, über die Mittel, Throne gegen Empörungen und Bürger in ihren Rechten zu sichern.“ Sie ist dem verewigten Könige von Baiern zugeeignet, mit Deutscher Freimüthigkeit und ächt-patriotischem Eifer abgefasst, und in Andre's Hesperus, (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta,) dieser Krone der Deutschen Zeitschriften, Januar, Februar und März 1826, abgedruckt.

Handelsfreiheit es ist, welche Cuba noch an's Mutterland fesselt. Durch die republikanische Verfassung wird diese Handelsfreiheit sicher gestellt; sie bedarf der Pressfreiheit, sie bedarf unpartheiischer Rechtspflege; sie bedarf der gottesdienstlichen Duldung; denn in Handelsstaaten ist jeder rechtliche Handelsmann, selbst wenn's ein Muhamedanischer Perser ist, willkommen; und die Juden bleiben von selbst aus den Ländern fort, wo vollkommene Handelsfreiheit herrscht; wenigstens die Schacherjuden, die dort ihr Paradies finden, wo der Kaufmann ängstlich beaufsichtigt und von der Staatsgewalt als ein gemeiner Bürger — („er ist ja nur ein Kaufmann!“ hört man noch oft im Innern Deutschlands!) über die Achsel angesehn wird. Dass der Kaufmann hochgeehrt ward, das hat die Italienischen Republiken, die Hanse, Holland und Grossbritanien gross, mächtig, ja das letzte Reich fast allmächtig auf Erden gemacht. Sank der Kaufmann — so sank mit ihm der Staat, (man denke an Gross-Nowgorod;) und der politische Einfluss der Staaten; unter Napoleons Militairherrschaft stand Hollands Einfluss unter Null. Daher irre sich doch keiner, und meine, Freiheit finde im Gebirge unter dem Schutze hoher Felsenthore eine sichere Obhut — ihr Wirkkreis ist das Meer, dorthinaus richten sie ihre Blicke in die angeschaute Unermesslichkeit; gerne siedelt sie sich an den Ufern grosser Flüsse an, die dem Vater Ocean Freude brausend ans Herz stürzen; sie macht dort, im Kampfe mit dem tobenden Elemente, gerne die Reise um die Welt und vertheilt allenthalben hin die Gaben der reichlich schenkenden Natur und emsigen Kauffleisses, der nur der Diener, nie der Herr des Handels seyn soll. Daher lassen sich auch die vom Meere abgeschnittenen Länder so

leicht despotisiren; sie stehn mit der übrigen Erde nur in künstlicher Verbindung, die sich leicht durch die Chinesische Mauer einer Mauth hemmen lässt. Aber der Küstenbewohner entgeht leichter dem Dränger; ein Fischerkahn wird ihm Rettung, wie es zur Zeit der Herrschaft Napoleons an der Nordseeküste so oft geschehn ist — und nicht jenseits der Berge — jenseits des Meers hohnlachten wir dem Tyrannen. —

R. Dr.

Handelsnotizen aus Amerika.

Glasgow, den 8. April 1826.

Zu S. Tomas und la Guayra sind in Folge des Raths, der von hier aus im December ertheilt ward, bedeutende Waaren-Partheyen abgegeben worden. Man hat etwas billigere Preise und in einigen Fällen langen Kredit bewilligt, doch im Allgemeinen sind die Verkäufe für die Manufakturisten befriedigend ausgefallen, welche der Meinung sind, dass noch grössere Opfer dargebracht seyn würden, um nur Verkäufe zu bewirken. Die von diesen Orten eingegangene Remessen sind bedeutend.

Jamaica hat die Hoffnung der Manufaktur-Waarenhändler durchaus nicht entsprochen. Der Markt stockt und die Preise sind bedeutend gefallen in Folge der Ankunft mehrerer Ladungen Deutscher Leinen, weil nun jetzt die Insel der Einfuhr der Fremden offen steht. Doch lässt sich voraussetzen, dass die schweren Verluste, welche die Deutschen bei ihren Unternehmungen davon tragen, ihnen beweisen werden, dass sie es nicht mit den Britischen und Irischen Manufak-

turisten aufnehmen können, und sie abhalten, diesen Handel fortzusetzen *). Die Verkäufe für Glasgow's Rechnung waren nicht bedeutend und die Remessen weit unter Erwartung. Täglich sah man am 20. Febr. der Ankunft eines Kriegsschiffs mit einer bedeutenden Baarsendung entgegen.

In New-York sind beträchtliche Verkäufe effectuirt, und da dieser Markt, seit dem Fehlschlagen der Baumwollen-Speculation im Anfange des Jahrs 1825 fast gar nicht mehr versorgt ist, so sind die Vorräthe unbedeutend.

Die Berichte aus der Hauptstadt Mexico lauten in Rücksicht zweckdienlich ausgewählter Manufakturwaaren sehr erfreulich; doch ist zu fürchten, dass dort bedeutende Opfer gebracht werden müssen, um die Rückstände einzutreiben.

Rio de Janeiro ist schon seit mehreren Jahren überfüllt, und blieb es bis zum 24. Januar d. J. Der Platz ist voll Handelsagenten und gepfropft voll Waaren, deren Preis 30 pCt. unter dem Einkaufswerth steht. Seit Anfang des Jahrs hat indess der Begehr, der bis dahin ganz unbedeutend war, wieder etwas zugenommen.

In Buenos-Ayres sind in Folge der Blokade mehrere gute Verkäufe zu Stande gebracht; aber die Remessen sind ausgeblieben.

---

*) Man höre, was die Briten wünschen! Doch, lieber deutscher Landsmann, weiche du nimmer den Uebeln, nein, geh' ihnen kühner entgegen, und wer zuletzt lacht, Heil ihm! — A. d. H.

Die Gränzstreitigkeiten
zwischen der Britischen Provinz New-Brunswick*) und den Staaten Massachusetts und Maine.

Die Britische Provinz New-Brunswick in Nord-Amerika stösst im Westen am Maine, ein zu der Union gehörender Freistaat, und der nördlichste unter der Vereinigten Staaten, früher Gebiet des Staats Massachusetts, der erst seit 1820 selbstständig constituirt ist. Durch eine von der Union-Regierung der V. St. und von Grossbritanien bestellte Gränzcommission ward im Jahre 1798 folgende Gränzlinie vestgesetzt: Die Wasserscheide, die nördlich Gewässer in den S. Lorenzstrom und südlich Ströme in das Atlantische Meer sendet, formirt dort etwa unter dem 48° N. B. die Nordgränze. Unter dem 9° 36 M. östlicher Länge von Washington (291° 23½′ über Ferro) beginnt eine grade Linie nach Süden, die unter dem 47° N. B. den von Westen herströmenden S. Johns Strom, der nach seinem Eintritt in New-Brunswick eine südliche Richtung nimmt, so wie mehrere von Westen kommende Arme desselben, durchschneidet, und trifft also den Kawakusaki-See, lässt diesen, ans östliche Ufer fortschreitend, ganz zu Maine und folgt dann dem geschlängelten Ausflusse dieses Sees, dem Passamaquada, der als Schoodiak zwischen S. Andrews im Osten (New-Brunswick und Robinston (Brewershaven) im Westen (Maine) in die Passamaquody Bay geht, deren Ausfluss ins Atlantische Meer, die Gränzscheide im Süden beschliesst. Vor 1798 wollten die Vereinigten Staaten ihre Gränze 7 deutsche Meilen weiter östlich an eine Linie gerückt wissen, die mit dem Ausflusse des S. Croix- oder Magaquadavie-Flusses ins Atlantische Meer endigt, und auf den zwischenliegenden Raum, grossentheils wilder Wald, machen die Bewohner von Maine noch jetzt Ansprüche. Dort fliesst von Süden hin der Madawaska in den nach Osten strömenden S. Johns, und dort liegt die Niederlassung Madawaska. Um sich vor denselben zu schützen, hat der Provinzialrath und die Landes-Gemeinde der Provinzen

*) Anm. Die Staatseinnahme dieser Provinz betrug im Jahre 1825 42,632 Pf. 13 sl. Sterl. — und das Brit. Reichsparlament bewilligte in der diesjährigen Sitzung 4000 Pf. Sterl. zur Versammlung der dortigen Stockfisch- und Wallfischfängerei.

Nova Scotia und New-Brunswick am 14ten März dieses Jahrs eine Adresse an Se. Grossbritanische Majestät entworfen, welche folgende merkwürdige Thatsachen enthält:

Die Einwohner des westlichen Theils der Provinz New-Brunswick, die Massachusetts und Maine an den Flüssen S. Johns und Madawaska zu ihrer Gerichtsbarkeit rechnen wollen, sind, mit Ausnahme weniger, später hinzukommender Ansiedler, französische Acadier, und deren Abkömmlinge; zuerst liessen sie sich, aus den Niederungen des Atlantischen Meers aufwärts ziehend, bald nach dem Frieden von 1783 daselbst nieder, also gerade zu der Zeit, wo New-Brunswick eine Britische Provinz ward, im vollen Vertrauen, dass sie sich auf Britischem Gebiete anbaueten. Die Landverleihungen geschahen unter dem grossen Siegel der Provinz. General Carleton, der erste Gouverneur der Provinz, errichtete dort bereits im Jahre 1786 Miliz-Compagnien. Magistrate und Friedens - Beamte wurden nach den Gesetzen und Staaten der Provinz eingerichtet, und von ihren Rechtaussprüchen ging die Appellation an die Königl. Gerichtshöfe von New - Brunswick. Jener Landstrich war dem Canton York einverleibt, stimmte bei den Wahlen der Repräsentanten, die von diesem Canton zur Landesgemeinde (Assembly) nach Halifax abgesandt wurden; kurz das Land zwischen den Flüssen S. Johns und Madawaska war ungestört Britisches Gebiet bis zu der Zeit, da der Friede zwischen Grossbritanien und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1814 zu Ghent verhandelt ward. Vor der im 5ten Art. dieses Friedensschlusses errichteten Gränzcommission suchten nun die Regierungen von Massachusetts und Maine ihre älteren Ansprüche auf eine weiter nach Osten fortgerückte Gränzscheide geltend

zu machen, welcher Anspruch ein grosses Stück Land und auch jenen Theil des Cantons York einschliesst, der *de jure* nicht jenen Staaten angehörte und de facto ihnen nie unterworfen gewesen ist. Schon seit 1784 pflegte das Gouvernement von New-Brunswick dort Britischen Unterthanen Erlaubnissscheine zum Holzfällen zu ertheilen; aber jene Staaten legen gegen dieses Holzfällen nun Protestationen ein, und haben ihre Klagen deshalb auf diplomatischem Wege an die Britische Regierung gelangen lassen. Das Gouvernement von New-Brunswick weigert sich demnach jetzt, solche Erlaubnissscheine zu ertheilen. — Im Jahre 1820 begab sich der Marschall des damaligen Distrikt Maine, in Folge eines von der Union-Regierung der Vereinigten Staaten erlassenen Gesetzes in die erwähnte Französische Niederlassung, die den Namen Madawaska Settlement führt, und veranstaltete dort eine Volkszählung, ganz als gehöre diese Niederlassung zum Distrikt Maine, und die Einwohner wurden als Bürger der Vereinigten Staaten und als Insassen von Maine in die öffentlich bekannt gemachten Berichte aufgeführt. Jm Jahre 1821 kam ein Senator des nunmehrigen Staates Maine, als Agent der Regierung jenes Staats, nach New-Brunswick, bemächtigte sich einer Parthei Fichtenholz, das im St. John Strom, innerhalb unserer anerkannten Gränze und weit östlich von der Linie, welche die Vereinigten Staaten behaupten wollen, in Flössen lag, und zwar aus dem Grunde, weil es am Restockflusse im Gebiet der Vereinigten Staaten gefällt sey, und nöthigte die Besitzer des Holzes Scheine wegen Zahlung einer Geldsumme an die Regierung von Maine auszustellen.

Im October des verwichenen Jahrs 1825 fassten die Regierungen der Staaten Massachusetts und Maine

öffentlich bekanntgemachte Beschlüsse, welchen zu Folge Land-Agenten ernannt wurden, um den Ansiedlern zu Madawaska, über das Land, welches sie von der Krone Grossbritaniens in Besitz haben, gegen Erlegung gewisser Geldsummen, welche in den Schatz der beiden Staaten fliessen sollen, Grundbriefe auszustellen, und zwar in Abtheilungen von 100 Akkern und mit Berücksichtigung der vorgenommenen Verbesserungen. Nun aber sind die Bewohner von Madawaska, deren Zahl 1500 beträgt, ursprünglich Unterthanen Sr. Grossbritanischen Majestät, haben ihre Landstellen von der Britischen Regierung in freiem Besitz, sind nicht abgetreten, noch ihres Pflichteides entlassen, und der Boden, den sie bewohnen, ist, bis die Gränz-Commission entschieden hat, als neutrales Gebiet zu betrachten. Dennoch schlugen jene Land-Agenten öffentliche Mandate wegen dieser Landverleihung an die katholische Kirche und an die Schneidemühle in jener Niederlassung Madawaska's an und behandeln dieselben ganz als der Gerichtsbarkeit und den Gesetzen des Staats Maine unterworfen. Zu Madawaska und in Restock sind Agenten dieses Staats bestellt, welche Erlaubnissscheine zum Fällen des Bauholzes ertheilen, und selbst die Umgegend des Restockflusses nehmen sie als Gebiet der Vereinigten Staaten in Anspruch. Ja diese Agenten fuhren den S. Johns-Strom abwärts ins anerkannte, nie streitig gewesene Gebiet Sr. Majestät, sondirten dort die Gesinnungen der Britischen Unterthanen und berichteten dann ihren Regierungen: der grösste Theil der Einwohner sei sehr geneigt, sich den Vereinigten Staaten anzuschliessen, und wünsche, ihr Land möchte in Folge der neuen Gränzbestimmungen ausgetauscht werden. Bei der Regierung ist bereits der Antrag gemacht, zwei

Friedensrichter zu bestellen, einen Unter-Sherif oder Constabler zu erwählen und Madawaska in Militairdistrikte zu theilen; auch soll diese Niederlassung einen Repräsentanten auf die gesetzgebende Versammlung von Maine, nach Portland, absenden; endlich ist bereits Anstalt getroffen, einen Knüppeldamm (bushed Winter road) vom Madawaska- oder Fish-Fluss nordwestlich durch das Land des Restock an die Quellgewässer des Penobscot, Maine's Hauptfluss, zu führen. Dies alles erhellt aus einem, in den Zeitungen abgedruckten amtlichen Bericht des Agenten des Landbureau, datirt Boston, den 10. November 1825. — Diese Agenten suchten ferner die Bewohner von Madawaska zu bereden, sich bei einer Miliz-Waffenübung des Staats Maine zu stellen, und drohten mit Geldstrafen, im Fall sie ausbleiben würden. Doch dieser Versuch misslang; die Bewohner von Madawaska versammelten sich 300 Mann, alle unter 45 Jahr alt, am 4. October zu einer Waffenübung und überzeugten auf jede Weise den Provinzialrath und die Landesgemeinde von New-Brunswick, dass sie sich durch die Verführung jener Land-Agenten durchaus nicht in ihrer Pflicht gegen Se. Majestät wankend machen liessen. Dennoch betrachten jene höchsten Provinzialbehörden dieses Verfahren der Staaten Massachusetts und Maine nicht ohne grosse Besorgnisse und Befürchtungen und können derselben mit der vielfach erwiesenen Mässigung und Rechtlichkeit, welche beide Mächte bei ihren Verhandlungen über die gegenseitige Gränzbestimmung offenkundig darlegten, durchaus nicht in Harmonie bringen.

Hätte irgend ein Friedensbeamter jene Land-Agenten bei ihrem oberwähnten widerrechtlichen Einschreiten betroffen, so würden sie sich der Person der-

selben versichert und sie vor ein Gerichtstribunal dieser Provinz geführt haben, um sie zur Verantwortung zu ziehn. Und obgleich S. Majestät es für zweckdienlich erachtet, ihren Unterthanen keine weitere Erlaubnissscheine zum Fällen des Bauholzes in der Wildniss, welche die Vereinigte Staaten in Anspruch nehmen, zu ertheilen, hat doch die Britische Regierung sich ihrer Oberherrlichkeit über die streitige Gegend bis jetzt nie entäussert. In Folge einer Gegenvorstellung des Untergouverneurs, Grafen von Dalhousie, welche dem Britischen Minister nach Washington übersandt ward und welche dieser der Regierung der Vereinigten Staaten behändigte, hat die Gesetzgebung der Staaten Maine und Massachusetts ihre Plane mit Madawaska durch einen Beschluss bis zum July 1826 suspensirt; sollte aber sodann die Frage, in Rücksicht der Gränzscheide noch nicht entschieden seyn und man jene, durch die Land-Agenten anempfohlene Maassregeln mit Gewalt durchzusetzen versuchen, so wird die Regierung der Provinz New-Brunswick die Oberherrlichkeit über jene Niederlassung nicht geduldig fahren lassen und es könnten die unangenehmsten Reibungen entstehn.

Die Land-Agenten äussern in ihrem Berichte einen Plan: Alle Ländereien nord-ostwärts der Flüsse S. John und Madawaska Sr. Majestät zu überlassen, dafür aber die ganze Westseite des S. Juan bis zum Einfluss des Eelflusses, also weit unterhalb der Linie, welche die Vereinigten Staaten in Anspruch nehmen, auszutauschen. Auch fordern sie die freie Schiffahrt und den Gebrauch des S. John-Stroms bis zu seiner Mündung. Dieser Strom durchfliesst bis zu seiner Mündung in die Fundy-Bay eine Landstrecke von 200 Englischen Meilen. Gewährte man den Amerikanern

freie Schiffahrt auf demselben, so müsste man ihnen auch eine Küstenfahrt von 60 Meilen längs den Küsten Sr. Majestät gestatten, bis sie ihre Seeküste am Atlantischen Meere erreichen. Dadurch würde der Schleichhandel befördert, die Gränzen, in militärischer Hinsicht, und die Verbindung zwischen New-Brunswick und Nova Scotia gefährdet werden. Der Provinzialrath und die Landesgemeinde sind daher der Meinung, Sr. Majestät Regierung werde, diese Vortheile erwägend, die Gränze in dieser Gegend nach dem Grundsatze des Traktats von 1783 begründat seyn lassen, so dass jener Strom die Gränze bleiben und zwar bis zu seiner Quelle. (?)

Anm. Diese Erklärung der Behörden jener Gränzprovinz beweisst hinreichend, dass die Gränzverhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Grossbritanien noch grossen Schwierigkeiten unterliege, da namentlich in dieser Gegend der Lauf der Ströme kein sicheres Hülfsmittel an die Hand giebt und die Freistaaten sehr begierig nach Land und Leuten zu seyn scheinen.

Noch erlaubenwir uns, unsre Leser aufmerksam zu machen, wie schnell der Columbus Nachrichten aus allen Theilen von Amerika mitzutheilen vermag. Dieser, am 15. März in Halifax in Nova Scotia (Neu-Schottland) abgedruckte Aufsatz war in Hamburg am 21. April für die Presse fertig. —

Litteratur.

Christoph Colombo und seine Entdeckungen. Nach Giambatt. Spotorno teutsch bearbeitet von Adolph Wagner. Leipzig, Ernst Fleischer 1825. Mit Colombo's Bildniss (nach der Büste des Peschiera). In Hamburg bei Herold.

Unter diesem Titel ist das bereits im 1sten Hefte dieser Zeitschrift 1825, Januar, im Auszuge mitgetheilte wichtige Werk über des unsterblichen Entdeckers Leben und Leiden trefflich übersetzt erschienen, und zwar mit Benutzung der Bemerkungen, die 1824 in Paris und in London ans Licht traten. Wir erklären unbedingt diese deutsche Bearbeitung für die lesbarste — und es kann diese documentirte Geschichte insonderheit dazu dienen, um den selbst Kinderherzen eingeprägten Unsinn, die Campe's Columbus allgemein verbreitet, zu berichtigen. Dass Columbus (so nennt ihn die Welt!) dass Columbus ein grosser Mann war, bewährt sich durch dieses Büchlein aufs Neue, aber noch haben wir nirgend seine menschliche Heldengrösse reiner, wahrer, lebendiger und kürzer geschildert gefunden, als in einer Schrift, wo man wahrlich eine solche Schilderung am wenigsten erwarten sollte: in Hormayr's Wien's Geschichte und Denkwürdigkeiten, 4r Band, S. 87. 88. Sie lautet wörtlich, wie folgt:

„Matthias Corvinus, der Ungern König und Oesterreichs Feind, residirte zu Wien; er hatte einen Waffenplatz ob der Ens, er hatte tapfere Besatzungen in den besten Burgen von Steyer und Kärnthen. Der verjagte Friedrich fand kaum eine erträgliche Zuflucht im Reich, das ihm jede Geringschätzung fühlen liess, und war nicht willkommen in Insbruck bei dem ab-

geneigten Vetter Sigmund — und im 7ten Jahre nach Matthias Tode (1489 im März) waren jene Verbindungen geschlossen, die Oesterreich in Europa die Uebermacht gaben und 33 Jahre nach dem Tode Friedrichs (19. Aug. 1493,) der Wien nicht hatte behaupten können, trugen seine Enkel Carl und Ferdinand die Krone des Kaiserthums, des vereinigten Spaniens, beide Sicilien, Ungarns und Böhmens, geboten an Africa's Küste, herrschten auf den westlichen Inseln, trugen das Diadem von Mexico und jenes der Söhne der Sonne, der Ynkas von Peru und Quito. Und so wunderherrlich auch der Gegensatz ist zwischen dem eroberten Wien, dem gegen Habsburg offensiven Waffenplatz der Mathias, und Wien, einer Hauptstadt jener Habsburgischen Fürstenbrüder, in deren Reichen die Sonne nicht unterging — so verschwindet er doch gegen das erhabene Schauspiel, dass plötzlich auf einen Zauberschlag eine ganze unermessliche neue Welt auf der Bahn hereinbricht, dass die ganze alte Welt bebt und zuckt von der in allen ihren Adern hindurch aufgährender und kochender völligen Umstaltung: — Und was ist wieder dieses gegen den höhern Triumph menschlicher Geistes- und Willenskraft, dass ein armer, wissensdurstiger, edler Genueser, lang' als ein eitler Träumer verlacht, lang' vergeblich bei allen Regierungen, nur um die Kosten der ersten Ausrüstung bettelnd, auf dem Meerpfade gen Westen, Ostindien suchend, fand, was er nicht gesucht, aber er doch dafür hielt!? Columbus *) Namen schwebt hoch

*) Auch Hormayr schreibt Columbus!

D. H.

über jeden Wechsel der Zeiten, hoch darüber hinweg, dass die Seinen ihn durch Aufruhr und Verrath, der Hof, den er so gross gemacht, durch Verfolgung, durch bittre Noth, durch Ketten belohnt, dass er keinen ruhigen Augenblick mehr gezählt hat, als im Grabe, dass selbst der Name der neu entdeckten Welt nicht ihn, den Mann von altrömischer Beharrlichkeit und Uneigennützigkeit, preiset, sondern von den eitlen, habsüchtigen Florentiner Amerigo Vespucci!?

Im Laufe Aprils ist erschienen:

Heinrich von Bergens Versuch einer Monographie der China. Hamburg, auf Kosten des Verf. 1826. gr. 4. XI. u. 348 S. mit 8 Kupfertafeln u. 10 Tafeln in Folio. Ladenpreis 15 Rthlr. in Golde, wozu es gegen contante Zahlung durch Hamburgs Buchhandlungen zu beziehen ist. —

Vorläufig bemerken wir bloss die Erscheinung dieses in jeder Rücksicht befriedigenden Prachtwerks, welches von Neuem beurkundet, was Deutscher Fleiss und Deutscher Eifer für wissenschaftliche Bestrebungen vermag. Kein Volk darf sich rühmen, über irgend einen Gegenstand der Materia medica eine so reichlich und kunstvoll ausgestattete Monographie zu besitzen, und es ist grade Hamburg der Ort, wo sich das Material zu einem solchen Meisterwerk — welches Stoff zu einer Menge Doctor - Dissertationen liefert — vorfand. Der bescheidene Verf. hat, wie die 72 Seiten füllende Litteratur beweisst, mit unermüdlichem Fleisse gesammelt, aber noch mehr mit eignem Auge beobachtet und erforscht und alles aufgeboten, um das Vorzüglichste zu liefern. Männer, wie Pfaff und v. Mar-

tius u. andre, sind ihm mit ihrer Beihülfe freudig entgegengekommen, und auch für den botanischen Theil hat er in Herrn Sickmann einen trefflichen Helfer gefunden. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung des Werks wird im nächsten Heft dieser Zeitschrift noch die Rede seyn. — Die Kupfern sind von unserm Hamburgischen Meister Forsmann ungemein schön und fleissig ausgeführt und mit einer Sorgfalt kolorirt, die ihres Gleichen sucht. Der höchst correcte Druck auf dem schönsten Velinpapier macht der Officin von Hartwig u. Müller grosse Ehre. Kurz dieses Hamburgische, den Herren Deputirten unsers löbl. Commercii gewidmete Werk erregt, abgesehn von seiner innern Vortrefflichkeit, — eine ächt patriotische Freude. *R.*

Die Goldminen in Nord-Carolina.

(M. s. Columbus 1826, Februarheft, S. 191.)

Das Raleigh *)-Register vom 24. Februar enthält folgendes Schreiben des Herru Carl E. Rothe, welches wir mit Vergnügen unsern Lesern mittheilen.

Salisbury, **) den 15. Febr. 1826.

Meine Herren!

In Erfüllung meines, Ihnen während meines Aufenthalts in Raleigh geleisteten Versprechens, Ihnen gelegentlich über die Goldregion im westlichen Theile dieses Staats, wo ich mit

---

*) Raleigh, die Hauptstadt des Staats Nord-Carolina, liegt am Crabtree-Flusse, einem Arm der Newse, die 25 Meil. südwestlich von diesem Orte bei Beaufort ins Atlantische Meer fliesst, im Canton Wake; sie zählte 1820: 120 Feuerstellen und 2674 Einwohner. R.

**) Salisbury, der Hauptort des Cantons Rowan, 1820 mit 500 Einwohnern, liegt westlich von dem südlich nach Süd-Carolina fliessenden Yadkin, 24 Meilen westlich von Raleigh, an der nordöstlichen Absenkung des Buncombe-Gebirges. R.

Ausmessung und Beobachtungen, seit ich Sie verliess, beschäftigt gewesen bin — einige Auskunft zu ertheilen, scheint mir die Mittheilung folgender Bemerkungen am zweckdienlichsten.

Die Jahrszeit machte es unmöglich, den wahrscheinlichen Reichthum und die Fundgruben in diesem Lande noch näher zu erforschen; und doch glauben wir in derselben mehr geleistet zu haben, als in einer der vorhergehenden geleistet worden ist.

Mehrere, verschiedenartig gebildete Adern von grösserer Mächtigkeit als die dünnen angeschwemmten Schlammlagen, die bisher ausgewaschen worden, sind entdeckt; und seit kurzem drei einzelne Gänge in Grünstein oder Grünsteinschiefer, dem Gestein, welches in dieser Gegend (Canton Rowan) das einzige gold- und erzhaltige ist.

Eine dieser Schichten, die im Canton Mecklenburgh *) streicht, enthält Gold in Eisenerz **) verlarvt. Beim Auswaschen des zerstampften Erzes werden die Goldtheilchen gewonnen, die in den Bruchstücken nicht zu entdecken sind. Ueber die Ausdehnung und Mächtigkeit der Metalladern wird man erst dann Auskunft geben können, wenn die Arbeit weiter fortgeschritten ist.

In den Cantonen Cabarrus und Montgomery (östlich vom Canton Mecklenburgh) liegt die zweite Schichte, welche das Gold gediegen in Quarzadern enthält. Man gewinnt die Flitter durch Zerschlagen der Quarzmassen; das meiste Gold, was man bis jetzt gewinnt, ***) wird auf diese Weise zu Tage gefördert. Doch scheint diese Schichte nicht so mächtig, als die ersterwähnte.

Die dritte Schichte ist noch nicht so weit untersucht, als die beiden andern. Sie scheint aus einer Menge verschiedenartiger Erze zu bestehn, welche das Gold versteckt enthalten.

---

*) Der Canton Mecklenburgh liegt südwestlich von Salisbury an der südlich nach Süd-Carolina fliessenden Catawba. Er zählte 1820: 16895 Einwohner. Hauptort: Charlotteville, 12 Meilen südwestlich von Salisbury. R.

**) Vielleicht in Brauneisenstein, wie in Beresofsk im Russischen Gouvernement Tobolsk. — ? — R.

***) Bekanntlich sind, nach dem officiellen Berichte des Staatssecretariat der Finanzen der Vereinigten Staaten im Jahre 1825, der Werth von 1700 Dollars an Gold aus Nord-Carolina in die Münze geliefert, und zwar dreimal mehr als in irgend einem Jahre seit 1804. — R.

Vornämlich kommen darin Arsenikkristalle in dreiseitigen Pyramiden und Tellurglanz (vielleicht sogenanntes Weisserz?) vor.

In unserer Nachbarschaft hat sich eine Gesellschaft gebildet, um den bergmännischen Betrieb dieser Gänge und die Auffindung neuer Adern kunstmässig zu befördern. Nur auf diese Weise lässt sich hoffen, von dem Goldschatze des Landes zu richtiger Kenntniss zu gelangen und wahre Vortheile davon zu ziehn.

Nach Platina habe ich fleissige Nachforschungen angestellt, aber bis jetzt ohne Erfolg. Ich bin &c. &c.

Carl E. Rothe.

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Das Schiff, worin der Kaiser und die Kaiserinn von Brasilien die Reise nach Bahia machen, isi der Don Pedro I. von 74 Kanonen, vormals Cochrane's Flaggenschiff. Des Lords Freund, Commodore Jewett, der Eroberer von Pernambuco 1824, der ihm im Oberbefehl über die Brasilische Flotte folgte, hat seinen Abschied empfangen, und ein steinalter Portugiesischer Unter-Admiral commandirt den Don Pedro.

Das vor zwei Jahren ausgebrannte Opernhaus in Rio de Janeiro ward neu eingerichtet, am 22sten Januar, als am Geburtstage der Kaiserinn, wieder eröffnet, und zwar mis Rossini's Tancred; Facioti, ein trefflicher Sänger, sang den Tancred, und seine Schwester trat als Prima donna auf. Die ganze Vorstellung war lobenswerth; das Orchester, grösstentheils mit Mulatten (pardos) besetzt, spielte vortrefflich.

Zu Gloucester in New-Jersey, am westlichen Ufer des Delaware, Philadelphia gegenüber, starb am 6ten März Capitain Wm. Danwell, aus Portsmouth in New-Hampshire gebürtig, vielleicht der schwerste Mensch in Amerika; er wog bei seinem Tode 444 Pfund. Sein Sarg ward aus starken Bohlen zusammengezimmert und mass um die Brust 3 Fuss 6 Zoll, war 3 Fuss tief und 7 Fuss lang. Die Leichenwagen in Gloucester konnten den Sarg nicht fassen, und man musste ihn also auf einen Karren zu Grabe führen. Zehn Mann waren erforderlich, um ihn einzusenken.

Aus Trinidad wird unter dem 1sten März gemeldet, die Britische Regierung habe eine Verordnung erlassen, der zu-

folge alle Abgaben, die von den in den Häfen der Insel liegenden Schiffen erhoben wurden, abgeschafft sind. Diese Verordnung hat die lebhafteste Freude erregt. —

Die Leute in England, heisst es in Blackwood's Magazine, meinen, dass wir in Jamaica eben so daran sind, wie bei ihnen, wo die Befreiung einer ganzen Verbrecherbande aus einem Gefängniss selbst für die Hauptstadt kaum die Wirkung eines Flohbisses — (*flea-bite*) haben würde. Doch man bedenke einmal den Fall, wenn solche Verbrecher die Absicht hätten, Könige, Gouverneure, Feldherren zu werden, statt Banknoten zu verfälschen und Schnupftücher zu stehlen, und die Kraft in sich fühlten, solchen Plan auszuführen! Und wahrlich dergleichen Gedanken hegen die Neger, seitdem sich Haïti freigekämpft hat, und vorzüglich seit es anerkannt ist. Sie brüten Rache, und heiss wie ihr Blut strömt, ist ihre wilde Wuth. — Noch blinder ist ihr Aberglaube, ihr Vesthalten an ein Fatum, worin sie den Türken gleichen. Sie bereiten ein Getränk, Obeads genannt, aus Menschenblut, Rum und Schiesspulver. Das Obead macht unverwundbar, ja unsichtbar. Mit dem Eifer der Römer stellen sie Augurien an und weissagen aus dem Fluge der Vögel; wer Silber im Munde hält, der darf einen Meineid leisten; wer einen Talisman aus dem Haare der Weissen am Leibe trägt, der vermag die auf ihn gezielten Flintenkugeln mit der Hand zu greifen. Allerdings sind Unwissenheit und Herabwürdigung die Ursachen solches Aberglaubens; freilich ist es ein menschliches Gefühl des Sklaven, Rache gegen seine Unterdrücker zu hegen. Doch soll sich der, der so unglücklich ist, Sklaven zu besitzen, sich nicht gegen deren Blutdurst möglichst zu bewahren streben? Sollen wir ihnen selbst die Waffen in die Hände geben, womit sie umbringen können? Man soll ihnen Belehrung schaffen, man soll ihnen Religionsunterricht verstatten. Doch wird selbst das Heiligste in dem Gemüthe solcher Menschen nicht zu einem gefährlichen Gift? Diejenigen unter ihnen, die nach Freiheit lechzen — und deren sind Viele — wird die Taufe selbst als eine Weihe zur Empörung erscheinen. Lernen sie lesen und schreiben, so werden sie diese Fertigkeiten nur benutzen, um ihre rebellischen Umtriebe zu verbreiten. Mit Gier greifen die wenigen, die lesen können, nach jedem Zeitungsblatt, in Hoffnung, darin Nahrung für ihre Befreiungssucht zu finden. Sollen die Westindischen Inseln und das Leben ihrer weissen Bewohner nicht dargebracht werden, als ein Schlachtopfer für die Neger, so müssen wir uns zuvörderst überzeugen, dass sie

ihren Zustand und ihre Gesinnungen verändert haben; früher dürfen wir die straffen Bande nicht lösen, die, unter diesem Systeme, einzig und allein unsere Sicherheit sind. Die unablässige Einmischung unwissender Bekehrer, welche die Neger für harmlos — halten, zwingt die Pflanzer zu ihrer eignen Vertheidigung, die Sklaven strenger im Zaum zu halten, und verhindert gerade jede mildere Behandlung. Wie, wenn man sich bemühte, den Gemeinen eines Regiments einzupredigen, jeder von ihnen sey ein unterdrücktes, gemisshandeltes Menschenkind? — Und kann man sich also wundern, dass die Colonisten sehr geneigt sind, die Missionäre, diese anerkannten, abgeordneten Sendlinge einer Parthei, welche stündlich ihr Leben und Eigenthum bedroht, mit einem Steine am Halse ins Meer zu ersäufen, wo es am tiefsten ist? Langsam, allmälig muss eine Verbesserung herbeigeführt werden, und diese Verbesserung muss angestammte Rechte berücksichtigen. Jeder Geistliche in Westindien ist wegen seiner Mitwirkung zu dieser zweckdienlichen Verbesserung verantwortlich, und je weniger sich diese Herren, welche das Missfallen und das Misstrauen der Colonisten erregen, — sich in diese Angelegenheit mischen, desto besser. — Wenn Herr Buxton und seine Freunde solche Eile haben, warum kaufen sie nicht die sämmtlichen Ländereien einer einzigen Insel — man verkauft gerne in Westindien — und missionarisiren und philantropisiren dort auf eigne Kosten, statt sich in die Eigenthums-Angelegenheiten fremder Leute zu mischen? Also würden sie die Vortrefflichkeit ihres Colonisations-Systems augenscheinlich machen und alle Pflanzer sich die Hälse brechen, um ihrem Beispiel zu folgen, ja sie würden auch bedeutend dabei am Gelde gewinnen, eine Aussicht, die eben so erfreulich ist, als schwarze Mitmenschen zur Freiheit zu verhelfen." Anm. Das sind Gesinnungen der Westindischen Pflanzer. —

Die Jamaica Courant vom 2ten März enthält folgendes: „George Isaacs, Sklave des W. H. Hall Esq., ward gestern vor den Magistrat zu Kingston gebracht und zu 39 Peitschenhieben im Arbeitshause verurtheilt, weil er, der Stadt-Ordnung zuwider, einen — Papierdrachen auffliegen liess!" — —

Die Französische Brigg Antigone, die im Süden der Insel Cuba kreuzte, hat ein Französisches Sklavenschiff Hypolite, welches von der Afrikanischen Küste nach Cuba wollte, aufgebracht und nach Martinique geschickt. Bei der Sandbank Mariguana, im Südosten der Bahamabank, litt das Schiff am 7. Februar Schiffbruch; die Britischen Schluppen Lively und

Diana retteten die Sklaven und die Besatzung und brachten sie nach Nassau, dem Hauptorte der Bahama-Inseln.

Gleichfalls im Februar jagte der Britische Kriegs-Schooner Union das Spanische Schiff Majico, welches 370 Sklaven aus Afrika geholt hatte, bei Manatee an Cuba's Nordküste auf den Strand. Die Mannschaft entkam mit 200 Sklven ins Gebirge; bei der Ausschiffung wurden viele Sklaven getödtet und noch mehrere ertranken; sie wollten sich nämlich nicht ausschiffen lassen. 170 Sklaven wurden befreit, nach Havanna gebracht und dort dem Schutze der gemischten Commission übergeben. Bei Ragged Island (Ymetas) an der Südküste der grossen Bahama-Bank, unweit Cuba's Nordküste, traf die Englische Brigg Ferret einen Spanischen Schooner mit 50 Sklaven, fast sämmtlich krank und halb verschmachtet. Sie wurden nach Nassau geliefert. Die armen Sklavenhändler werden also jetzt sehr nachdrücklich in ihrem Gewerbe gestört.

(Nassau Gazette vom 15. Februar.)

Durch eine Parlaments-Akte vom 5. Januar d. J. ist den Britischen Inseln in Westindien auch freier Handel mit auswärtigen Manufaktur- und andern Waaren für die Ausfuhr erlaubt. Kingston auf Jamaica und Bridgetown sind zu freien Stapelplätzen (*free warehousing ports*) bestimmt; aber die Regierung darf auch gelegentlich noch andern Häfen diese Freiheit ertheilen. Auch den Britischen Colonien in Nord-Amerika ist diese Freiheit ertheilt, aber für Westindien ist sie doppelt wichtig. Die dortigen Inseln, namentlich Jamaika, trieben früher einen sehr einträglichen Schleichhandel mit den Spanischen Besitzungen; da diese nun befreit sind, so werden sie die Concurrenz mit Europa nicht aushalten können, wenn man ihren Handelsverkehr auf Güter Britischen Ursprungs beschränken wollte. (Wird also für Colonien gesorgt, so bleiben sie gerne vom Mutterlande abhängig und denken an keine Rebellion.)

Nachrichten aus Antigua vom 20. Februar melden, dass die sämmtlichen Britischen Inseln unter dem Winde, Leeward Islands, in einem sehr guten Gesundheitszustande sind, dass die Pflanzungen die Aussicht einer guten Erndte gewähren und dass die Sklaven sich ruhig und ordentlich zeigen.

Im südwestlichen Theile des Staats Georgien sind Silbergänge entdeckt: eine Probe, die davon nach der Hauptstadt Millegdeville eingeschickt ward, enthielt 25 pCt. reines Metall.

Ein Platz von 23½ Acres, dem Industriehause im südlichen Theile von Boston, dem Haupthafen von Massachusetts, welcher Platz vor etwa 4 Jahren für 3300 Dollars verkauft ward, ist jetzt mit 25750 Dollars bezahlt.

Der bekannte Französische General Barton, der Schulden halber mehrere Jahre lang im Gefängniss des Staats Vermont zu Montpellier sass, ist durch eine Geldsumme, die ihm General la Fayette zusandte, befreit worden.

Die Landmacht der Vereinigten Staaten bestand 1825 aus 5684 Mann, worunter 542 diensthuende Officiere. Diese Truppen sind in den östlichen und westlichen Militairbezirken

gleichmässig vertheilt; in den ersteren führt General Gaines, in letzteren General Scott den Oberbefehl. In dem genannten Jahre wurden 2034 Rekruten geworben, und von diesen 746 im östlichen und 403 in dem westlichen Militair-Bezirk. Dem Zahlmeister ward in den 3 letzten Quartalen 1825 die Summe von 794304 Dollars 71 Cents vorgeschossen. Im ersten halben Jahre starben nur 54 Mann. 177 Schenkungsbriefe, 29120 Acres umfassend, wurden Officieren und Soldaten des letzten Kriegs (1814 mit Grossbritanien) vertheilt. Die Zahl der Pensionisten des Revolutionskriegs betrug am Ende des Jahrs 1825, 12985. 452 waren gestorben und 344 in die Listen eingetragen; 931 derselben wohnen in Pennsylvanien. Die Zahl sämmtlicher Pensionisten beträgt 15786; davon sind 111 auf halben Sold und 3690 Invaliden; die Pension betrug vom 4ten Sept. 1824 — 4ten Sept. 1825: 1,514787 Doll. 45 Cents; 490 sind im Ganzen gestorben und 408 hinzugekommen. Sie sind in den Staaten und Gebieten vertheilt: In Pennsylvanien 1337, in New-York 4007, in Massachusetts 2064, in Vermont 1226.

Besoldungen der Mitglieder des Congresses der Vereinigten Staaten: Vom 1sten Congress 1780 bis 4. März 1795 erhielt jeder Senator und jeder Repräsentant 6 Dollars täglich und 6 Dollars Reisegeld für jede 20 Engl. Meilen. Vom 4. März 1795 bis 4. März 1796 erhielten die Senatoren 1 Dollar Zulage. Vom 4. März 1796 bis 4. Dec. 1815 fiel diese Zulage wieder weg. Vom 4. Dec. 1815 bis 4. März 1817 empfing jeder Senator und jeder Repräsentant 1500 Dollars jährlich; wer aber ausblieb, dem ward, ausgenommen in Krankheitsfällen, das Gehalt gekürzt. Der Präsident des Senats und der Sprecher des Hauses empfangen jährlich 3000 Dollars. Seit dem 4. März 1817 sind aber jedem Mitglieder beider Häuser 8 Dollars täglich und 8 Dollars Reisegeld für jede 20 Meilen bewilligt. —

Die Räuberanfälle auf den Landstrassen in der Nähe von Philadelphia und New-York dauern fort; selbst Bauern werden angegriffen und gemisshandelt. Nach Sonnenuntergang darf sich Niemand aus der Stadt wagen. (Amer. Corresp.)

Ein Todtengräber war im Begriff einen 8jährigen Knaben zu begraben; zufällig dabei gegenwärtige Kinder merkten noch Leben im Körper. Der Knabe ward also wieder zurückgetragen, starb aber unterwegs! — (N. O. Gazette.)

Im Jahre 1825 sind 483 Schiffe im Hafen von Philadelphia angekommen; 55 aus Grossbritanien und Irland, 20 aus Frankreich, 22 aus Spanien, 4 aus Portugal, 5 aus Russland, 48 aus dem Britischen Westindien, 36 aus Amerikanischen Colonien (?) 12 aus dem Dänischen Westindien, 1 aus dem Niederländischen, 95 aus dem Spanischen Westindien, 2 aus dem Niederländischen Ostindien, 1 aus dem Britischen Ostindien, 44 aus Mexico, 36 aus Colombia, 8 aus Buenos-Ayres und Montevideo, 18 aus Brasilien, 35 aus Haïti, 13 aus Deutschland und Holland, 1 aus Schweden, 8 aus Madeira, den Inseln des grünen Vorgebirgs und Teneriffa, 6 aus Italien, 1 aus Chile, 12 aus China, welche letztere 1,973205 Dollars 36 Cents Zoll einbrachten! — Ueberdies sind 1196 Küstenfahrer und 5 Schiffe wegen Havarie eingelaufen, im Ganzen also 1684 Segel.

In Westflorida sind am Ende des Jahrs 1825, in der Gegend der neuen Hauptstadt Tallahassee, 160 Akker für

25000 Dollars verkauft und bereits 100 neue Häuser errichtet. Dort wohnt auch jetzt **Achilles Murat!** — Napoleons Schwestersohn und macht sich sehr beliebt.

Durch eine Verordnung der Gesetzgebung des Staats Maryland, am Ende des vorigen Jahrs erlassen, sind nun auch Juden &c. &c. zu öffentlichen Aemtern wählbar. Der Schatzmeister des westlichen Marylands hat 1825 7805 Dollars 88 Cts. für Eheerlaubnissscheine (?) in Rechnung gebracht. —

In Baltimore hat sich ein „Maryländisches Institut“ zur Beförderung mechanischer Künste gebildet.

Der bekannte Gouverneur des Staats Georgien **Troup** (siehe Columbus 1825 II, S. 484. 520.) liegt gefährlich krank und soll überdies an Gewissensbissen leiden. — (Ist seit März d. J. hergestellt.)

Die Schriftgiesserei von **Carter & Comp.** in Boston beschäftigt jetzt 118 Personen, 82 Männer, 25 Mädchen u. 11 Knaben.

In der Stadt Wooster, Canton Wayne, Staat Ohio (87 Deutsche Meilen westlich von Philadelphia) in einer der anmuthigsten gesundesten Gegenden gelegen, mit ungefähr 600 Einwohnern, werden Deutsche Handwerker gesucht, nämlich: Schuhmacher, Schneider, Weber, Böttcher, Uhrmacher, Wagner, Töpfer, Hutmacher, Sattler, Pumpenmacher, Büchsenschmiede, Bäcker, Schlachter, Gerber, Ziegelbrenner und auch ein — Deutscher Arzt. (Amerikanischer Correspondent.)

In Philadelphia ist doch die Gesellschaft zur Milderung des Elends auf Antrag des Herrn **J. Sergeant** ein Zufluchtsort für jugendliche Verbrecher gestiftet.

Im Jahre 1825 sind 723 Schiffe in den Hafen von New-Orleans eingelaufen und 64 Schiffe, an Werth 478000 Dollars, auf den Bahamabänken und an der Küste von Florida verunglückt.

Dem Congress der Vereinigten Staaten ist im Februar dieses Jahrs folgender Bericht von den Land-Aemtern vorgelegt, welche den Bestand der Ländereien in den folgenden Staaten bis zum 20. Juny 1825 dargestellt:

	Aufgemessen.		Verkauft.
Staat Ohio, ...	15,283,032	Akker	7,602,192.
Staat Indiana,................	13,211,095	,	3,154,432.
Staat Illinois, ...	21,669,318	,	1,192,518.
Staat Missouri, ...	20,281,926	,	926,080.
Staat Louisiana, ...	3,518,762	,	139,861.
Staat Michigan, ...	4,532,133	,	247,902.
Gebiet Arkansas, ...	9,286,846	,	32,483.
Alabama und Mississippi, ...	31,039,900	,	4,609,208.
Tallahassee, West-Florida....	405,782	,	44,427.
Summa:	119,538,463	Akker.	17,946,160.

(Die Bothschaft der Präsidenten der Vereinigten Staaten **über den Congress von Panama** vom 18. März ist ein Aktenstück von hoher politischer Wichtigkeit; aus Mangel an Raum müssen wir unsere Leser auf die in öffentlichen Blättern gelieferte Uebersetzung (z. B. Neue Zeitung vom 25. u. 27. April) verweisen. —)

durch vieljährige Erfahrung weiss, wie schwer es ist, eine Anleitung zum Sprechen einer Sprache aufzustellen. Das schön und correkt gedruckte Werkchen in dieser 2ten Auflage — in der ersten war das Deutsche bei weitem nicht sorgfältig genug beachtet — liefert gerade die Ausdrücke der geselligen Unterhaltung — scheinbar unbedeutend — aber als Conversationssprache fast nirgend zu finden. — R. Dr.

Inhalt
des fünften Heftes.

Auf Röding's Columbus oder Amerikanische Miszellen, die in Heften von 5 bis 6 Bogen regelmässig im Anfang jedes Monats erscheinen, nehmen alle respectiven Postämter, so wie die Herold'sche Buchhandlung in Hamburg, Bestellungen an. Der Preis für den Jahrgang, welcher 2 Bände in gr. Octav auf gutem Papier gedruckt, ausmacht, beträgt 10 Mark Crt., oder 4 Rthlr. Ld'or, also bei Ablieferung des letzten Monatstückes von jedem Bande 5 Mk. Crt. oder 2 Rthlr. Ld'or

Expedition,

Alte Gröningerstrasse, No. 50.

(Eigenthümer C. N. Röding, Dr. Phil.)

Druck von Hartwig & Müller.

(Bei dem nächsten 6ten Heft wird eine *tabellarische Uebersicht der in Amerika bestehenden Staaten und*

Rede

zu Gunsten der Ausgewanderten im Congresse der Vereinigten Staaten

im Februar 1825 gehalten.

Auch ich, meine Herren, kann nicht anders, als mich dem geschehenen Antrage widersetzen. Die leisesten Beschränkungen freier Niederlassung Europäischer Ankömmlinge, die mildesten Bedingungen, welche wir, ausser den vorhandenen allgemeinen Gesetzen, machen würden, wären Grausamkeiten gegen die Unglücklichen, welche ihre alte Heimath verliessen, um im Schoosse unsers beglückten Freistaats Ruhe zu suchen, wären Verletzungen aller Klugheit, die wir zum Aufblühen des öffentlichen Wohlstandes, von nöthen haben.

Ich will hier keineswegs wiederholen, was schon von den Vortheilen gesagt ist, die der Anbau des Bodens, die Zunahme des Gewerbfleisses, und die innere Stärke unseres Staates, aus ungestörter Niederlassung der Ankömmlinge ziehen. Ich will mich nur begnügen, die leere Furcht zu zerstreuen, welche der ehrenwerthe Herr, der vor mir redete, äusserte, und vielleicht andern

einflösste, dass ein allzuschnelles und übermässiges Anschwellen der Bevölkerung, unsern Sitten, unsern Verfassungen, unserer innern Ruhe gefährlich werden könne, weil die Zahl der neuen Einwohner gar bald die der ältern übermannen dürfte. Wozu denn diese Furcht, die noch durch die Erfahrung keines einzigen Amerikanischen Staates bestätigt ward? Wie lächerlich, dass wir schon vor Plage der Uebervölkerung zittern, wir, die wir noch um uns her unermessliche fruchtbare Einöden sehen, deren jungfräuliche Erde kein Pflug berührt hat; wir, in einem Lande, das kaum achtzig Seelen auf jede Geviertmeile rechnen kann?

Der ehrenwerthe Herr bildet sich zwar in der Fülle seiner Besorgnisse ein, der grössere Theil Europäischer Auswanderer, bestehe aus Bettlern und Thunichtguten, oder aus verbannten und flüchtigen Rebellen und Unzufriedenen, die allen Gesetzen den Krieg machen möchten; er nimmt daher auch keinen Anstand, sie insgesammt Auswürflinge des alten Welttheils zu nennen. Ich bin ganz entgegengesetzter Meinung. Denn Bettler *) bleiben in Europa zurück, weil sie zu derjenigen privilegirten Volksklasse gehören, die nur Steuern empfängt, und keine entrichtet. Ueber das Weltmeer kommt kein Bettler; denn auch der Aermste, welcher die Ueberfahrt nicht zahlen kann, bringt Hände und Füsse statt des Capitals, und zahlt damit vorerst seine Fracht, dann seine Kost. Und alle übrigen Personen, welche der ehrenwerthe Herr für Thunichtgute und Unzufriedene hält, sind nach meiner Ueberzeugung ungefähr solche Leute, wie wir seyn würden, wenn

*) Man merke sich, dass von Ausgewanderten nach den Vereinigten Staaten die Rede ist. d. R.

uns das Schicksal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen. Ich halte sie zum Theil für die edelsten Kinder des alten Welttheils, die entweder den gewaltsamen Zusammensturz des morschen Pallastes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten der finstern gothischen Burg hassen, und ihr ein freies leichtes Landhaus vorziehen. Ja, ich halte sie zum Theil für die in Europa geborne Söhne Amerika's, die mit der Milch unserer Grundsätze gesäugt, Heimweh nach der fernen Mutter leiden. Sollen wir stiefbrüderlich diesen Söhnen Amerika's erschweren, sich an das Mutterherz zu legen? Ich habe meine Ueberzeugung nicht in Marietta oder Nashville *) gewonnen. Mein anderthalbjähriger Aufenthalt im alten Welttheil, wo ich einen Theil Englands, der Niederlande, Deutschlands, des Schweizerlands und Frankreichs sah, belehrte mich, dass die Auswanderungen daselbst nothwendig fortdauern müssen; dass die vortrefflichsten, wackersten und fleissigsten Menschen am liebsten wünschen müssen, diesseit des Weltmeers unerreichbar den Steueredikten, Concordaten, privilegirten Ständen, stehenden Armeen, und politischen Combinationen in unangefochtener Sicherheit ihrer Menschenrechte zu wohnen. Mein Aufenthalt in Europa belehrte mich, dass dasselbe unheilbar elend sey, wie überhaupt das Alter, welches die unheilbarste aller Krankheiten ist, Europas Niedergang Amerikas Aufgang werden müssen, dass die Natur nicht aufhöre ihren grossen Kreislauf der Dinge fortzusetzen, dass, wie die Kultur einst aus Asien nach Europa überging, und hinter sich nichts als Sandwüsten und Barbaren

*) Erstere im Staate Ohio und Hauptstadt des Cantons Washington, letztere im Staate Tennessee, 90 bis 130 Meilen von der Küste des Atlantischen Meers.

zurückliess, eben so die höhere Veredelung unseres Geschlechts nun von Europa hinweg in unsern Welttheil einzieht, und nichts zurücklässt, als gothische, verhärtete Formen des Mittelalters, in Feldern, die unter dem Fluch des Feudalwesens, des Herrenwesens und Kirchenwesens unfruchtbar bleiben müssen.

Noch ist der Eindruck, welchen Europa auf mich gemacht hat, zu frisch, und er ist nur mächtiger geworden, seit mein Fuss vor zwei Monaten wieder das freie Amerikanische Ufer berührte. Es sey mir daher zur Berichtigung falscher Urtheile erlaubt, in dieser erlauchten Versammlung einige Folgerungen meiner Erfahrungen niederzulegen. Sie werden zugleich das beste Schutzwort für die künftigen Ansiedler seyn.

Uns allen ist bekannt, wie ganz Europa durch die besseren Grundsätze, welche im Anfange der Französischen Revolution laut zur Sprache gekommen waren, erst in eine Art geistige Gährung versetzt, darauf in langen Kriegen unterjocht worden ist, durch den Mann, der alle Verhältnisse, die er fand, zu Fussschemeln seiner hartherzigen Eitelkeit machen wollte. Man hat in Europa dicke Bücher über den Gang der Französischen Staatsumwälzung, und über die Ursachen geschrieben, welche beinah einen ganzen Welttheil unter das Zepter eines glücklichen Wagehalses bringen konnten. Beinah einen ganzen Welttheil sage ich, denn Grosbritanien, wäre es nicht vom Meere beschützt worden, würde unstreitig das Loos aller andern erfahren haben. Und ohne Moskau's Brand, und ohne den Frost jener Russischen Nächte, würde Napoleon Asien bedroht haben.

Jeder, je nachdem er irgend einem Stande angehörte, nahm andere Ursachen des Französischen Glücks,

und des Europäischen Unglücks wahr. Die Soldaten schrieben es der verbesserten Taktik und Strategie der Franzosen, die Priester dem Verfall der Religion, oder vielmehr der Verachtung ihres eigenen seelenhirtlichen Einflusses und Ansehens zu, die Adlichen dem Hochmuth der Bürgerlichen, die Politiker den Staatsfehlern einzelner Höfe, den unzeitigen Friedensschlüssen und gegenseitigen Verräthereien.

Genug, jeder betrachtete die grossen Schicksale des Welttheils durch die Brille seines Handwerks: Könige und Völker blieben übel berathen, denn bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit, fehlte es, Sie werden es nicht glauben, den Europäern am Besten, nehmlich an schlichten, gesunden Menschenverstand. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn ich in gewissen Dingen den gesunden Menschenverstand der Bewohner eines ganzen Welttheils in Zweifel ziehe. Erinnern Sie sich, dass die gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnisse dieses Welttheils, nur erst eine halbvollbrachte Loswindung von der Barbarei finsterer Zeitalter sey, dass dort in allen Ländern mehr oder weniger noch gewisse Begriffe, Stiftungen und Herkömmlichkeiten als ausgemachte Wahrheiten, als unabänderliche Bedürfnisse der Staaten gelten, Sachen, die bei uns schon zu den Vorurtheilen gehören, dass mehr oder weniger sich alle Reiche Europas in ihren Formen und Begriffen verwandt sind; dass diese Formen und hergebrachten Vorstellungen durch eine tausendjährige Darangewöhnung und Weitervererbung aufs innigste mit der Denkart der Völker verwachsen sind; dass folglich weder Philosophie, noch gesunder, unbefangener Menschenverstand, beide im Grunde Eins, ihr ursprüngliches Recht behaupten können. So wie es allen Leuten,

wenn sie auch noch so gescheut sind, schwer fällt, sich von Schulbegriffen, angenommenen Systemen und Gewohnheiten ihrer Jugendzeit zu trennen, so ist dies ganzen Nationen noch weit schwerer.

Ich habe in Europa Soldaten und Priester, Staatsmänner, Adliche und Bürgerliche gesprochen, alle beurtheilen, wie gesagt, die Dinge nach Maassgabe ihres Berufs. Fragte ich aber nach der Ursache ihrer Hauptursachen, fragte ich „woher die Ueberlegenheit der Französischen Strategie und Taktik? woher die falsche Politik der Kabinette, u. s. w.?" so zuckte man die Achseln, und meinte die Frage führe zu weit; darüber liessen sich abermals dicke Bücher schreiben.

Schlichter Mutterwitz hat aber keiner Folianten vonnöthen, das zu erkennen, was vor den Augen aller Welt, die sehen will, offen liegt. Der gesunde Menschenverstand behauptete einige Jahre lang in Frankreich sein Recht, mitten unter allen Ausschweifungen der Leidenschaften hohen und niedern Pöbels. Dadurch ward Frankreich mächtig. Man schaffte blos die erblichen Vorrechte begünstigter Einzelnen zu Gunsten einer ganzen Nation ab, weil man endlich begriff einem Volke von nicht zwanzig Millionen Menschen gebühren wohl dieselben Rechte, als einzelnen seiner Glieder, die sich ihrer Vorrechte zum Schaden von acht und zwanzig Millionen erfreuten. Damit empfingen folglich alle Franzosen einerlei Recht vor Gericht, vor dem Thron, zu den Aemtern und im Heere; einerlei Verpflichtungen zu den Staatsbedürfnissen und zur Vertheidigung des Reichs. Und weil auf diese Weise alle Franzosen ein Vaterland hatten, indem der Unterschied von Schoosskindern und Stiefkindern desselben verschwunden war, hatten sie auch alle gegen auswärtige

Feinde etwas mehr zu vertheidigen, als eine Ministerial-Grille. Darum fochten sie mit jener unbezwingbaren Begeisterung, die man nicht bei den andern durch den hohlen Namen des Ruhms, durch Ordensbänder, durch Brandtewein, durch Stockschläge erkünsteln konnte. Darum hatten sie an der Spitze ihrer Brigaden und Kriegsheere, nicht die altadelichsten, aber die tapfersten und geistreichsten Heerführer; in ihrer Staatsverwaltung die feinsten und kenntnissvollsten Beamten, weil Kenntniss, Verdienst und Talent nur, aber nicht Stammbaum und Anciennität, zu den wichtigsten Geschäften brauchbar machten. Diese trefflichen Geister vervollkommneten natürlich, was sie berührten, und schufen ihrer Nation jene Ueberlegenheit, welche der Klügere allezeit über den Minderklugen zu haben pflegt.

Die meisten andern Länder des Welttheils dagegen blieben den Herkömmlichkeiten getreu, daher die Völker auch ohne Begeisterung zum Kampfe; die Ministerien voller Männer, wie sie Geburt und Zufall gemacht hatten, die Heere von Feldherren geführt, die durch ihre Herkunft zum Befehl geboren, durch ihr Dienstalter befördert, im Kamaschendienst erzogen waren.

Das alles sah das Auge des gesunden Menschenverstandes, aber sein Mund musste schweigen. So weit ging die Verhärtung der Europäer in ihren Vorurtheilen, dass sie den Zusammenhang der natürlichsten Ursachen mit ihren natürlichsten Wirkungen nicht begriffen; dass sie jeden der hell über das Chaos der gothischen, barbarischen Formen hinwegsah, für einen närrischen Träumer, oder für ein jakobinisches Ungeheuer hielten.

Ich selbst hätte für beides gegolten, wenn ich nicht Amerikaner gewesen wäre. Darum ward mir verziehen, weil man uns für halbe Wilde, oder zusammengelaufenes Volk hält, dem es noch an wahrer Kunst und Cultur des gesellschaftlichen Zustandes fehlt. Auch Frankreichs Ueberlegenheit hörte auf, als Bonaparte im Weihrauch-Dampf der Schmeichelei den gesunden Menschenverstand verlor, als er nicht mehr dem Staate, sondern als der Staat ihm diente; als er in die mürbe Politik der Europäer zurück ging, als er neuen Adel machte, alten hervorsuchte, Concordate und Hof-Allianzen schloss, und vor Mesalliancen erschrak. Von dem an fiel die öffentliche Meinung von ihm ab, war der Geist des Volks und der seinige verschieden, stand er, als Sohn der Revolution, mit den besseren Grundsätzen derselben, eben so wohl im Widerspruch wie als Grosskaiser mit den Herkömmlichkeiten der übrigen Europäer. Er konnte nicht beiden dienen, noch weniger beider Herren seyn. Von da an ergriff er nur halbe Maassregeln. So riesenhaft diese auch zuweilen schienen, blieben sie doch nur halbe, weil sie nicht mehr dem ganzen und gesunden Mutterwitz gemäss waren. Er stand zuletzt einzeln, wie der Selbstsüchtige zuletzt immer steht. Er konnte sich nur durch Gewaltmittel aufrecht halten, das heisst: er ward höchst schwach, selbst an der Spitze seiner Heere, weil diese nicht mehr aus eigenem Interesse, sondern als seine Automaten fochten für fremde Pläne und Launen. Eine Regentenlaune, ein Ministerialplan, hat wahrhaftig aber wenig Begeisterndes an sich.

Umgekehrt war dagegen während des allgemeinen Elendes in Europa ein anderer Geist erwacht, denn in der Noth vergisst sich Etikette, Convenienz

und Herkommen. Der gesunde Menschenverstand behauptete sein Recht, wo die alte Uebung nicht mehr aushilft. Die Minister der verschiedenen Höfe begriffen endlich, man müsse zusammen halten. In den Heeren hatten sich während der langen Kriege endlich einzelne geistvolle Männer aufgeschwungen. Die Völker wussten endlich, wofür sie kämpften, da man ihnen fast nichts mehr als die Augen zum Weinen gelassen hatte. Man schmeichelte dem Bürgerstand, dieser redete lauter. Vom Throne herab sprach man endlich herzlicher. Regenten und Regierte hatten endlich nur ein dasselbe Interesse. Man wartete den gelegenen Augenblick zur Selbstthätigkeit ab. Er kam. Die Völkerschaften, zumal des nördlichen Deutschlands, standen auf. Ihre Bewegung lockte die andern. Die Höfe folgten, manche mit Furcht und Zittern. Es war ein grosses Auffahren. So musste Napoleon untergehen; er war nicht mehr zu retten. Er hatte sich selbst den Stab gebrochen. Alles war Naturnothwendigkeit. Sie zu verstehen, thun keine Folianten Noth.

Als ich nach Europa kam, war England noch im vollen Siegerstolz; Deutschland im freudigen Taumel, Frankreich von Unglücksfällen betäubt und verwirrt. Es war ein seltenes und seltsames Schauspiel. Das ganze Verhältniss von vorher, war auf den Kopf gestellt; das unterjochte Europa siegend, das siegreiche Frankreich unterjocht. Im altväterischen Europa ertönte, wie vormals in Frankreich die Sprache des lauten Menschenverstandes; in Frankreich hingegen riefen die zurückgekehrten Emigranten das alte Herkommen, die alten Privilegien, die alte gute Zeit zurück. Im übrigen Europa schien man plötzlich alles gelernt, in Frankreich alles verlernt zu haben. Hier kamen plötzlich

alte und neue Ducs und Pairs, Barone, Ritter, Prälaten, die sich wieder Rang und Schritt streitig machten; das Volk sollte wieder allein dienstbar, die allein seeligmachende Kirche wieder allein mächtig werden. Napoleon hatte gut vorgearbeitet, die Sache schien desto leichter. Im übrigen Europa sprach zu eben der Zeit ein freierer Geist. Man redete und sprach ehrlicher über öffentliche Angelegenheiten. Während die Franzosen im Sack und in der Asche den Todestag Ludwigs des XVI. begingen, feierten die Deutschen den Tag der Leipziger Schlacht. Russland stiftete den heiligen Bund, der alle Häupter der christlichen Welt in Europa zu einer Bruderfamilie vereinen sollte. Von England aus ging die Idee, die afrikanischen Seeräuber zu zähmen. Man sprach von neuen Staatsverfassungen; von der Gleichheit in bürgerlichen Lasten und Genüssen; von Räpräsentantivsystemen der Monarchieen; von Auflösung der zahlreichen grossen und kleineren Staaten in Ein einziges Reich; von Entfernung des päpstlichen Einflusses u. s. w. Man hätte schwören sollen, es komme die goldene Zeit.

Inzwischen man irrte sich; es blieb bei dem wilden Wahn. Schon der Gang des Wiener Congresses eignete sich, viele vom Rausche ihrer überspannten Erwartungen zur Nüchternheit zurück zu leiten. Die Fortdauer der ungeheuren Auflagen und stehender Heere mitten im Frieden mässigte das Entzücken der Engländer. Die Versöhnlichkeit des Britischen Kabinetts mit den Barbaresken nach Viscounts Exmouth's vor Algier erfochtenem Siege lehrte, wie wenig von Sidney Smith's Plänen und dem gewünschten Verein der Seemächte gegen die Raubstaaten zu hoffen sey. Auch die Deutschen, einst die Begeistertsten von allen,

lernten sich während der bedächtigen Verhandlungen eines, von ihren Fürsten gehaltenen Bundestages zu Frankfurt, in Geduld üben.

Dieser Gang der Dinge liess sich voraussehen, denn die Wunder des alten Testaments geschehen nicht mehr im Neuen. So lange die Stadt brennt, stellt man Zeremoniell, Titulatur und Etikette ein; man hilft oder flieht. Der Klügste oder Stärkste ist der Liebste. Stehen die Häuser wieder, stehen auch die Menschen wieder auf den alten Füssen. Der Herr Graf sieht verächtlich im Vorbeigehen auf den handfesten Handwerksmann, der ihm den Pallast rettete, und das gnädige Fräulein schämt sich in der Seele den braven Bauersmann mit beiden Armen umschlungen zu haben, welcher sie aus den Flammen trug. Die Ordnung ist wieder hergestellt, nicht die der Natur, sondern der Kunst und Verkünstelung; die alte Sitte gilt wieder, nicht das unverdorbene Sittlichkeitsgefühl und ewige Recht.

So war's in Europa. Nach der Umwälzung hatte man eine Rückwälzung gemacht. Alles bequemte sich ins alte Geleis. Der Vortheil der Gesammtheit, wurde über den Vortheil der Einzelnen vergessen; der allgemeine Nutzen über den Eigennutz; das Grosse über das Kleine. Wie konnt es anders seyn? Die europäische Denkweise, in die Begriffe und Ueberbleibsel einer gothischen Vorwelt eng verwachsen und versponnen, konnte unmöglich die Fäden alle zerreissen, mit denen sie an der gewohnten Umgebung hing. Stosst einen alten Mönch aus dem Kloster, er wird entweder aus Gram über seine Freiseit sterben, oder die ganze Welt für ein Kloster ansehen. So bleibt es nicht wie es war, sondern wie es gewesen. Die erblichen Stände sonderten sich wieder gebührend von

einander. Männer in der Sturmzeit durch eigene Kraft ausgezeichnet, und gehoben, hiessen und blieben Glücksritter und Emporkömmlinge, oder man gestand ihnen, aus übermässiger Gnade, um den Formen nichts zu vergeben, Ahnen und Stammbäume. Spanier jagten ihre Liberatos fort, und nahmen die Jesuiten ins Land und die Inquisition dazu; die Italiener sangen und trillerten wieder, der Vatikan donnerte wieder und gab Kirchengesetze: In England bliebs beim Schreien und Boxen; in Deutschland beim Lesen und Schreiben.

So sah ich den alten Welttheil. Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende nnd Tausende wohnen, welche durch die Umwälzungen und Rückwälzungen höchst unglücklich geworden sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende klagen, die den grössten Theil ihres Vermögens verloren, oder für eine ihnen heilige Sache aufgeopfert hatten, und nur zur Unterhaltung von stehenden Heeren, von prächtigen Höflingen, von müssigen Abteien und Klöstern über Vermögen steuern müssen, während andere priviligirt sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende Hunger leiden, und wegen Uebervölkerung jammern, während Majorate, Fideicommisse, geistliche Corporationen im Besitz unermesslicher Ländereien sind, die für den Glanz einzelner Personen unveräusserlich da liegen? Dürfen wir uns wundern, wenn der gesunde Menschenverstand bei Tausenden erwacht, und, zwischen willkürliche Schranken eingeschränkt, sich wie der lebensfrohe Noviz aus dem Kloster hinwegsehnt? Dürfen wir uns wundern, dass die Auswanderungen nach Amerika immer fortdauern, ja immer mehr zunehmen müssen, wie das Missverhältniss zwischen der Einsicht dessen, was seyn sollte, und dem Misswerke, welches

dasteht? So wollen wir denn, meine Herren, keinen Augenblick anstehen, die Ankömmlinge aus dem alten Welttheile mit offenen Armen zu empfangen, denn sie kommen deswegen, weswegen wir hier sind. Sie sind die europäischen Amerikaner. Als die Osmannen nach Griechenland gekommen waren, wanderten die Wissenschaften, Künste und Gewerbe übers Meer nach Italien und ins Abendland. Was geschieht, ist Naturnothwendigkeit.

Ich wünsche Redner genug zu seyn, um Ihnen, meine Herren, das Gefühl recht lebendig zu machen, welches mich, so lange ich auf europäischem Boden wandelte, fast beständig drückte, da sich mir beständig das umgekehrte Verhältniss unseres Zustandes daselbst zur Schau stellte. Denn bei uns gilt der Mensch, was er in sich werth ist, bei den Europäern nur nach dem eingebildeten Werth, welcher ihm sein äusseres Gepräge aufstempelt. Bei uns geniessen diejenigen das höchste Ansehen, welche als gute Landwirthe anderen zum Muster dienen, als Gewerbsleute grosses Vermögen sammelten, als Staatsmänner und Gesetzgeber weise Einrichtungen trafen. Wir sind keinesweges undankbar gegen die Tapfern, welche durch Muth und Klugheit unsere Freiheit beschützten. Aber ein Penn, ein Washington, ein Franklin, und alle, die sich um Werke des Friedens, um Cultur des Bodens, um öffentlichen Wohlstand verdient machten, werden nun billig höher gepriesen, als alle unsere Helden, deren wir doch im Freiheitskriege nie Mangel hatten, nie Mangel haben werden.

In Europa hingegen ist es wie im Lande der Wilden, unserer Nachbaren, wo der beste Krieger der grösste Mann ist. Alles wird dort vom Kriege her und für den Krieg berechnet. Zur Einquartirung der Sol-

daten sind die Häuser der Städte und Dörfer benummert, zur Ergänzung des Heeres sind die Reiche im Innern eingetheilt; zur Bestreitung der Unkosten werden die Steuern erhoben. Nicht den Erfindern nützlicher Dinge, nicht Gesetzgebern und Weisen, sondern rühmlich gefallenen Soldaten und glücklichen Generalen werden öffentliche Denkmäler gesetzt. Die Fürsten gehen am liebsten in Soldaten-Uniformen, und Generale stehen dem Könige näher, als die Weisesten der Nation. Bei vielen Völkern wird der Rang des bürgerlichen Beamten nach dem Massstabe der Militairstufen bestimmt, und der Zweikampf, der Ueberrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter, der bei uns unehrlich und jedes Amtes verlustig macht, (???) wird dort noch Ehrensache genannt. Selbst die Gelehrten, die Dichter, die Geschichtsschreiber, meistens vom Rust ihres Zeitalters geschwärzt, schildern uns die Kriegsthaten ihrer Nation, glänzender als alles, als wäre der Ruhm des Zerstörens dem des Erbauens vorzuziehen.

Wirklich haben die Fürsten in jenem Welttheil nöthig, das meiste Gewicht auf den Krieg zu legen, und selbst den Frieden nur wegen des Krieges zu schätzen. Denn bei der in Europa herrschenden Verwirrung oder Verkehrtheit der Begriffe, wo das Natürliche und Gerechte Traum und Chimäre, und das Naturwidrigste durch Herkommen gesegnet und geadelt wird, muss auch nicht Frieden, sondern Krieg der herrschende Zustand seyn, wie wäre es anders möglich?

Alles Naturwidrige ist ja immer Empörung wider sich selbst, muss ewigen Zwiespalt im Innern der Reiche, und der Staaten gegen Staaten zu Folge haben. Diese Kriege tragen nicht wenig zur Beförderung der Länderschulden, Auflagen und Auswanderungen bei,

und dem Elende der Europäer ist kein Ende abzusehen, weil jedes Ereigniss sie in neue Spannung setzt, und jeder Friedensschluss den Zunder neuer Kriegsflammen giebt.

Die vornehmsten Mächte Europas sind England und Russland; England, weil es den meisten Reichthum, Russland, weil es den wenigsten, aber dagegen die wildesten Krieger hat, die auf den Wink gehen — und nicht kostspielig sind. Beide Mächte werden, was sie sind, auch am längsten bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil England durch den Ocean und seine Flotten, Russland durch das reiche Klima und seine Wüsten geschützt ist. Diese Vortheile hat kein anderes Land. Daher vermochte selbst der Allbezwinger Napoleon nichts gegen Grossbrittanien, und ging es ihm bei Moskau, wie seinem Vorgänger Carl XII. aus Schweden, bei Pultawa. Nur wer stark, und dabei unangreifbar ist, mag unüberwindlich heissen; die übrigen Mächte Europas sind es nicht; selbst Frankreich war es nie, weil es bei aller Stärke leicht angreifbar blieb.

England und Russland werden aufhören zu seyn, was sie sind, sobald England arm, und Russland reich wird; dann besitzt England keine Colonien, folglich keinen Welthandel, folglich keine Flotten mehr. Dann hat Russland keine Wüsten mehr, folglich grössere Bevölkerung, gesittete gewerbfleissige Leute, und der Krieg wird ihm kostbarer. England und Russland gehen unaufhaltsam dem Gipfel ihrer Grösse, das heisst: ihrem politischen Untergange zu. Denn Grossbritanien ist nur stark und reich, durch seine starken und reichen Colonien; sind diese zur Selbstständigkeit reif, so schüttelt der Windstoss die Früchte vom Baum. So fielen

wir ab, so fällt Südamerika vom verarmenden Spanien ab. Wird einst Russland hinlänglich bevölkert und angebaut seyn, so hört es auf als blosser Staat dazustehen. Es wird ein Weltreich. Weltreiche sind von keiner Dauer, weil gewöhnliche Regenten nicht fähig sind, sie zusammen zu halten. Ausserordentliche Regenten, die man die Grossen nennt, sind aber zum Glück der Welt, eben so selten, als unwünschbar. Europa wird noch lange von jenen beiden Staaten Gesetze empfangen. Wir Amerikaner haben sie nicht zu fürchten, weil wir die Vortheile von beiden in uns vereinigen. Uns beschützen Weltmeere, Küsten und Flotten, wie England, und ungeheure Einöden, wie Russland. Es ist lächerlich, Amerika mit Europäischen Mächten schrecken zu wollen! Unser furchtbarster Feind schläft noch in den Wäldern unserer Einöden. Er wird, wenn diese ausgelichtet sind, mit dem allgemeinen Luxus eines vollblütigen Lebens erwachen. Vielleicht nach einigen Tausend Jahren haben wir die Freiheit verloren. Ueberlassen wir aber diesen Kummer den Urenkeln unserer Urenkel. Alles unterm Himmel stirbt den Alterstod, zuletzt der Erdball selbst. Es dauert nicht mehr lange, meine Herren, und es wird zwischen den beiden Hauptmächten des alten Welttheils, zwischen dem britischen und russischen Reich eine polarische Spannung fühlbar werden, die in der ganzen Kette der dazwischen liegenden Staaten empfunden werden muss. Von diesen letzten sind Frankreich, Oestereich und Preussen die bedeutendern. In diesem Augenblick ist durch den Sturz des Riesen Napoleon noch der Schwerpunkt der europäischen Politik ganz verrückt. Frankreich neigt zu England, Oestereich und Preussen zu Russland gegen Britanien. In

kurzer Zeit wird nothwendig wieder Frankreich und Russland gegen Britanien, wird Preussen und Oestereich mit England gegen Russland gewendet stehen. Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden sind von der alten Höhe gefallen, Spanien kann nur im Schoosse der Armuth wieder geboren werden.

Die Spannung Europäischer Politik im Grossen, wiederholt sich in allen einzelnen Völkern und Völkerschaften des alten Welttheils gegen einander im Kleinen von Nachbar zu Nachbar. Die Europäer kennen sich unter einander viel zu gut, daher traut keiner dem andern. Die Unnatur ist zu gross, es wäre leicht allen geholfen. Dazu würde keine grosse Weisheit gehören, sondern gute Gesinnung, reinen Beweggrund in Allem, und gesunder Menschenverstand über Alles. Daran gebrichts. Der Stärkere verschlingt die Rechte des Schwächeren, und man verlangt doch gegenseitiges Vertrauen. Man vertheilt Länder und Völkerschaften, wie stumme Heerden, und verlangt Ehrfurcht für das Völkerrecht. Man tauscht gegenseitig grosse Landstriche und Unterthanen, nach Köpfen gezählt, aus, und verlangt doch Anhänglichkeit und Treue derselben. Man schreibt ohne das Volk zu hören, Auflagen und Gesetze aus, verringert dem einzelnen damit den Genuss seines Eigenthums und Rechts, und fordert Vaterlandsliebe. Man besoldet stehende Heere zum Schutz des Landes, und fordert im Kriege das Land selbst auf, sich zu vertheidigen, weil die stehenden Heere nicht hinreichen. Man scheidet die Bewohner der Reiche in unvermischbare Kasten, wie die Hindu's, in hohen und niedern Adel, Bürgerstand und Bauern. Schwierig ist's von einer Kaste in die andere überzugehen. Heirathen aus der einen in die andere sind für die Höheren entehrend.

Jede hat ihren bleibenden Geschäftskreis. Dem hohen Adel gehören die höchsten weltlichen und geistlichen, dem niedern die untern Stellen, Bürgern und Bauern bleiben die geringeren Aemter, Gewerbe und allenfalls Betrieb anderer Künste und Wissenschaften, dennoch fordert man Eintracht und Gemeinseyn.

Der Nordamerikanische Bürger, steht er auf Europäischem Boden, fühlt sich wegen dessen, was er hat, und ist und spricht, und als Geist glaubt er sich in beständiger Beklemmung. Denn alles ist vorgeschrieben, abgemessen, zugewogen, geregelt, wie in China. Man weiss nicht immer, wann man fehlt, denn in manchen Ländern sind so zahllose Gesetze und Verordnungen, dass selbst die, welche sie geben, oder sie vollziehen sollen, dieselben nicht alle kennen, geschweige die, welche gehorchen müssen. Ich übertreibe nichts. Hören Sie das Zeugniss der bei uns einwandernden Europäer. Jeder wird von seinem Geburtsorte Unglaubliches melden.

Noch habe ich nichts vom Europäischen Religionszwang gesprochen; bei uns bekennt sich jeder zu dem Glauben, welchen er für wahr und seinem Gemüthe entsprechend hält. In Europa ist dies verboten. Bei uns vereinigen sich die Glaubensgenossen jeder Art für ihre Kirche; sie ernennen ihre Lehrer. In Europa wird er ihnen gegeben. Die katholische und protestantische Kirche liegen noch allezeit im heimlichen Streit mit einander. Die katholischen Fürsten streben nur schüchtern nach grösserer Unabhängigkeit vom Pabst. Dieser sagt in einer Bulle vom Jahr 1819 unverholen: „Mögen die Fürsten endlich einsehen, dass sie unserer Herrschaft und unserem Throne unter-

worfen sind, durch das Gesetz Christi." Sie werden auch dieses unglaublich finden, aber dennoch ist dem also.

Ich fürchte durch allzugrosse Umständlichkeit Ihre Geduld zu ermüden, aber ich denke genug gesagt zu haben, um begreiflich zu machen, wer es sey, der von Europa her zu uns einwandert. Es sind keine Thunichtgute, keine Auswürflinge. Ich zweifle nicht, jeder von uns würde, hielten ihn nicht stärkere Fesseln, den alten gothischen Welttheil verlassen, und fern von endlosen Krieges- und Friedensplagen, um ganz seiner Person, seiner Familie, seines Eigenthums, seiner Freiheit, seiner Meinung, seines Urtheils, seiner politischen und religiösen Ueberzeugung froh zu werden. Ich zweifle nicht und wiederhole es, die Auswanderungen der Europäer werden fortdauern und wachsen, denn die Ursachen vervielfältigen sich, jemehr der Kulturzustand der Nationen mit ihren uralten Institutionen in Widerspruch und Entzweiung geräth.

In Frankreich ist die meiste Lichtmasse, wenigstens ist sie hier am meisten erwärmend in das Wesen der Volksmasse übergegangen. In Grossbritanien und Irland nicht minder. Daher werden die Gährungen hier am lebhaftesten bleiben: Frankreichs Genius wird die gothischen Begriffe des zurückgekehrten Adels und Clerus von sich ausscheiden, der Geist der Nation den Geist der Regierung durchdringen, und Frankreich dadurch in kurzer Zeit die verlorne Ueberlegenheit gegen die Reiche des vesten Landes zurückgewinnen. In Frankreich sind nicht bessere Köpfe als in Spanien, Deutschland und Italien, aber die besseren Köpfe haben offenere Wege an die Spitze der Geschäftsverwaltung, der Armeen und Gesetzgeber zu gelangen. Anderwärts

verrammeln Clerus und Adel die Wege. Dadurch werden anderwärts die Fürsten in demselben Verhältniss schwach, wie sie auf gleiche Weise vor Zeiten stark gewesen sind, so lange Clerus und Adel im Besitz der meisten Einsicht, und das übrige Volk nur ein unwissender Haufe war. Die Regierungsformen sind nur Formen; der Regierungsgeist ist die Hauptsache. Weil dieser aber wenig bekannt ist, hadert man viel um jene: republikanische oder monarchische Form, auf sie kommt wenig an. In Europa sind noch einige Republiken; sie sind in den Monarchieen durchaus nicht gefährlich. Formen bestreiten die Formen, nicht nur Geist den Geist. Das Schweizerland ist republikanisch, harmlos, unschuldig, die Schweizer haben nicht die Freiheit, wie wir. Darum wandern viele aus, weil die politischen Institutionen ihrer Republiken mehr künstlich als natürlich sind. Wir haben den Vortheil der Jugend voraus; sie haben den Nachtheil des Alters. Bei uns ist das Urtheil frei; bei ihnen das Vorurtheil. Bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen statt dessen das Herkommen. Wir führen nach unserem und des Jahrhunderts Bedürfniss ein neues Gebäude auf, sie müssen sich in das Wesen eines alten Hauses fügen, das nicht für sie gebaut war, sondern für Leute von anderm Geschmack, andern Bedürfnissen und andern Begriffen.

Wir haben von den einwandernden Europäern nichts zu fürchten, so lange sie verfolgt vom Unglück und Unwesen ihres alten Welttheils zu uns herüber kommen, aber nicht aus Uebermuth. Sollten sie einst kommen, durch blossen Golddurst getrieben mit vermessenen Spekulationen und angefüllt mit Europäischen Thorheiten, um diese bei uns gültig zu machen;

sollten sie einst kommen, um mit ihrem Fanatismus Andersglaubende zu verketzern, und die heilige Freiheit der Andacht und religiösen Ueberzeugungen zu beeinträchtigen; sollten sie einst kommen bei uns, wie bei sich, die Pressfreiheit, das ehrwürdige Organ des Volksgeistes, die Quelle der öffentlichen Erkenntniss, zu hemmen oder zu zerstören; sollten sie einst kommen, um zwischen unsere eingebornen Söhne des Vaterlands ihren heillosen Unterschied von Ständen und Kasten, von Adelichen und Unad'lichen aufzustellen: dann will ich der erste seyn, welcher hier, welcher überall, Beschränkung freier Niederlassung der Europäer predigt, und auf Strafgesetz gegen die Vergifter der Sitten, der ewigen Rechte der Menschheit, des gesunden Menschenverstandes und der bürgerlichen Ordnung anträgt.

Denn ewig fern bleibe von unsern glückseligen Pflanzungen das Elend der Europäer, welches sie weder mit Gelassenheit ertragen, noch ohne weit grösseres Unglück von sich schleunig abwälzen können. Ihnen wäre besser gewesen, wenn sie mit den Institutionen barbarischer Zeitalter, die sie beibehielten, auch den Geist der finstern Jahrhunderte bewahrt hätten, aus welchen jene Institutionen hervor gegangen sind. Nun aber klagen ihre bessern Einsichten die Wirklichkeit an, und die Wirklichkeit verdammt ihre bessern Einsichten. Die Gräuel der französischen Staatsumwälzung gingen aus diesem Widerspruch hervor, welcher mit Vorsicht zu lösen, die dringendste und schwerste Aufgabe aller Fürsten bleibt, denen eigener Ruhm und Wohlfahrt ihrer Nationen noch über alles geht.

Und du, frisches jugendliches Amerika, von den Händen Europäischer Habsucht und Blut getauft, und mit der Bluttaufe zur Freiheit geweiht, blühe umrauscht

und beschirmt von deinem Ocean mit den Jahrtausenden, die da kommen, zur Herrlichkeit auf, da du von Gott bestimmt bist, zu glänzen in den Geschichten der Menschheit. Jüngst noch verachtet und verspottet von deiner altklugen eisgrauen Pflegemutter, bist du jetzt schon die Bewunderung ihrer Weisesten, der Neid ihrer Gewaltigsten, der Trost ihrer Unglücklichsten. Afrika schläft träge unter dem Sonnenstrahl seines heissen Himmels; Asien ist im Kreislauf der Dinge zur alten Barbarei der Urwelt hinkehrend; Europa folgt schüchtern der Orientalischen Alt-Mutter; Amerika soll fortan, die Heimath menschlischer Kultur und die Leuchte des Erdballs seyn, zu der die einzelnen Weisen aller Zonen segnend und ehrfurchtsvoll hinschauen.

Unabhängigkeits-Erklärung

der Provinzen von Ober-Peru (*Peru alto*).

(Aus dem Spanischen Aktenstücke übersetzt.)

Da die versammelten Deputirten der Provinzen von Ober-Peru ein ausdrückliches und feierliches Zeugniss ihrer ewigen Erkenntlichkeit und Dankbarkeit abzulegen wünschen, welche sie dem unsterblichen Befreier von Colombia und Peru, Simon Bolivar, dem edlen und tapferen Grossmarschall von Ayacucho, und der Befreiungsarmee, den Besiegern der Sieger von Guaqui, Vilcapujjo, Ayoma, Sipesipe und Torota schuldig sind; und da sie den Einwohnern von Ober-Peru auf ewig ins Gedächtniss zu prägen wünschen, dass dieses Land solchen grossmüthigen, edlen und tapfern Händen seine politische Existenz, seine Freiheit und

die Versammlung dieses Körpers verdankt, welche sich über das künftige Schicksal des Vaterlandes berathschlagt hat; so decretiren dieselben wie folgt:

Art. 1. Der neue Staat wird hierdurch und soll von nun an genannt werden „Die Republik Bolivar."

Art. 2. Ober-Peru verkündet dem ganzen Continent, dass es aus unbegränztem Zutrauen zu dem Befreier von Colombia und Peru, diesen als seinen Vater und als den besten Schutz gegen die Uebel innerer Zwiste, Anarchie, Tyrannei, ungerechter Invasionen und sonstiger Angriffe, welche auf Ober-Peru als eine Nation — (ein Character, den es sich durch die einmüthige Stimme seiner Repräsentanten beigelegt) — etwa versucht werden möchten, anerkennt.

Art. 3. Se. Excellenz der Liberador soll die oberste vollziehende Gewalt der Republik, so lange er in den Gränzen derselben sich aufhält, ausüben, und abwesend, wo er auch seyn möge, die ehrenvolle Auszeichnung als Protector und Präsident der Republik geniessen.

Art. 4. Der denkwürdige 6te August, an welchem Tage die wilden Spanischen Legionen in den Ebnen von Junin zuerst vor den unsterblichen, vom Liberador geführten Kriegern flohen, soll als ein Nationalfest gehalten, und jährlich auf dem ganzen Gebiete der Republik gefeiert werden.

Art. 5. Der Geburtstag Sr. Excellenz des Liberadors soll als ein Nationalfest auf dem ganzen Gebiete der Republik gehalten werden; jedoch soll dieser Beschluss erst mit dem einstigen Tode Sr. Excellenz in Kraft treten.

Art. 6. Das Portrait Sr. Excellenz des Liberadors soll in allen Tribunälen, Rathhäusern, Universitäten, hohen und niedern Schulen und öffentlichen Erziehungsorten aufgestellt werden, damit der Anblick desselben Allen den Vater des Vaterlandes ins Gedächtniss zurückrufe, und zur Nachachmung seiner bewundernswürdigen Tugenden führe.

Art. 7. In jeder Hauptstadt der Departementer der Republik soll eine Säule mit der Statue Sr. Excellenz des Liberadors zu Pferde errichtet werden.

Art. 8. Der Grossmarschall von Ayacucho, welcher unmittelbar mit dem Befehl der Departements der Republik beauftragt ist, wird den Befehl ertheilen, dass zum Geschenk für Sr. Excellenz dem Liberador bestimmt, eine goldene Medaille geschlagen werde, die mit Brillanten von beliebiger Grösse besetzt, auf der einen Seite eine Abbildung des Berges von Potosi, und den Liberador auf einem Piedestal von Gewehren, Degen, Kanonen und Standarten, beschäftigt auf dem Gipfel des Berges die Freiheitsmütze aufzupflanzen, auf der Rückseite dagegen in einer Guirlande von Oelzweigen und Lorbeern die Inschrift enthaltend: „Die Republik Bolivar, als Zeugniss ihrer Dankbarkeit dem Helden, dessen Namen sie trägt."

Art. 9. Der 9te December soll überall auf dem Gebiete der Republik, als ein Festtag in dankbarer Erinnerung an die ewig glorreiche Schlacht von Ayacucho gefeiert werden.

Art. 10. Das Geburtsfest Sr. Excellenz des Grossmarschalls von Ayacucho soll ebenfalls als ein Nationalfest überall auf dem Gebiete der Republik nach dem Tode Sr. Excellenz gefeiert werden.

Art. 11. Das Portrait des Grossmarschalls soll zur Linken Sr. Excellenz des Liberadors von Colombia und Peru an den nämlichen Orten, und zu den nämlichen Zwecken aufgestellt werden, als im 6ten Artikel dieses Dekrets ausgesprochen.

Art. 12. Der Grossmarschall von Ayacucho soll als erster General-Capitain, bis die Gesetze den Namen bestimmen, welcher dem höchsten Militair-Rang im Staat gegeben werden soll, bewürdet seyn.

Art. 13. Se. Excellenz sollen ebenfalls die Auszeichnung eines Vertheidigers und Grossbürgers der Republik Bolivar geniessen.

Art. 14. Die Hauptstadt der Republik und deren Departement soll in Zukunft „*Sucre*" genannt werden.

Art. 15. Der Präsident dieses Departements ist beauftragt eine Medaille schlagen zu lassen, und solche dem Grossmarschall Antonio Jose de Sucre zum Geschenk zu machen. Die Medaille soll Gold und mit Diamanten besetzt seyn, von zureichender Grösse um ein Bild anbringen zu können, wo auf der Vorderseite Se. Excellenz Peru — durch eine Vicuña (Peruanisches Schaaf) vorgestellt — den Klauen eines Löwen entreissen, auf der Rückseite dagegen die Inschrift: „Die Republik Bolivar ihrem Vertheidiger, dem Helden von Ayacucho."

Art. 16. Eine Reuterstatue des Grossmarschalls soll auf einer Säule in allen Hauptstädten der Departements der Republik errichtet werden.

Art. 17. Eine grosse goldene Tafel soll verfertigt und in deren Mitte ein schönes Indianisches Mädchen gravirt werden, als Symbol Amerika's, auf einer Löwenhaut unter einem Thronhimmel, aus den Bannern sämmtlicher Staaten des Continents, sitzend, und mit

der rechten Hand den Liberador und mit der Linken den Grossmarschall von Ayacucho umfassend. Diese beiden Helden sollen vorgestellt werden, wie sie das Mädchen mit der Freiheitsmütze schmücken; zerbrochene Fesseln zu ihren Füssen. Zur Seite sollen die Namen der andern Generale und Hauptleute, welche den Schlachten von Junin und Ayacucho beiwohnten, eingegraben werden, so wie unten die Namen aller Offiziere, welche sich in beiden Treffen auszeichneten. Diese Tafel soll in der Sessionshalle dieser Republik aufgestellt werden.

Art. 18. Jeder, welcher für die Freiheit bei Junin oder Ayachuco gekämpft, soll als Eingeborner und Bürger der Republik Bolivar betrachtet werden.

Art. 19. Eine Million Thaler soll durch Se. Excellenz dem Liberador an die vereinigte Befreiungs-Armee, unter die Sieger von Junin und Ayacucho ausgetheilt werden, als eine kleine, unbeträchtliche Belohnung ihrer Tapferkeit und ihrer Dienste, welche sie in Amerika im Allgemeinen und dieser Republik insbesondere geleistet haben.

Art. 20. Damit das im vorstehenden Artikel gegebene Belohnungsversprechen gehörig und völlig erfüllt werde, ist Se. Excellenz der Liberador hiedurch ermächtigt, mittelst eines oder mehrerer Agenten, die er nach Gutdünken ernennen kann, eine Anleihe von solchem Betrage zu machen, als zur Bestreitung jener Belohnung erforderlich seyn dürfte, und für deren Zurückzahlung die Fonds der Republik zu verpfänden.

Dieses Dekret werde dem Grossmarschall von Ayacucho zur Publication und Vollziehung mitgetheilt.

Gegeben in der Sessionshalle zu Chuquisaca, am 11ten August 1825.

Jose Mariano Serrano,
Präsident.

Anjel M. Mocoso, }
Jose J. Sangines, } Secretaire.

Schreiben eines Briten aus Bogota, (Hauptstadt der Republik Colombia)

vom 27. *Januar* 1826.

Nach einer sehr glücklichen Reise von kaum 4 Monaten (vom Tage meiner Abfahrt aus England angerechnet) hab' ich Bogota, den Ort meiner Bestimmung, erreicht. Auch die Landreise hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, und ich bin völlig gesund geblieben, und bin es, Gott sey gedankt! noch.

Von Cartagena reis'te ich in Gesellschaft des Herrn B. ab, der dort bereits das Dampfboot erwartete; leider geht bis jetzt nur ein einziges den Magdalenenstrom auf und ab. Wir mussten eine Reise von 90 Engl. Meilen machen, um Barancas, den Ort der Einschiffung, am Strome zu erreichen. Dort, wo schon ziemlich für alle Europäischen Bequemlichkeiten gesorgt ist, und ich mehrere Landsleute traf, mussten wir 3 Wochen verweilen, bis endlich das von Stunde zu Stunde erwartete Dampfschiff anlangte. Der jetzt aus so vielen Reisebeschreibungen bekannte Strom hat die schönste Umgebung, die sich denken lässt, und die herrlichsten Aussichten, die sich nur die Phantasie vorzuspiegeln vermag. Die Fahrt aber ist selbst mit dem

Dampfboote höchst langweilig, da sich dasselbe oft aufhalten muss, um Holz zur Feurung zu fällen, welches nur selten trocken zu haben ist.

Am 21sten Januar trafen wir in Honda, dem Orte der Ausschiffung, ein; die dortigen Zollbeamte benehmen sich sehr höflich. Von dort bis zur Hauptstadt sind 90 Engl. Meilen, und ein Weg, der zu Pferde wenig Beschwerden macht. Ich reis'te in der höchst angenehmen Gesellschaft des Herrn Anderson *), eines Mannes von dem freundlichsten Benehmen und umfassenden Kenntnissen, die er auf eine sehr gefällige Weise mitzutheilen weiss.

Am 23sten langten wir hier an; Bogota entspricht in jeder Rücksicht meinen Erwartungen. Das Klima ist entzückend, besonders für den, der aus der Brüthitze des Magdalenenthals in diese reine Bergluft emporsteigt. — Es giebt hier ausserordentlich viele Briten. Die Frauenzimmer gefallen mir sehr, wegen ihrer schönen, schwarzen Augen und allerliebsten Füsschen; weiter habe ich noch nichts von ihnen gesehen; denn der ganze Körper ist in den Manto (s. Columbus 1826, I. S. 236) gehüllt. Gesprochen habe ich noch keine Dame, weil ich noch keiner Abendgesellschaft beigewohnt habe; nur in einer solchen lassen sie sich unverhüllt erblicken und mit sich reden. Viele hier wohnende Briten haben sich bereits mit Colombianerinnen

*) Aus Kentucky gebürtig, derselbe, welchen der Senat der Vereinigten Staaten am 15ten März erwählte, um, nebst dem Herrn J. Serjeant aus Pennsylvanien als Gesandte der V. St. dem General-Congresse zu Panama beizuwohnen. Herr Rochester aus New-York begleitet diese Herren als Secretair.

A. d. H.

verheirathet, und andere sind Brautleute. Die Spanische Sprache ist für den, der Latein versteht, äusserst leicht, und bei einiger Uebung werde ich mich bald in derselben unterhalten können. Die hiesige Lebensweise übertrifft bei weitem meine Erwartung; auch in Cartagena, Barancas und auf der Reise traf ich nur Gastfreundschaft und die beste Aufnahme. Rind- und Hammelfleich sind schlechter, als in England; aber die köstlichsten Früchte sind wohlfeil zu haben. Gestern kaufte ich eine grosse Ananas für weniger als 1 Schilling (7 Groschen). Kleidungsstücke und Wäsche sind enorm theuer; ich bedaure sehr, mich nicht reichlicher damit versehen zu haben, was mir so leicht möglich gewesen wäre, und werde genöthigt seyn, mir diese Bedürfnisse aus England zu verschreiben. Selbst Fracht und Assecuranz eingerechnet, sind sie dann noch immer wohlfeiler, als hier. Handwerker aller Art finden in Bogota noch immer reichlich ihr Brod.

New-York's Bevölkerung.

Gesammte Volkszahl im Staate New-York: 1,616,458; nämlich 822,367 Personen männlichen und 793,897 weiblichen Geschlechts. Dienstpflichtig sind 180,645, stimmenfähig 296,132. Die Anzahl der Fremden beträgt 40,430; Arme giebt es 15610; steuerpflichtige farbige Leute 931; steuerfreie 38,770; stimmfähige 298. Verheirathete Frauen unter 45 Jahren 200,480; unverheirathete zwischen 16 und 45 Jahren 135,390; Mädchen unter 16 Jahren 361,624. Heirathen im vorigen Jahre

11,553. Geburten, männlichen G. 31,514; weiblichen G. 29,866, im Ganzen 60,383. — Ferner erhellet, dass die Zahl der Acker urbaren Landes sich im Staate auf 7,160,967 beläuft. Die Viehzucht ist ebenfalls sehr beträchtlich. Rinder und Kühe werden zu 1,513,421, Pferde 349,628, Schaafe 3,496,589, Schweine 1,467,573 angegeben. Die Manufacturen verfertigten im vorigen Jahre 2,918,233 Yards gewalktes Tuch, 3,468,001 Yards Flanell und andere ungewalkte wollene Tücher, und 8,079,992 Yards leinene, baumwollene und andere Tücher. Kornmühlen giebt es im Staate 2,264, Sägemühlen 5,195, Oehlmühlen 121, Walkmühlen 1,222, Kartmaschienen 1,584, Baumwollen-Manufacturen 76, Woll-Manufacturen 189, Baumwoll- und Woll-Manufacturen 28, Eisenwerke 170, Eisenhammer 164, Brantewein-Brennereien 1,229, Aschen-Siedereien 2,105.

Die Zahl der Taubstummen beträgt 615; von diesen werden 141 durch Anstalten verpflegt. — Blödsinnige 1421, von diesen werden 442 durch Anstalten verpflegt. — Wahnsinnige 819, von diesen werden 184 durch Anstalten verpflegt.

Der Spanische Commandant Coppinger.

Der Spanische General Coppinger, der Vertheidiger von der Festung S. Juan de Ulua, (siehe Columbus 1826 I., 120), vormals Gouverneur der sonst Spanischen Provinz Florida, hat sich, nach dem Berichte eines Mexikanischen, also feindlichen Offiziers vom 20sten Nov. v. J. einen unsterblichen Namen und

die Bewunderung der neuen Welt verdient. Er hielt sich bis auf den letzten Augenblick. Jener Officier, der bei der Uebergabe des Castels am 18ten November v. J. zugegen war, schreibt: „Ich fand 150 Mann im Hospital; seit dem letzten August waren 350 Mann gestorben, und überhaupt nur vierzig dienstfähige Soldaten übrig. Die Officiere, wovon viele gleichfalls krank waren, sahen sich genöthigt, Schildwach zu stehn. Der General und sein Secretair mussten jede Nacht die Runde machen, und zogen bei dieser Gelegenheit die Glocke zur Frühmette, um die Einwohner des nahen Vera Cruz über die Lage des Castels zu täuschen. Salz war noch vorhanden, aber durchaus nichts mehr zu beissen und zu brechen, und täglich starben Leute am Scharbock und Faulfieder. Als die letzten Rationen Brod und Fleisch vertheilt waren, rief Coppinger sein Häuflein Officiere zusammen, und schlug vor, das Castel mit dem Rest der Besatzung in die Luft zu sprengen. Aber darin willigten die Spanier nicht, sondern nahmen die ehrenvollere Capitulation an!" (Hätte Coppinger doch 1806 in Magdeburg commandirt!)

Callão,

die letzte Spanische Vestung auf dem Amerikanischen Vestlande geräumt.

Callão, 300° 25′ 30″ L. 12° 3′ 9″ S. Br., die Vestung an Peru's Westküste, die den Zugang zu dem wichtigsten Hafen der Republik, zu dem Cuxhaven der Hauptstadt Lima vertheidigt (s. Columbus Märzheft

S. 225), ist nun auch, gleichsam dem Beispiele von S. Juan de Ulua bei Vera Cruz folgend, nach einer tapfern Gegenwehr von 23 Monaten, an das 3500 Mann starke Colombisch-Peruanische Belagerungs-Corps unter dem General Salom übergegangen.

Bereits am 29sten Februar 1819 griff Lord Cochrane mit einer Chilischen Flotte, die von den Spaniern unter dem General Lamar vertheidigte Callão, dessen Besitz der zu Befreiung von Peru unter San Martin aus Buenos-Ayres und Chile abgesandten Expedition sehr wichtig war, an. Weil aber San Martin von der Landseite diesen Angriff nicht unterstützte, ward die Belagerung in eine Blokade verwandelt. Eine grosse Anzahl angesehener Spanier hatten mit ihren Schätzen eine Zuflucht in der Vestung gefunden; diese Schätze holte Canterac mit einem Truppencorps am 10. Sept. 1821 heraus, obgleich die weit stärkern Independenten in Besitz von Lima waren und alle Strassen besetzt hielten; doch sie wollten kein Gefecht wagen. Schon am 20sten September räumte Lamar, der mit dem Protector San Martin eine Capitulation abschloss, den Platz. Die Besatzung war nach Spanien geschafft; Lamar trat in Peruanische Dienste, und wird jetzt wahrscheinlich Präsident der Republik.

Am 22sten September 1822 legte San Martin, der im Juli zu Guayaquil mit Bolivar über die Befreiung Peru's mit Hülfe Colombischer Truppen, die bereits auf der Strasse von Truxillo versammelt waren, verhandelt hatte, die Regierung in die Hände des Marques de Torre Tagle nieder. Dieser bevörderte die Wahl des Don Jose Riva Aguero zum Präsidenten, veruneinigte aber schon im Anfange des Jahrs 1823 mit ihm. Da nun mittlerweile ein Peruanisches Corps, welches die Spanier

unter Canterac aus Arequipa vertreiben sollte, geschlagen ward, so entstand Uneinigkeit zwischen dem Präsidenten und dem Congress; doch entschloss sich der Congress, auf Riva Aguero's Anrathen, im Juni 1823 die Sitzung nach Truxillo zu verlegen, um vom Kriegsschauplatze entfernter und den Colombischen Hülfstruppen näher zu seyn. Canterac zog wirklich in Lima ein. In Truxillo erklärte Riva Aguero den Congress für aufgelös't, errichtete einen Senat von 12 Mitglieder. Die Mitglieder des Congresses kehrten nach Callão zurück und wählten den Marques de Torre Tagle zum Präsidenten, während Riva Aguero noch in Truxillo regierte. Der Peruanische General Santa Cruz schlug den Royalisten-General Valdez, und weil nun auch General Sucre gegen Lima vorrückte, so zog Canterac, nachdem er die Hauptstadt geplündert, und die Münze und andre öffentliche Gebäude niedergebrannt hatte, von dort wieder nach Süden an die Küste. Der Congress ging nun wieder nach Lima, und übertrug dem General Bolivar die Dictatur; Riva Aguero musste nun in eine ehrenvolle Verbannung (nach England) wandern. Bolivar zog am 1sten September in Lima ein, und entfernte den Marques de Torre Tagle im November von der Regierung, weil dieser die Wirksamkeit der Colombier aus Eifersucht fortwährend zu hemmen suchte. Während aber Sucre das Hauptcorps der Royalisten unter La Serna in dem östlichen Hochgebirge bekriegte, und Bolivar in Truxillo die Ruhe herstellte, zettelte Torre Tagle, erbittert über seine Entfernung von der Regierung, in Callão, wo er mit vielen Spanischen Officieren gefangen sass, eine Verschwörung an, wusste die 2000 Mann starke Besatzung, die aus dem Regiment la Plata d. h. aus Negern bestand,

die in Buenos-Ayres geworben waren, und die San Martin nach Peru geführt hatte, auf seine Seite zu bringen, so dass am 4ten Februar 1824 ein Aufstand zu Gunsten der Royalisten ausbrach. In Folge dieses Aufstandes musste der Independenten-General Merino Nicochea, gleichfalls aus Buenos-Ayres, Lima räumen, welches General Rodil, der schnell aus dem 30 Meilen südlicher liegenden Pisco anrückte, am 21. Februar besetzte, aber bald wieder verliess. Am 29. Februar übernahm derselbe nun auch den Oberbefehl in Callão, wo der Peruanische General Guise, beim Ausbruche des Aufstandes, die dort liegenden nicht segelfertigen Kriegsschiffe verbrannt hatte. Canterac und la Serna standen damals 80 Meilen östlich in Cuzco. Am 6ten July erklärte Guise bereits den Hafen von Callão in Blokade-Zustand; aber erst im October ward es durch Truppen unter General Salom, welche Bolivar von Huancayo (25 Meilen östlich von Lima) abgeschickt hatte, von der Landseite gesperrt. Rodil fand an Proviant und Schiessbedarf gute Vorräthe, welche San Martin schon im Jahre 1822 dort aufhäufen liess, weil er sie in Lima nicht sicher glaubte. Auch Torre Tagle mag, während der Congress dort seine Sitzung hielt, die Kastele, die schon durch Lamar in den vortrefflichsten Vertheidigungszustand gesetzt waren, aufs beste versorgt haben. Nur dieser Umstand machte die lange Vertheidigung möglich, ohne darum den Ruhm des tapfern Vertheidigers zu schmälern. In die als Folge des am 9ten December erfochtenen Sieges bei Ayacucho abgeschlossene Capitulation, war auch Rodil einbegriffen; doch dieser weigerte sich, auf Stipulationen des Vicekönigs La Serna einzugehn, weil dieser so wenig, wie Canterac, irgend eine Diversion zu seinen

Gunsten gemacht hatte, da ihnen doch Alles daran gelegen seyn musste, einen Seehafen und dadurch die Verbindung mit Europa zu behaupten. Im März 1825 inspicirte Bolivar selbst die Belagerung, die der tapfere General Salom (s. Columbus II. 1825, S. 285, Monnets Schilderung desselben) und unter ihm General Valero commandirte; das Hauptquartier der Belagerer stand anfangs zu Magdalena, einem schönen Dorfe an der Strasse nach Lima, und endlich zu Bellavista, an der Stelle des alten 1746 durch Erdbeben versunkenen Callão. Bereits im Dec. 1825 starb der Ex-Präsident, der Marques de Torre Tagle — und damit ward ein grosser Stein des Anstosses bei Abschliessung einer Capitulation beseitigt. Vermöge der Lage der Vestung auf einem Vorgebirge, ist sie nicht, wenigstens nur mit grossem Verluste, zu erstürmen, und die jungen Republiken Süd-Amerikas haben nicht so viele Menschen aufzuopfern, als Ibrahim Pascha vor Missolunghi. Da nun Rodil alles aufbot, um seine Ehre als Krieger zu bewähren, und sich hielt, bis in den Magazinen kaum 100 Pfund Pulver, 50 Pfund Pferdefleisch und eben so viel Reis noch übrig waren — so gereicht diese Standhaftigkeit doch keineswegs den Belagerern zu Unehre. Der Angriff auf eine Vestung unterliegt in Amerika ganz andern Bedingungen, als in Europa. Dort kann man nicht tausende von Bauern zur Schanzarbeit zusammentreiben. — Dies nur zur Berichtigung der Aeusserung eines Britischen Seeofficiers, welcher sich nicht entblödet, Bolivar's Helden „feige, elende Aufschneider" zu schelten, wofür sie doch nur Jemand halten kann, der nicht einmal „Grütze" im Kopfe hat. — Unter Vermittlung des Sir Murray Maxwell, Capitain der Grossbritanischen Fregate Briton, die in der Bucht

von Callão lag, ward in dem bedeckten Wege vor der Vestung Callão am 22sten Januar um 1 Uhr Nachmittags, von dem Obristen Juan Ilingrot und dem Obristlieutenant Manuel Llarenas, Colombisch-Peruanischer Seits, und den Obristlieutnants Francisco Duro und Bernardo Villazon, Spanischer Seits, die Capitulation wegen der Uebergabe von Callão in 31 Artikeln abgeschlossen, und vom General Salom in seinem Hauptquartier Bella-vista und vom General Rodil in dem Fort Real Felipe de Callão (s. Columbus Märzheft S. 228) ratificirt. General Rodil begab sich gleich nach der Unterzeichnung der Capitulation an Bord der Britischen Fregate Briton, wo er mit allen seiner Tapferkeit gebührenden Ehrenzeichen empfangen ward.

Die Capitulationsbedingungen sind in dem zu Lima erscheinenden Regierungsblatte vom 23. Januar enthalten. Folgende scheinen die merkwürdigsten.

Art. 1. Es soll allen und jeden Individuen, von welcher Classe oder welchen Standes, Militair, Geistliche oder Civilpersonen, sie seyen mögen, eine Amnestie oder ein Generalpardon zugestanden werden und in Folge dessen sollen sie wegen aller Dienste, die sie dem Könige von Spanien geleistet haben, unverletzlich seyn.

Zugestanden, in Rücksicht ihres früheren Benehmens bis zu dem Augenblick der Capitulation der Vestung.

Die 9 folgenden Artikel stipuliren den Transport der Officiere und Beamten und Anderer nach Europa, an Bord Britischer Schiffe, auf Kosten der Independenten, mit der Erlaubniss in Amerika zu bleiben, im Fall sie es vorziehen sollten. (Sämmtlich zugestanden.)

Art. 11. Die Ober-Officiere und Beamten, die geneigt seyn sollten in Dienste der Republik zu treten, sollen mit dem Range, den sie bekleiden, zugelassen werden. (Verworfen.)

Die folgenden Artikel bis Art. 20, stipuliren die Sicherheit des Privat-Eigenthums, 6 Monate zum Verkauf der Waaren, die Bewahrung der Rechte der Herren über ihre Sclaven und die Auslieferung der Gefangenen. (Sämmtlich zugestanden.)

Art. 21. Die Republik verpflichtet sich, seit dem Augenblicke der Besitznahme der Vestung, d. h. seit dem 29. Febr. 1824, die von dem Gouverneur contrahirten Verpflichtungen und Schulden zu bezahlen. (Verworfen.)

Die übrigen Art. 22 — 31 betreffen die Ratification der Capitulation und die Ueberlieferung der Vestung, und sind sämmtlich zugestanden.

Wir kennen keine Capitulation, wo ein sich ergebender Vestungscommandant die Dreistigkeit hatte, eine Bedingung, wie sie der 21 Art. enthält, vorzuschlagen.

Rodil und sein Generalstaab ist also nun auch nach Europa unterwegs, wahrscheinlich, gleich La Serna und den Seinigen, mit Schätzen beladen; aber der 29. Januar 1826 ist der merkwürdige Tag, wo die Entdecker, Eroberer und durch päbstliche Hierarchie geweihten Beherrscher der neuen Erdhälfte, die Spanier, gänzlich dessen Vestland verliessen. Auch Chiloe, die Insel (s. Columbus Aprilh. S. 308) im äussersten Südwesten, ist am 15. Januar verloren, und sind jetzt Cuba und Puertorico allein noch übrig von den ungeheuren, reichen, höchstergiebigen Länder, die ihnen Cultur, Religion und gesellige Bildung verdanken, welche aber diesen noch

dazu mit schuldlosem Blute gedüngten guten Samen zu hoch anrechneten — und dafür von den transatlandischen Brüdern blinden Gehorsam begehrten, in einer grässlich bewegten Zeit, wo sie selbst, die Altspanier, auf ihrer iberischen Halbinsel dem Willen ihrer Könige — nicht folgten; denn diese hatten sie ermahnt, dem Napoleon zu gehorchen *). Nur eine so verhängnissvolle Zeit konnte ein Spanisches Amerika in 7 bis 8 Freistaaten (wir wissen nicht, ob wir Paraguay — mitzählen können oder nicht) verwandeln, und nach vierzehnjährigem schweren Kampfe, daselbst der Freiheit und den Menschenrechten den glorreichsten Sieg schaffen. Mag immerhin Grossbritanien mittelbar diesen Flammen den Zunder geliehen haben, mag der Handelspolitik zuzuschreiben seyn, was uns gross und herrlich scheint, und gewiss gross und herrlich gedeihn wird — so viel ist ausgemacht, dass Grossbritaniens Regierung die Hand bot, den Spaniern aus der Feuersbrunst zu retten, was noch zu retten war. — Und wahrlich die Menschheit trauert, dass nun alles, was Spaniens grosse Männer in Amerika leisteten, für die hochherzige Nation so gänzlich, so unwiederbringlich verloren

---

*) „Folget meinem Beispiele und bedenkt wohl, dass in Eurer gegenwärtigen Lage nur die Freundschaft unsers Alliirten, des grossen Kaisers, den Spaniern Wohlfahrt Heil bringt." Carl IV. Proclamation an seine Unterthanen. Dat. Bayonne den 4. May 1808.

„Sie (die Spanischen Prinzen) entbinden die Spanier ihrer Verpflichtungen, und ermahnen sie, die gemeinsamen Interessen ihres Vaterlandes vor Augen zu haben, und ihr Glück von den weisen Verfügungen und der Macht des Kaisers Napoleon zu erwarten." Proclamation der Infanten Ferdinand, Carlos und Antonio. Dat. Bordeaux den 12. May 1808.

scheint, und ihr nichts bleibt, als der dürre Lorbeer unerschütterlicher Tapferkeit, wovon ein Coppinger und ein Rodil sich auch das letzte Blättchen nicht rauben liessen.

Durum. — Sed levius fit patientia
Quidquid corrigere est nefas.

Hor. —

Uebersicht
der
Einnahmen in den Postämtern der verschiedenen Staaten und Territorien der Union der Vereinigten Staaten, im Laufe des im März 1825 zu Ende gegangenen Jahres.

Aus dem Congresse vorgelegten Berichte des General-Postmeisters der Vereinigten Staaten.

Staat		Doll.	
New-York	Doll.	182223	56
Maine		20032	8
Neu-Hampshire		10033	26
Vermont		11311	32
Massachusetts		83201	60
Connecticut		25563	99
Rhode-Island		11256	12
Neu-Jersey		14796	96
Pennsylvanien		110547	1
Delaware		4604	54
Maryland		60830	10
Virginien		61751	52
N. Carolina		22487	3
S. Caroltna		40614	44
Georgia		36462	42
Latus	Doll.	695715	95
Transport	Doll.	695715	95
Tennessee		13416	58
Kentucky		21501	50
Ohio		24900	14
Indiana		4701	84
Mississippi		8587	1
Missouri		5173	81
Louisiana		22443	66
Illinois		2459	4
Alabama		15331	21
Arkansas		782	5
Michigan		1345	19
Florida		1093	63
Distr. v. Colombia		9504	58
	Doll.	826956	09

Die Botschaft

des Präsidenten der Vereinigten Staaten über den Congress zu Panama.

(Auszug und Bemerkungen, zum Theil aus dem Courier.)

Selten ist ein so wichtiges Aktenstück zur öffentlichen Kunde gebracht, als die Botschaft, welche der Präsident John Quincy Adams dem Congress der Vereinigten Staaten am 10ten März über die Mission zum Congresse in Panama mittheilte. Mit grosser Bestimmtheit kündigt diese Botschaft die Politik an, welche die Vereinigten Staaten in ihrem Verkehr mit den neuen Nationen Amerika's zu befolgen beabsichtigen, und der Ton derselben ist im Ganzen ruhig und gemässigt. Nur scheint die ganze schöne Arbeit von einem Geist beseelt, der vielleicht einen grösseren Stolz ausspricht, als der Präsident schwerlich, auch gegen sich selbst nicht, eingestehen möchte. —

Man geräth in eine gewisse Verlegenheit, wenn man von den Vereinigten Staaten als Nation reden will, weil ein einfaches, entsprechendes Wort mangelt, um dieselbe zu bezeichnen. Jetzt da der transatlantische Welttheil in mehrere souveraine Staaten zerfällt, wäre es widersinnig eine derselben die Amerikanische Regierung zu nennen; das Wort: Anglo-Amerikaner gilt nur in Rücksicht der Sprache, und auf den Namen Nord-Amerikaner haben auch die Grönländer, die Canadier und selbst die Mexikaner Anspruch. Sollte es nicht erlaubt seyn, einen Vorschlag zu machen? Das Wort Philadelphia (Deutsch: Bruderliebe) hat den Wohlklang für sich, und weckt die ehrenvollsten Erinnerungen; es erinnert an Penn und seine befreunde-

ten Brüder; es ist der Name der alten Hauptstadt der Union und könnte also wohl, nach dem Beispiele von Rom, Neapel, Mexico u. a. nicht unziemlich als Bezeichnung der Nation gebraucht werden, welche wirklich eine grosse Verbrüderung (Philadelphia) bildet.

Die Philadelphier (*Philadelphians*) — so wollen wir in diesen Bemerkungen, auch der Deutschen Nation, die sich so leicht an neue Namen gewöhnt, das Volk der Vereinigten Staaten, als Nation bezeichnen — die Philadelphier sind jetzt, zum Erstenmal, von Staaten — umgeben, die sich eben erst ins politische Daseyn erhoben haben; jeder dieser Staaten steht tief unter ihnen in Rücksicht der Bevölkerung, des Wohlstandes, der Land- und Seemacht, der wissenschaftlichen Bildung, der Erfahrung, kurz in Rücksicht aller Elemente physischer und moralischer Macht. Diese Nationen müssen nun ein System völkerrechtlicher Gemeinschaft unter einander bilden — und an die Spitze dieses Systems wollen nun — das geht aus der Botschaft augenscheinlich hervor — die Philadelphier treten, ein an sich natürlicher Wunsch, der durchaus nicht unpolitisch ist, welcher aber die Wachsamkeit aller grossen Europäischen Mächte aufruft — vornämlich aber die Aufmerksamkeit der grössten Macht, welche jetzt auf Erden waltet, — Grossbritaniens. In beiden Hemisphären überstrahlt die Nation von Britischer Herkunft, durch Sprache, Bildung und Geist die übrigen. Wenn sich auch das Amerikanische Vestland, nebst allen Eilanden, gänzlich durch Denkart und Interessen von den andern Theilen des Erdballs abtrennen könnte, die Abkömmlinge der Briten halten auch in jenen Fernen die Wage der Macht, und sind Führer auf der Laufbahn der Freiheit und des Rechts. Viel-

leicht hatte Herr Adams solche politische Ansicht vor Augen; denn er sagt: „Amerika besitzt einen Vorrath ursprünglicher Interessen, die mit Europa in keiner oder nur in eine entfernte Beziehung stehn, und daher sollte die Einmischung Europa's in solche Angelegenheiten von selbst unterbleiben!" Doch diese Lehre ist keineswegs zulässig. Es giebt freilich viele Punkte, welche die Einmischung der verbündeten Europäischen Mächte nicht dulden; diese dürfen z. B. den Excolonien Spaniens keine Bedingungen der Begünstigung und noch weniger der Unterwerfung gegen das Mutterland vorschreiben; doch es giebt viele ursprüngliche Interessen der Amerikanischen Nationen, welche, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Staatsklugheit, Einmischung abseiten Europäischer Mächte, namentlich Grossbritaniens, zulassen, welches in ganz Amerika, so gut wie die Philadelphier, fortwährend die Hände im Spiel haben will —; ja Grossbritanien hat ein unbezweifeltes Recht sich der Einmischung jeder andern Nation, welche es auch sei, zu widersetzen, wenn sie der Wohlfahrt der Britischen Nation, besonders deren Handelsflor, entgegen tritt.

Die Grundsätze, welche die Vereinigten Staaten bei ihrem Verkehr mit den neuen Nationen leiten sollen, sind, nach den Aeusserungen des Präsidenten in seiner Botschaft:

1. Uneigennützigkeit (*disinterestedness*); der Absicht nach gewiss höchst lobenswerth; mögte sie nur stets praktisch befolgt werden.
2. Guter Wille (*good will*); der gleichfalls nicht zu bezweifeln ist.
3. Gegenseitigkeit (*reciprocity*); schon ein etwas kritischer Grundsatz.

Das sind die sämmtliche Grundsätze, die der Präsident anführt; doch liegen die sogleich folgenden Discussionspunkte, die in Panama vorkommen werden, in einem Kreise der zu erweitert ist, um sich mit dem kurzen Maassstabe jener Grundsätze — ermessen zu lassen. Diese Gegenstände sind, nach Angabe der Botschaft:

1. Die Abschaffung der Kapereyen (*privateering* oder *private war*).
2. Der Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut (*free Ship, free Goods*).
3. Einschränkung des Begriffs der Kriegs-Contrebande.
4. Die Blokade-Gesetze.
5. Verbot künftiger Stiftung abhängiger Colonien (fremder Mächte) in Amerika.
6. Widerstand gegen feindlichen Einbruch von Europa aus.
7. Abschaffung des Sklavenhandels.
8. Die Frage über die Anerkennung von Haïti.
9. Cuba's und Puertorico's Verhältniss.
10. Stiftung religiöser Freiheit.

1. Ueber den ersten Gegenstand spricht sich Herr Adams pomphafter aus, wie er sich anderweitig auszusprechen pflegt: Der unverwelkliche Ruhm, sagt er, scheint mir keiner Uebertreibung fähig, mit welchen die Vereinigten Staaten in das Andenken künftiger Jahrhunderte übergehn werden (*go forth in the memory of the future ages*), wenn sie durch ihren freundlichen Rath, durch ihren sittlichen Einfluss, durch die Kraft der Ueberzeugung und Ueberredung allein, die Amerikanischen Nationen zu Panama so weit zu bringen vermögen, durch gemeinsame Ueber-

stimmung untereinander, und in so fern als eine derselben dabei interessirt ist, die immerwährende Abschaffung des Kaperkrieges auf dem Ocean — zu beschliessen." — — Wohl ist es abscheulich, dass die Colombische und andre Flaggen zu Zwecken des Seeraubs gemissbraucht sind; dass sie sich erdreisten, sogar den Hafen von Cadix, einen der ältesten Handelsplätze in Europa — zu blokiren, doch Nationen, die keine Flotten besitzen und auf keine Weise ihrem Feinde beikommen können, als durch Seekrieg, abzurathen, sich der Kaper zu bedienen, wird „in das Andenken künftiger Jahrhunderte" — schwerlich als ein klug vorbedachter Rath übergehn. —

2. Wirklich zweifelt auch der Präsident selbst, ob die „Gewalt seiner Vernunftgründe und Ueberredung" kräftig genug sei, um so grosse Dinge zu thun; er will sich also für jetzt begnügen, wenn ganz Amerika blos einen Grundsatz annimt, der von dem berühmtesten Schriftsteller über das Völkerrecht verspottet, aber von dem Präsidenten selbst schon längst in einer Flugschrift vertheidigt ward, der Grundsatz: „die befreundete Flagge deckt die Ladung!" Würde diese Regel jetzt in Wirksamkeit gesetzt, wo die Colombier, Mexicaner, Argentiner, Orientalen, Brasilier &c. sämmtlich kriegführen, die Philadelphier aber allein neutral sind, so dürften die Kreuzer jener Nationen kein Eigenthum unter der Flagge der Vereinigten Staaten berühren (Fälle der Kriegscontrebande und der Blokade ausgenommen) und folglich wären die Colombier, Mexikaner, Brasilier &c. sämmtlich im Nachtheil, die Philadelphier aber alle im Vortheil; die Uneigennützigkeit dieses Raths leuchtet also nicht ein, und eben so wenig die Forderung einer offnen und gleichmässi-

gen Erwiederung (so übersetzt jetzt jemand das Englische Wort: *Reciprocity!*)

3. In Tractaten haben Nationen häufig die Gegenstände, die als Kriegscontrebande gelten sollen, vestgesetzt; dergleichen kann auch von den Amerikanischen Nationen geschehn; doch scheint sich der Gegenstand für einen allgemeinen Minister-Congress nicht zu passen.

4. Die Blokade-Gesetze sind vollkommen verständlich; Lord Stowell (?) hat sie in seinem Werke (?) erläutert, und die Philadelphier begnügten sich damit dessen Maximen bei ihrer Blokade der Barbaresken-Häfen zu befolgen.

5. Ueber das Verbot der Stiftung künftiger Colonien in Amerika, ist in der Botschaft fast zu viel gesagt; es bezieht sich nicht auf noch gänzlich unbesetzte Gegenden z. B. an der Nordwestküste, am Nordpol — an der Südspitze — nicht auf die Neu-Shetlands- und Orkney-Inseln am Südpol, die zweifelsohne zu Amerika gehören, noch weniger auf Island, was man zu Amerika rechnen könnte, und noch weniger auf Spitzbergen, welches nur Ignoranz dazu rechnen kann — sondern auf die Länder, welche wirklich Bestandtheile Amerikanischer Staaten sind, und wo also die Anlegung einer Colonie eine wahre Invasion wäre, die wohl keiner fremden Macht in den Sinn kommen wird.

6. Des Widerstandes gegen Europäische Invasionen wird gleichfalls in der Botschaft weitläuftig erwähnt. Doch, wie es scheint, soll jede Macht auf eignem Boden dem feindlichen Andrange widerstehn; aber die neuen Nationen können gemeinsam eine Declaration in alle Welt schicken, als einen Protest gegen jede Invasion, woran schwerlich irgend ein Europäisches Cabinet im Ernste gedacht hat, seitdem die Inva-

sion in Spanien so kläglich ausgefallen ist; doch die Philadelphische Regierung hält noch hinter dem Berge, ob sie sich solcher Declaration anschliessen wolle, oder nicht.

7. Eine Uebereinkunft in den Maassregeln, wegen Abschaffung des Sklavenhandels, ist ein höchst lobenswerther Gegenstand für die Discussionen auf dem Congress von Panama, welcher Gegenstand auch auf allen Europäischen Congressen seit 1814 verhandelt ward. Doch ist nicht zu vergessen, dass Brasilien dabei in einem ganz eigenthümlichen, noch wenig beachteten Verhältnisse steht, indem dieses Reich Sklaven, oft deportirte Verbrecher, aus den eignen Africanischen Besitzungen an der Ost- und Westküste holt, welche Deportation demselben doch wohl so wenig zu wehren ist, als dem Britischen Reiche der Transport seiner Verbrecher nach Neu Südwales und Van Diemensland.

8. Höchst seltsam spricht sich der Präsident über die Anerkennung des Freistaats Haïti aus. „Es sind Verhältnisse in der politischen Verfassung jenes Volks, heisst es, die bis jetzt dessen Anerkennung, als souverain und unabhängig, von Seiten der Regierung der V. St. gehindert haben. Weitere Gründe, diese Anerkennung vorzuenthalten, haben sich neuerdings aus der Annahme einer Nominal-Souverainetät ergeben, welche jenes Volk aus den Händen eines ausländischen Fürsten erhalten hat, unter Bedingungen, die so gut als eine Gewährung ausschliesslicher Handelsvortheile an Eine Nation sind, so dass ganz (*wholly*) (?) das abhängige Colonial-Verhältniss hergestellt, und wenig mehr als der Name der Unabhängigkeit übrig ist. Unsere Bevollmächtigten werden Instructionen erhalten, diese Ansichten der Versammlung zu Panama vorzulegen,

und wenn man nicht damit einverstanden seyn sollte, jeden Beitritt zu irgend einer, auf andern Grundsätzen beruhenden Uebereinkunft abzulehnen." — Wenn man mit dieser Aeusserung des Präsidenten Adams Boyer's Proclamation vom 5. März 1826 vergleicht — worin die Königl. Ordonnanz von 17ten April 1825 mit gutem Fug als eine förmliche Verzichtleistung Frankreichs auf Haïti — betrachtet wird, so muss man die merkantilische Scheelsucht bejammern, die jenem verdienten Mann gehässige Worte in den Mund legte, weil eine freie Nation dem vormaligen Mutterlande Handelsvortheile zugestand. — Wer will ihr das wehren? Ist sie nicht frei? Nicht souverain? Darf sie nicht, wie Japan, allen Nationen, die Häfen ihrer Insel verschliessen, wenn die gesetzgebende Macht solche Massregel passend findet? Begünstigt Colombia nicht Grossbritanien? Aber die V. St. sind überhaupt dem Freistaat der Schwarzen nicht hold, weil dort tausende von philadelphischen Sklaven Rettung finden! — und die südlichen Staaten der Union noch immer einen Stolz darin setzen, gleich den Spartanern Heloten halten zu dürfen. Mit Recht nennt der Courier die Gründe, die der Präsident gegen Haïti's Anerkennung anführt, — *frivolous*, glaubt aber, jener habe noch andere Gründe in *petto*.

9. Eben so seltsam klingt der Rath, in Rücksicht auf Cuba und Puertorico; er lautet, kurz gesagt, man soll sie gewähren lassen. Dergleichen zu rathen, bedarf es wahrlich der schweren Kosten für einen Philadelphischen Minister in Panama keinesweges. Der gegenwärtige Stand der Dinge, d. h. die Spanische Herrschaft auf Cuba etc. soll erhalten werden, damit die Ruhe der Insel und der Friede und die Sicher-

heit ihrer Bewohner erhalten werde." — Wer kann solches Mexico und Colombia und Guatemalo rathen, da Cuba, freilich eine herrliche Zuflucht für den neutralen Handel, der Schlüssel zum Mexikanischen Meerbusen ist? Soll der Handel der Mexikanischen und Mittelamerikanischen Ostküste nie frei werden? Soll Spaniens Rachsucht fortwährend, selbst im Fall eines wegen des Besitzes von Cuba immer nur momentanen Friedens, die Küsten der jungen Freistaaten bedrohen können! — Der Präsident spricht sich über diesen Gegenstand mit einer Aengstlichkeit aus, die wahrlich dem Vorstande eines grossen Freistaats wenig ziemt. Alle Minister der neuen Freistaaten müssen einstimmig rufen: Cuba sey frei! — thun sie's nicht, so fehlt ihnen die Einsicht in das geographische Verhältniss ihrer Länder. — Läge Cuba dort, wo die Bermuden liegen — immerhin mögte es Spanisch bleiben; doch unter der Länge und Breite, wo es sich befindet, gefährdet es die Sicherheit, den Bestand und die Wohlfahrt von Mexiko, Mittelamerika und Colombia, so lange die Insel in Spanischen Händen ist. So denkt auch Bolivar, und es ist räthselhaft, wie ein Präsident der Vereinigten Staaten anders denken kann.

10. Wenn der Philadelphische Minister, der Britische und jeder andre sich der Beförderung der religiösen Freiheit annimmt, so ist dieses allerdings zu loben. Doch auch diese Frage hält der Präsident in sehr engem Spielraum. Blos für die Bürger der Vereinigten Staaten, die sich ihrer Geschäfte wegen zufällig in dem Gebiete der neuen Nationen aufhalten, fordert er Duldung; nun, diese sind ja unsers Wissens, nirgends in Amerika als Ketzer angefochten; eben so wenig als die Briten, Hamburger etc. Vielmehr haben protestan-

tische Ausländer häufig Ehen mit eingebornen Damen geschlossen, und Buenos-Ayres hat bereits allgemeine Duldung proclamirt! —

Aus dieser kurzen Uebersicht geht hervor, dass die anderweitig höchst merkwürdige Botschaft, welche ganz darauf eingerichtet zu seyn scheint, nirgends Anstoss zu geben, nur Gegenstände der Discussion in Panama berührt, welche wahrlich von geringem Nutzen für die neuen Nationen sind. Ja, es giebt darunter Gegenstände, welche deren Interesse gerade hin widersprechen. Hält sich die Philadelphische Gesandtschaft, in den ihr in dieser Botschaft vorgeschriebenen Gränzen, so wird sie wahrlich den Einfluss nicht vermehren, den ihre Regierung unter den Transatlantischen Nationen bereits besitzt. —

Strafe des Ehebruchs.

Die 16jährige Tochter eines sehr reichen Havanesers ward im vorigen Jahre mit einem jungen Spanier, der aus Vera Cruz nach Cuba's Hauptstadt gezogen war, vermählt, dem sie sich mit der feurigsten Liebe, wie sie nur der Süden zu pflegen scheint, weihte. Sie hatte von ihrer Mutter, die in Spanien geboren war, die strengsten Grundsätze über eheliche Treue empfangen, und oft äusserte sie ihm, dass Treubruch ihr ganzes Wesen verwandeln würde. Denn sie war sanft, still und duldsam, und lebte nur ihrem Manne, der ihr auch ganz ergeben schien. Das Ehepaar wohnte gewöhnlich auf einem Landsitz in der Nähe von Regla, und nur die Morgenstunden pflegte der Gatte in der Stadt zuzubringen. Eines Morgens im März dieses Jahrs hatte

er wie gewöhnlich Abschied von ihr genommen, um auf einer Gondel in die Stadt zu fahren; die Gattinn vermisste ein Buch, und glaubte dieses in des Mannes Arbeitszimmer zu finden; sie fand es verschlossen, hörte aber zu ihrer Verwunderung leises Flüstern im Innern; in der Meynung, es könnten Diebe seyn, drängte sie gegen die schlecht verwahrte Thüre; diese sprang auf — und die Unglückliche erblickte den Mann mit einer jungen Braunen, welcher sie bei ihrer Vermählung die Freiheit geschenkt hatte, in verbrecherischer Umarmung auf der Ottomane. Die geladenen Pistolen lagen auf dem Tisch. Rasch, ehe noch jene sich von ihrem Schrecken erhohlten, ergriff sie die Pistolen mit beiden Händen, drückte ab und die Kugeln durchdrangen das Haupt des Mannes und die Brust seiner Buhlerinn. — So wie sie die grause That verübt hatte, sank sie im Starrkrampfe zu Boden; ihr Zustand gestattete kein gerichtliches Verhör; die Getödteten wurden in aller Stille beerdigt. Sie befindet sich in einem Kloster.

Oesterreich und Brasilien.

Ueber die Fehde zwischen Brasilien und der Banda Oriental fehlt es (bis jetzt (23 May) an sichern Nachrichten. Das in Rio de Janeiro erscheinende politische Blatt schweigt — ein Beweiss, dass dort keine glänzende Siege erkämpft werden. Nach sichern Nachrichten ist Montevideo noch in den Händen der Independenten, und Buenos Ayres von der Brasilischen Flottille blokirt. In Rio grande do Sul, in San Paulo und Minas Geräes ward stark geworben, und darüber herrschte grosse Unzufriedenheit. Uebrigens soll der Kaiser auf seine Brasi-

lischen Truppen zählen können, da wenigstens für die Soldzahlung gut gesorgt wird. — In der Hauptstadt erwartet man mit Sehnsucht die Rückkehr des Selbstherrschers, welcher am 19ten März von Bahia abgesegelt ist, der höchst wahrscheinlich die Portugiesische Krone nicht annehmen, sondern sich in Brasilien zu behaupten suchen wird. Ausgemacht scheint es, dass er auf Europäische Unterstützung rechnet. Bereits im Sommer 1825 ward in Triest mit Erlaubniss der Regierung für den Brasilischen Dienst durch einen Brasilischen Agenten, den Grafen .... geworben. Alle Ausländer, Preussen, Baiern, Italiener &c. wurden aufgemuntert; nur geborne Oesterreicher durften nicht angenommen werden. Von dort gingen zu gleicher Zeit 3 Schiffe mit wenigstens 1200 Mann ab. Nach öffentlichen Blättern sind über 300 Officiere bei dem Brasilischen Gesandten in Wien, Vicomte Rezende, mit Erlaubniss der Regierung in die Dienste des Amerikanischen Kaiserreichs getreten. So werden sich also bald die Monteros in der Banda Oriental mit Croaten und Panduren herumschlagen müssen. —

So natürlich es erscheint, dass in Europa alles aufgeboten wird, um der einzigen in Amerika residirenden Kaisertochter — die wahrlich eine Krone verdient — einen Thron zu bevestigen — so merkwürdig bleibt diese politische Combination, und wird gewiss der Aufmerksamkeit Grossbritaniens und des Congresses in Panama — nicht entgehn. Einige tausend Mann braver geübter Truppen von guten Officieren angeführt, Truppen, die an feuchte Hitze — gewöhnt sind — und den Brasiliern ein gutes Beispiel geben können, so ein kleines Corps, in Europa kaum der Rede werth — ist in Amerika auf einem Punkt ver-

einigt eine Kriegsmacht; Bolivar hat selten über 7000 Mann beisammen gehabt — und was er mit Hülfe Britischer Officiere ausrichtete, ist bekannt. Kann Pedro I. ein Corps gut disciplinirter Truppen unter guten Officieren nach Rio de Janeiro schaffen, so ist und bleibt er nicht allein Herr über Brasilien, sondern es droht selbst den Platastaaten grosse Gefahr, wenn sie fortfahren, seinen Zorn auf sich zu ziehn, besonders da Brasilien mit dem Diktator Francia in Paraguay (*similis simili gaudet* —) in sehr gutem — mit dem die Plata-Freistaaten aber in sehr schlechtem Vernehmen stehn. Anderer Seits aber kann Buenos Ayres nur wenig auf den Schutz der Briten rechnen, da diese, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika — in solchen Fällen eine starre Neutralität beobachten, und aus derselben ihren Vortheil ziehn. —

Vorstellung

gegen die Abschaffung der Sklaverei im Britischen Westindien.

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort. Göthe.

Am 20. April überreichte Lord Redesdale dem Hause der Lords eine Bittschrift, unterzeichnet von Londoner Kaufleuten, die nach dem Britisch-Westindischen Colonien handeln und andern Personen, welche Pfandbriefe und sonstige Sicherheitsscheine (*securities*) auf Sklaven und Land in besagten Colonien lautend, im Besitz haben. Dieses Aktenstück ist in Rücksicht des Verhältnisses, worin Westindien zu dem

Mutterlande steht, historisch-merkwürdig, und wird hier blos unter Aenderung des barbarischen Curialstyls, der die ganze Bittschrift in eine einzige Periode, deren 20 Vordersätze sämmtlich mit der Conjunction dass (*that*) beginnen, einzwängt, mitgetheilt.

„Die unterzeichneten Britischen Unterthanen, haben Capital gegen Sicherheit an Sklaven, Ländereien und anderem Eigenthum in den Westindischen Colonien angelegt, im vollen Vertrauen auf Gesetze und Erklärungen der Britischen Gesetzgebung, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch dergleichen Aneignungen zur Förderung des Anbaus und der Wohlfahrt der Colonien sanctionirten und aufmunterten. Das Gesetz 6th Geo. 2. cap. 13, betitelt eine Act zur bessern Sicherung und Aufmunterung des Handels nach Sr. Majestät Zucker-Colonien in Amerika, erklärt in der Einleitung: „„dass die Wohlfahrt und der Wohlstand der Zucker-Colonien Sr. Majestät in Amerika für den Handel, die Schifffahrt und die Macht des Königreichs, von der grössten Folge und Wichtigkeit sey,"" und geht dann zu Verordnungen zu Gunsten der Colonien über. Die 13th Geo. 3. cap. 14, ladet Ausländer zu Anleihen ein, unter Sicherheit der Frei- oder Pachtgüter in Sr. Maj. Colonien in Westindien, und die 14th Geo. 3. cap. 79, berechtigt Britische Unterthanen von Summen, die auf Unterpfand oder Sicherheit an Ländereien, Pachtgütern, Erbgütern, Sklaven, Vieh oder andern Dingen vorgeschossen sind, Zinsen nach dem Zinsfusse zu nehmen, der in der Colonie, wo die Pfandverfestigung geschehen ist, gesetzlich erlaubt ist. — Der Anbau der Britisch-Westindischen Colonien, durch die Arbeit der aus Afrika eingeführten Negersklaven, ward in jener langen Periode nicht nur anerkannt, sondern ausdrücklich

durch die Gesetzgebung sanctionirt und aufgemuntert, und die Acte 23 Geo. 3. cap. 31 erklärt in der Einleitung: „Der Handel nach Afrika hin und her ist für Grossbritanien sehr vortheilhaft und nothwendig, um die Pflanzungen und Colonien mit einer hinreichenden Anzahl Neger zu billigen Preisen zu versehen," und verfügt sodann, „dass dieser (Sklaven-) Handel allen Unterthanen Sr. Maj. frei und offen seyn solle." Gelegentliche Versuche der Colonial-Gesetzgebungen, die übergrosse Einfuhr der Sklaven zu hemmen, wurden hintertrieben und gemissbilligt vom Mutterlande, dessen Regierung wohlbedächtig den Afrikanischen Sklavenhandel befördert, und aus Gründen, die dem Colonial-Interesse fremd sind, eingerichtet hatte, ehe noch die Colonien gestiftet waren. Es ist unstreitig, dass sich der Zustand der Sklaven in unsern Colonien wesentlich und fortschreitend verbessert habe, seit der Zeit, wo die Nation auf das nachdrücklichste für die Vermehrung ihrer Zahl sorgte, und selbst dann noch, als Grossbritanien seinen Afrikanischen Sklavenhandel unterliess und abschaffte — doch diese Abschaffung hatte nicht den leisesten Anschein einer Bevollmächtigung zur Vernichtung der Sklaverei in den Colonien, als blos durch die Mittel, welche ein grosser Vertheidiger jener Abschaffung (*Wilberforce*) angiebt, wenn er sagt: „„Dieselben heilbringenden Mittel, die vor Zeiten der Lehns-Sklaverey in England ein Ende machten, d. h. durch eine wohlthätige, doch unmerkliche Revolution in Denkart und Sitten; durch Aufmunterung einzelner Freilassungen und fortschreitende Verbesserung des Zustandes der Sklaven, bis endlich unmerklich allgemeine Freiheit sich entwickelt."" Die Emancipation sollte nicht von

den Sklaven ausgehn, sondern die Herren sollten dazu freiwillig die Hand bieten. — In Folge ihres ununterbrochenen Verkehrs mit den Colonien, dürfen die Unterzeichneten zuversichtlich behaupten, dass im Allgemeinen die dortigen Eigenthümer eine liberale, ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse und das Wohlbefinden der Sklaven-Bevölkerung richten; dies beweisst sich, durch die reichliche Versorgung (selbst in Zeiten, wo die Ausbeute die Kosten nicht trägt) mit solchen Artikeln, die das Wohlbefinden der Sklaven befördern. — Dies geschieht aus Rücksichten der Menschlichkeit, und zugleich aus der bekannten und anerkannten Thatsache, dass von der wirklichen Stärke, dem Wohlbefinden und der Zufriedenheit der arbeitenden Bevölkerung der Werth jeder Westindischen Pflanzung wesentlich abhängt. — Darstellungen, die diesem widersprechen . . . . sind nicht auf solche Einsicht und Bekanntschaft mit dem Gegenstande begründet, wie sie sich die Unterzeichneten verschaffen konnten; jene gegnerischen Darstellungen entspringen aus Uebertreibung oder irrigen Begriffen, rühren von Eiferern her, da ihre Declamationen das Volk reizen, einen übereilten Aufruf zu einer Freilassung der Sklaven herbei zuführen, ohne zu bedenken, dass diese den Sklaven nicht vortheilhaft, gegen die Unterzeichneten aber eine Ungerechtigkeit seyn würde. Die Maassregeln, welche die Regierung Sr. Maj. in Rücksicht der Sklaven ergriffen hat, wirkte unglücklicher Weise schon sehr nachtheilig auf den Werth des Eigenthums der Unterzeichneten. Die Maassregeln, die ausdrücklich die Emancipation der Sklaven vorbereiten sollen und unmittelbar damit in Verbindung stehen, sind nicht begleitet mit einer bestimmten, deutlichen

Sicherung einer Entschädigung für alle Nachtheile, welche unserm Eigenthum nicht nur durch die endliche Erlangung des Zwecks, sondern auch durch die fortschreitende Vermittlung, um denselben zu erlangen, zugefügt wird; das Vertrauen der Capitalisten ist durch diese Gründe dermassen influencirt, dass Westindische Securitäten als transferables Eigenthum fast werthlos sind, ein Umstand, der, in einem Zeitraum allgemeiner Geldnoth, wie wir sie kürzlich erlebten, für die Innhaber solcher Securitäten ausserordentlich unangenehm ist. Die angekündigte Massregel, man wolle im Falle erzwungener Emancipation den abgeschätzten Werth der Sklaven als angemessene Entschädigung darbieten — erfüllt alle diejenigen mit Besorgniss, welche Pfandbriefe auf Länder, von Sklaven bearbeitet, in Händen haben. Bis die Erfahrung erwiesen hat, dass Freineger gegen Lohn arbeiten, und diese die ordentliche Arbeit der Grundstücke regelmässig nnd werkdienlich *) betreiben wollen, muss man die Sklaven als einen wesentlichen Theil der in den Händen der Unterzeichneten befindlichen Securitäten betrachten; denn das Land in den Colonien hat gar keinen Werth, wenn es der Bearbeiter beraubt ist; daher darf das Verfahren einer erzwungenen Emancipation auf Westindischen Grundstücken nicht ins Werk gerichtet werden, wenn die, welche gesetzliche Ansprüche an demselben haben, nicht befriedigt sind. Es ist ein weises, gerechtes Verfahren des Parlaments, bei Fällen, wo dasselbe zu Eingriffen in Privat-Recht und Privat-Eigenthum ermächtigt, dafür zu sorgen, dass das also beschädigte Indivi-

*) Z. B. die saure Arbeit in den Zuckerplantagen.

A. d. H.

duum vom Staate, der diese Gegenstände als Opfer fordert, volle, hinreichende Entschädigung für das Weggenommene empfange, und noch etwas darüber — für den Nothstand und die mögliche Einbusse; diese Gerechtigkeit erwarten die Unterzeichneten auch für das Eigenthum, welches sie als Britische Unterthanen in Westindien besitzen. Der Unwille und das Misstrauen, welche durch das Einschreiten der Britischen Regierung für die Verbesserung des Zustandes der Sklaven in vielen Colonien angeregt sind, haben ihren Grund in den Beleidigungen, die in so vielen Reden und Schriften angesehener Briten öffentlich gegen die Colonisten ausgesprochen sind, und besonders in der Furcht, dass ihrem Eigenthum und ihren politischen Rechten Gefahr drohe. Sind diese Gefühle, und zugleich die Täuschung, die in den Gemüthern der Sklaven durch die langwierige Verhandlung erweckt worden ist, entfernt, so werden die Colonial-Gesetzgebungen aufrichtig, eifrig und mit Umsicht die ihnen mitgetheilten Aufträge erwägen, verbessern, was darin fehlerhaft ist, und das Mangelhafte ersetzen, um den Zustand der Sklaven zu vervollkommnen und ihre Fortschritte zur Veredlung zu befördern. Diese unabhängigen Colonial-Gesetzgebungen haben unter Sanction des Königl. Staatsraths das Recht, ihre Municipal und innern Angelegenheiten zu ordnen; sie besitzen Erfahrung an Ort und Stelle, und unmittelbare Kenntniss von dem, was um sie vorgeht, und können am besten über die passendste Zeit und über die Art und Weise der mit ihren Gesetzen und Verfahren vorzunehmenden Veränderungen urtheilen; sie empfinden die Verantwortlichkeit ihrer Lage und man darf sie nicht auffordern, etwas vorzunehmen, was ihnen für die Ruhe und die Wohlfahrt

der Colonien, worüber sie walten, nach ihrem Gewissen gefährlich scheint. Als die Unterzeichneten ihr Eigenthum Colonial-Securitäten anvertrauten, bewog sie dazu, das Vertrauen auf die Erfahrung und praktischen Kenntnisse der Colonial-Gesetzgebungen, welche den Vorzug besitzen, dass die Gesetze und inneren Einrichtungen der Colonien von den Fähigsten, dem unmittelbaren Character, den Sitten und dem Bildungsstandpunkte der verschiedenen Klassen und Bevölkerung gemäss eingerichtet werden; lehrt man aber die Sklaven bei irgend einer andern Obrigkeit Schutz suchen, als bei dem Könige und der Gesetzgebung, und bei den von denselben eingesetztenLokalbehörden,die sie zu ehren und denen sie zu gehorchen gewohnt sind, so schwebt die Ruhe der Colonien, und folglich auch die Sicherheit des dortigen Eigenthums in grosser Gefahr. Die Unterzeichneten betrachten also die Einmischung des Reichsparlaments in die bestehende Gerichtsbarkeit dieser Legislaturen, als eine Schmälerung der Sicherheit des in den Colonien angelegten Eigenthums, und sie sind überzeugt, dass diese Einrichtung zu dem Miscredit beigetragen habe, der bereits auf Westindische Securitäten haftet. —

Aus diesen Gründen bitten die Unterzeichneten gehorsamst:

Das Haus der Lords wolle, durch eine gesetzliche Erklärung, oder durch eine andre Maassregel, die ihrer Weisheit am zweckdienstlichsten scheint, dem Eigenthum der Bittsteller und anderer Britischen Unterthanen, die mit den Westindischen Colonien in Verbindung stehen, den Credit und das Vertrauen, welches jedem durch Britische Gesetze geschützten Eigenthum gebührt, wiederverschaffen (*restore*), und dass das Haus

der Lords vermelde (*will forbear*) gegen die Lokal-Gesetzgebungen der Westindischen Colonien irgend eine Maassregel zu ergreifen, welche die Rechte der innern Legislatur, die sie so lange geübt haben, kränken könnten."

Die Bittschrift ward auf die Tafel gebracht; ihr eigenthümlich kecker Ton macht sie in anderer Rücksicht interessant; so redet der Englische Unterthan mit der ersten Behörde der Gesetzgebung.

Geschichte der China-Rinden.

(Probe aus Heinrich von Bergen's Versuch einer Monographie der China. Hamburg 1826. 4.)

Mit La Condamine beginnt für die Fieber-Rinde eine neue Epoche, denn er war es, dem wir die erste ziemlich vollständige Beschreibung des Baumes, welcher dieses Heilmittel liefert, verdanken. Dieser berühmte Mathematiker, der, wie von Humboldt sagt, alle Theile des menschlichen Wissens mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit umfasste, wurde mit einigen andern Gelehrten von der Französischen Regierung nach Süd-Amerika gesandt, um dort die Länge einiger Grade des Meridians von Quito zu messen; und reisete am 29sten May 1737 von Quito nach Lima ab. Seine Beschreibung der Cinchona erschien 1738 in den Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften, und enthält, ausser dem botanischen Theil, sehr interessante und wichtige Nachrichten, sowohl über die Orte, an welchen der Fieber-Rinden-Baum wächst, als auch über die Art der Einsammlung der Rinde, über die

Qualität derselben u. s. w. Er erzählt uns, dass man nur selten noch Bäume von der mittleren Dicke von 8 bis 9 Zoll auf den Gebirgen fände, welche die erste China geliefert hätten, weil die sehr dicken Bäume, von denen man die erste Rinde gewonnen hätte, längst abgestorben wären. Zugleich theilt er die Erfahrung mit, dass auch von den jungen Bäumen, nachdem man sie geschält habe, einige abstürben, dass solches jedoch nicht von der grössten Zahl derselben gelte. Aus manchen seiner Bemerkungen geht es deutlich hervor, dass die gute Fieberrinde in der Intendanz von Loxa hundert Jahre nach ihrer Einführung als Arzneimittel, schon selten geworden war, und dass man sich schon damals genöthigt fand, zur Benutzung der jungen Bäume seine Zuflucht zu nehmen.

Im Jahre 1743 war La Condamine zum zweitenmale in Loxa, von wo er nach Tomepanda und dem Amazonenstrom reisete. Damals machte er den Versuch, welcher bis jetzt noch der einzige geblieben ist, junge Fieberrinden-Stämme lebend nach Europa zu bringen.

Er sammelte zu diesem Zwecke auf dem Gebirge, unfern von Loxa, die jungen Senker der Chinabäume, nicht ohne bedeutenden Aufwand an Zeit und Mühe, denn mit Hülfe zweier Indianer, die er als Wegweiser mitgenommen hatte, konnte er auf einer ganzen Tagereise nicht mehr als acht oder neun junge Pflanzen bekommen, die zum Versetzen nach Europa tauglich schienen. Diese Pflanzen liess er jedesmal mit der Erde, die er an ihrem Fundorte aushob, in eine Kiste setzen, und solche dann mit vieler Vorsicht auf den Schultern bis an den Ort der Einschiffung tragen. Er hatte aber leider nach einem mühevollen Wege von

1200 Lieues, und ungeachtet aller während acht Monaten auf sie verwandten Sorgfalt, zuletzt den Verdruss, dass alle diese jungen Bäume, durch einen hohen Wellenschlag, der bei dem Cap d'Orange, nördlich von Para, das Canot überströmte, zugleich mit dem Canot versenkt wurden.

Bei seiner Ankunft in Cayenne machte La Condamine zwar Versuche mit den Saamenkörnern der Cinchona, welche damals noch nicht älter als acht Monate waren, und ihn hoffen liessen, dass durch sie der Verlust der jungen Pflanzen ersetzt werden könne; der Erfolg entsprach aber seiner Erwartung nicht, denn der Saame ging nicht auf ([55]).

Auf La Condamine folgte im Jahre 1739 Joseph von Jussieu, welcher auch die Gegenden um Loxa besuchte, und seine botanischen Excursionen bis nach Zaruma, etwas nordwestlich von Loxa, ausdehnte. Unter den Pflanzen, welche von diesem berühmten Botaniker eingesammelt wurden, und welche sich noch jetzt in dem Herbarium des Herrn A. L. von Jussieu in Paris befinden, erkannte von Humboldt, ausser seiner Cinchona Condaminea, auch ein Exemplar der Cinchona cordifolia (*Mutis*), die später von Vahl als eine neue Species unter dem Namen Cinchona pubescens beschrieben wurde. Herr v. Jussieu wurde damals auch dadurch sehr nützlich, dass er den Corregidor von Loxa sowohl als den Indianern in der Provinz Quito, die sich mit dem Schälen der Chinarinde

([55]) Siehe La Condamine's Relation abregée d'un Voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale à Paris, 1745, 8. p. 26, 27 & 203.

beschäftigten, die verschiedenen Sorten kennen und unterscheiden lehrte, damit solche nicht unter einander gemischt würden, und nach Europa die beste Chinarinde käme. Er zeigte den Einwohnern auch, auf welche Weise sie einen Extract aus der Rinde bereiten müssten, und bemühte sich, den Gebrauch dieses Mittels überhaupt allgemein zu machen. Diese von Spanischen Schriftstellern gerühmten Verdienste, fanden aber leider nicht den Lohn, der ihnen mit so vielem Rechte gebührt hätte; denn Jussieu kehrte im Jahr 1771 ohne Glücksumstände nach seinem Vaterlande zurück, welches er vor mehr mehr als dreissig Jahren verlassen hatte. Weder die Regierung, die ihn in die neue Welt geschickt, noch die, welche ihn dort so lange zu ihrem Nutzen zurückgehalten hatte, würdigte seinem Schicksal einiger Aufmerksamkeit. Ich habe vorhin erwähnt, dass sich im Herbarium des Herrn Joseph von Jussieu zwei Arten von Chinchonen, nämlich Condaminea und Cordifolia, vorfanden. Diese beiden Arten waren es, welche Linné, ohne es zu wissen, unter dem Namen Cinchona officinalis vereinigte: denn das ihm von Santa Fe gesandte Exemplar war gelbe China, und von der von la Condamine, freilich etwas unvollkommen gezeichneten, ganz verschieden. Lange wussten daher die Botaniker von keiner andern China als der Chinchona officinalis Linné, bis endlich Jacquin, welcher sich in den Jahren 1754 bis 1759 in Westindien aufhielt, auf Cuba und St. Domingo eine neue Art entdeckte, die er unter dem Namen Chinchona caribaea bekannt machte. Diese und die Chinchona floribunda Swartz, welche schon 1742 von Desportes aufgefunden, aber von diesem unter die Gattung Trache-

lium gerechnet war, sind die beiden merkwürdigsten der auf den Antillen vorkommenden Arten.

Nach und nach boten die Westindischen Inseln, die Süd-See und selbst Ost-Indien den Reisenden mehrere China-Arten dar, weil diese aber alle zur Arznei unbrauchbar gefunden wurden, so findet das, was von ihnen zu sagen ist, um so passender im botanischen Theile dieses Werks seine Stelle, der ich so viel als möglich Wiederholungen zu vermeiden wünsche. Anders verhält es sich mit manchen von den neuen Arten, welche nach und nach im südlichen Amerika aufgefunden wurden. Da diese im Gegentheil jener West- und Ostindischen Species als sehr wirksam anerkannt sind, so muss ich meine Leser ersuchen, sich davon eine etwas ausführliche Anzeige gefallen zu lassen. Ich entlehne die Data dazu vorzüglich aus der schon oft erwähnten Abhandlung unsers von Humboldt, und bemerke dieses, um nicht auf jeder Seite die Citate zu häufen, hier ein für allemal.

Auffallend ist es, dass grade die heilsamsten und merkwürdigsten China-Arten des Continents von Süd-Amerika am längsten unbedacht blieben.

Nach von Humboldt's Versicherung kam von 1738 bis 1776 keine andere Fieber-Rinde in den Handel, als die des Corregiments von Loxa und der zunächst gelegenen Gegenden. Nur beiläufig wurde von Condamine der China von Riobamba, Cuenca, Ayavaca und Jaen de Bracamoros erwähnt, aber die Fieber-Rinde aus den innern Theilen von Peru, oder gar die des Vice-Königreichs Neu-Grenada war ihm völlig unbekannt. Man ahnete nicht, dass es nördlich vom Aequator, also in unserer Hemisphäre, Fieber-Rinden geben könne, bis ein glücklicher Zufall einen Mann, der

lange Zeit wegen der ökonomischen Verhältnisse des China-Schälens in Loxa gelebt hatte, auf seinem Rückwege nach Spanien über Popayan nach Santa Fe de Bogota führte. Dieser aufmerksame Reisende war der Ober-Münz-Director Don Miguel de Santistevan, der ohne alle botanische Kenntnisse, physiognomisch, das heisst, nach dem blossen Habitus, die China-Bäume von Loxa an bis zu 2½ Grad nördlicher Breite entdeckte.

In einem Berichte, welchen dieser Santistevan im Jahr 1753 dem Vice-Könige, Marquis von Villars, übergab, sagte er ausdrücklich, dass er nicht allein zwischen Loxa und Quito, z. B. östlich von Riobamba, am Abfall des Chimborazo, bei Angas, und an der Cuesta de S. Antonio, sondern auch zwischen Quito und Bogota, überall, wo das Erdreich gleiche Höhe mit Loxa hat, Fieber-Rinden-Bäume gefunden habe.

So stand es mit der Auffindung der Cinchonen nördlich vom Aequator bis zum Jahr 1772. Herr von Humboldt sagt dann ferner: „Alle China-Rinde, welche in den Handel kam, war von Loxa, Guancabamba und Jaen, vielleicht selbst von Riobamba und Cuenca. Alle würden durch die Häfen der Süd-See verschifft.“ In diesem letzten Punkte ist Herr von Humboldt indessen unrichtig berichtet worden, denn aus dem vorliegenden Relations-Courier, einer ehemaligen Hamb. Zeitung, von den Jahren 1755, 56 und 57 ersehe ich, dass schon in den obengenannten Jahren mehrere Schiffe von Cartagena und Havana directe nach Cadiz nicht unbedeutende Partheyen China mitgebracht haben. Ob dieses, wie sehr wahrscheinlich, auch schon vor dem Jahr 1755 der Fall gewesen, kann ich nicht mit Gewissheit behaupten, weil mir keine frühere Jahrgänge jenes Blattes zur Hand gekommen sind.

Es ist mir um so lieber, dass ich diesen für die Geschichte des Handels wichtigen Umstand zu berichtigen im Stande bin, da auch der Uebersetzer der von Humboldt'schen Abhandlung, Lambert, in seiner *Illustration of the genus Cinchona*, London 1821, ihn unbeachtet gelassen hat, oder damit unbekannt war.

Im Jahr 1772 entdeckte Don Jozé Celestino Mutis die China-Rinde um Bogota, und seit dieser Epoche mag also wohl die Verschiffung über Cartagena nach Europa noch häufiger als vorher statt gefunden haben. Diesem Mutis, einem der bedeutendsten Botaniker Spaniens, war es vorbehalten, die botanischen Schätze von Neu-Grenada zu enthüllen, und endlich seiner Entdeckung der China in diesem Vice-Königreiche das Gewicht zu geben, welches sie mit Recht verdiente.

Mutis verliess Spanien schon im Jahr 1760 mit dem Vice-Könige Don Pedro Mexia de la Cerda, welchen er als Leib-Arzt nach Santa Fe begleitete. Sobald er im Vicekönigreiche Neu-Grenada angekommen war, schrieb er an Don Miguel Santistevan, um durch ihn von Loxa Exemplare von den dortigen China-Bäumen zu erhalten. Er empfing auch daher im folgenden Jahre 1761, die ersten trocknen Exemplare der dortigen Fieber-Rinden-Bäume. Nach diesen wurde das Genus Cinchona so vestgestellt, wie er es an Linné mittheilte.

Mutis hatte indessen erst zwölf Jahre nach seiner Ankunft in Neu-Granada das Glück, die daselbst einheimischen Fieber-Rinden-Bäume kennen zu lernen. Als Grund dieser so lange verzögerten Entdeckung führt er die geraume Zeit an, welche er in den Distrikten von Pamplona und La Montuosa zuzubringen

verpflichtet war, und in seinem Berichte an den Vice-König Don Miguel Antonio Florez sagt er ausdrücklich, dass bis zu dem Jahr 1772, alle seine botanische Excursionen ausserhalb der ersten fünf Grade nördlicher Breite, welche er als das ausschliessende Vaterland der Cinchonen in der nördlichen Hemisphäre angesehen, gemacht wären. Mutis ahnete es damals noch nicht, dass man bald darauf die Fieber-Rinden-Bäume bis zur Mündung des Rio Opon, und selbst bis zu Santa Marta, das heisst, sogar bis zum zehnten Grade nördlicher Breite entdecken würde.

Schon Mutis fand im Jahr 1772 die Fieber-Rinde in Santa Fe de Bogota auf, und zwar nach von Humboldt im Walde von Tena unfern des Gebirgs-Abhanges von Bogota. Ein Jahr nachher fand er sie auch zwischen Honda und Guaduas, und überreichte dem Vice-Könige Don Manuel de Guirior, der sich eben auf dem Magdalenen-Strome ausgeschifft hatte, einen blühenden Strauss der Cinchona als ein neuentdecktes kostbares Erzeugniss dieses Landes.

Seit dieser Zeit beschäftigte sich Mutis in der Stille mit botanischen Untersuchungen der neuen Chinaarten, die er auffand; und mit Anwendung der Fieberrinde in seiner ausgebreiteten medicinischen Praxis. Als ein Mann von sehr liberalen Charakter hatte er von dem Gouvernement für seine Entdeckungen keine Belohnung gefordert, und erhielt daher erst im Jahre 1783 eine königliche Belohnung, als die botanische Expedition von Santa Fe, durch Gongora, der zugleich Erzbischof und Vicekönig war, organisirt wurde.

Da die von Mutis im Königreiche Neu-Granada entdekten neuen Cinchonen im botanischen Theile dieser Schrift ausführlich beschrieben sind, so beschränke

ich mich hier darauf, nur die vier wichtigsten Arten unter ihnen zu erwähnen. Diese sind: 1) Cinchona lancifolia, bekannt unter dem Namen Quinquina naranjanda, französisch Quinquina Orangé, Orange-China von Neu-Granada. Nach Mutis gehört die Rinde, welche bei den Eingebornen den Namen Calisaya führt, unbestreitbar dieser Art an. 2) Cinchona cordifolia, die Quina amarilla, gelbe China von Neu-Grenada. 3) Cinchona oblongifolia, bekannt unter dem Namen Quina roxa, rothe China von Neu-Grenada, sehr gemein in diesem Königreiche, und von einigen Schriftstellern der neueren Zeit mit der Cascarilla fina von Uritusinga verwechselt. 4) Cinchona ovalifolia, Quina blanca, weisse China von Neu-Grenada, von Ruiz als Cosmibuena obtusifolia beschrieben.

Durch diese und andere in Neu-Grenada entdeckte Cinchonen wurde nicht nur dem Mangel eines so schätzbaren Hülfsmittel abgeholfen, sondern auch die Ausfuhr nach Europa über Cartagena und Santa Marta erleichtert, anstatt dass die Fieberrinde, welche aus den Häfen der Südssee verschifft wurden, nur nach einer langen und gefährvollen Reise um Cap Horn das veste Land erreichen konnte.

Mutis genoss indessen des Ruhmes seiner Entdeckungen nicht ungestört, indem vier Jahre nachher, 1776, ein verschlagener und zanksüchtiger Arzt zu Bogota, Don Sebastian Jozé Lopez Ruiz, die Spanische Regierung zu überreden wusste, dass er es sey, der die ersten Fieberrinde-Bäume im Königreiche Neu-Grenada entdeckt habe. Von Humboldt, welcher dieses ausführlicher erwähnt, sagte zugleich: es erhelle aus Aktenstücken, welche Ruiz ihm im Jahre 1802 durch seinen Bruder, einem Canonikus zu Quito, habe

zustellen lassen, um ihm die Priorität seiner Entdeckung zu beweisen, dass Ruiz erst im Jahre 1774 die Cinchonen um Honda erkannt, und 1775 den ersten medicinischen Versuch damit gemacht habe.

Von Mutis erzählt Herr von Humboldt noch, dass dieser in Marequita eine Pflanzung von Cinchona und von Caneel-Lorbeer der Andaqui-Missionen angefangen hatte, deren Ueberbleibsel er noch gesehen habe. Im Jahre 1800 habe das Spanische Gouvernement einem Französischem Arzte, Louis Derieux, die Fortsetzung dieser Pflanzung, die Cultur der einheimischen Myristica und die allgemeine Aufsicht über das Verpacken der Chinarinde in Neu-Grenada aufgetragen, er (Humboldt) habe aber mit grossem Missvergnügen erfahren, dass, bald nachdem er Süd-Amerika verlassen, Herr Derieux das Vicekönigreich habe räumen müssen, dass also die Fieberrinden-Bäumen wieder ohne Aufsicht waren.

„Erst 1776 (sagt Herr von Humboldt) fing der eigentliche Verkehr mit peruanischer Fieberrinde an."

„Don Francisco Renquifo entdeckte die Cinchona nitida Ruiz, eine der Mutis'schen pommeranzenfarbigen (Cinchona lancifolia), sehr nahe verwandte Species, bei Huanuco, am Berge San Christoval de Cuchero."

„Ein unternehmender Mann, Don Emanuel Alcarraz, brachte die ersten Proben davon nach Lima, und setzte die Benutzung dieses Produktes in Gang."

„Die Herausgeber der Flora Peruviana (Ruiz und Pavon) drangen 1769 zwar nicht bis an den Amazonenstrom selbst, aber doch bis an die Flüsse vor, welche sich zunächst in denselben ergiessen."

„Sie besuchten die schönen Thäler von Tarma, Xauxa und Huamalies, und bestimmten 1779, also sieben Jahre, nachdem Mutis seine Arbeit über die neu-grenadischen Cinchona-Arten begann, die botanischen Charaktere der nord-peruanischen Species.“

„Seit dem Jahre 1780 wurde Europa auf allen Seiten durch die Häfen von Payta, Guayaquil, Lima, Buenos-Ayres, Cartagena und Santa Marta mit Fieberrinde von verschiedener Heilkraft überströmt.“

„Diese Fieberrinde kam theils unmittelbar nach Spanien, theils durch Schleichhandel nach Nord-Amerika und England.“

„Hier und da wurden auch Cinchona-Arten unter die des Continents gemengt. Man nannte Rinden, welche zwar auch überaus fieberheilend sind, aber von Bäumen herrühren, die nicht einmal dem Genus Cinchona angehören, China.“

„So sprach man in Cadiz von Cascarilla oder Quina de Cumana und von Quina de la Angostura. Ohne zu bedenken, dass wahre Fieberrinden zwar gleiche Heilkraft besitzen, aber doch specifice Unterschiede in der Art ihrer Wirksamkeit äussern können, theilte man alle China in ächte und unächte ein. Man forderte die China wie die von Loxa, ohne zu bedenken, dass schon 1738 von Loxa selbst drei bis vier Arten Fieber-Rinden nach Europa kamen, welche von ganz verschiedenen Species von Cinchona geliefert wurden.“

„Man mengte bald aus Versuchen, bald aus Betrug Rinden von Winterana grenadensis und von gerbenden Weinmannien unter die China-Rinde, ja man färbte diese oft mit Aufguss von Brasilien-Holz.“

„Unter diesen Verhältnissen entstanden die abentheuerlichsten Vorurtheile in Beurtheilung der Cin-

chona. Gewisse Handlungshäuser in Spanien, welche seit einem halben Jahrhundert im Besitze dess Alleinhandels mit der China von Loxa waren, suchten die von Neu-Grenada und dem südlichen Peru zu verrufen."

„Physiker zogen, gleich den Päbsten, Demarcations-Linien auf der Charte. Sie behaupteten, dass über einen gewissen Breite-Grad hinaus, in der nördlichen Hemisphäre, keine wirksame China wachsen könne."

„Da indess der Verkehr mit der Fieber-Rinde von Huamalies und Huanuco, welche Ortega, Ruiz, Pavon und Tafalla anrühmten, bald in die Hände derer fiel, welche den Südsee-Handel mit der alten China von Loxa getrieben hatten, so gewannen natürlich die neuen Peruanischen Fieber-Rinden leichteren Eingang in Spanien, als die von Santa Fe. Die letzteren dagegen, welche die Engländer und Nordamerikaner sich leicht in Cartagena als einen dem Schleichhandel zugänglichen Hafen verschaffen konnten, erhielten vorzüglichen Ruf in Deutschland, England und Italien."

„Die Wirkung kaufmännischer Ränke ging so weit, dass in Cadiz auf königlichen Befehl eine Menge der vortrefflichsten pommeranzen-farbenen China von Neu-Grenada, welche Mutis auf königliche Kosten hatte schälen lassen, als ein völlig unwirksames Heilmittel verbrannt wurde, während man in allen Spanischen Feld-Hospitälern an diesem köstlichen Erzeugnisse von Süd-Amerika den grössten Mangel litt."

„Ein Theil der zur Vernichtung verurtheilten China wurde von Englischen Kaufleuten in Cadiz heimlich gekauft, und in London zu hohen Preisen versteigert."

„Laubert, Ober-Arzt der Spanischen Armee, der Verfasser des grössten Theils des Artikels „Quinquina" im Dictionaire des *sciences Médicales* sagt daselbst Pag. 407, dass man in neueren Zeiten in der Capitainerie Rio Janeiro und einigen andern Gegenden Brasiliens, Fieber-Rinden-Bäume gefunden, und dass der Doctor Chapotin eine Art Cinchona auf Isle de France entdeckt habe, die von ihm unter dem Namen Cinchona mauritana beschrieben sey. Auch habe Herr Pavon ihm in Madrid im Jahre 1810 eine Menge Zeichnungen von neueren Arten oder Varietäten der Cinchona gezeigt, welche von Herrn Tafalla erst nach der Abreise des Verfassers der Flora Peruviana entdeckt wären."

Von demselben Laubert findet sich in Lambert's *Illustration of the genus Cinchona*, ein Memoire über die verschiedenen China-Arten, dessen Original ich mir noch nicht habe verschaffen können. Es giebt für diesen historischen Theil keine neue Ausbeute, ist aber an andern Stellen meines Werks hin und wieder benutzt worden.

Von den durch Saint-Hilaire in Brasilien entdeckten, so wie von einigen andern noch wenig bekannten Cinchona-Arten werden meine Leser im botanischen Theile Nachricht finden.

In dem letzten Decennium, wo sich so Manches in Südamerika neu gestaltete, würde dieses Continent häufiger als jemals von Europäischen Reisenden besucht. Aber diese Reisenden hatten bei ihrer Untersuchung des Landes, mehr oder minder, politische oder merkantilische Zwecke und wo das nicht der Fall war, überwog meistens der lebhafte Antheil, welchen sie an der Geschichte des Tages, an

dem schon gelungenen oder an dem noch unentschiedenen Kampfe für Freiheit nahmen, jedes andern Interesse.

So wird es erklärbar, warum Vieles, was in ruhigern Zeiten wahrscheinlich der Gegenstand sorgfältiger Erkundigungen geworden wäre, entweder ganz unbeachtet blieb, oder doch nur flüchtig bemerkt wurde.

Insbesondre gilt dies auch von der China, über welche von den Meisten entweder gar nichts gesagt, oder doch nur beiläufig längst Bekanntes wiederholt wird. Mir wenigstens ist bei der sorgfältigsten Durchsicht der sonst inhaltreichen Tagebücher und Beschreibungen von Depons, Mollien, Hall, Bullock, Cochrane, Proctor, Brackenridge, Schmidtmeyer, Mathison u. a. m., so wenig Neues vorgekommen, dass ich den bisher erzählten nichts hinzuzufügen wüsste.

Welchen grossen Werth übrigens die jetzige peruanische Regierung auf eines der wichtigsten Erzeugnisse ihres Landes legt, beweisst schon der Umstand, dass der Chinabaum ein Feld des neuen Wappens ausfüllt ([59]). Und allerdings lässt es sich erwarten, dass die junge Republik einem so köstlichen Producte alle Aufmerksamkeit widmen wird. Auch ist man wohl zu der Hoffnung berechtigt, dass da, wo liberale Principe die

([59]) Das vom Congress genehmigte Wappen für die Republik, besteht bekanntlich in einem Schilde mit drei Feldern. Das erste Feld zur Rechten ist blau, und in demselben steht die Vicuña (das Vigogne - Schaaf), hineinwärts sehend; das zweite zur Linken enthält den China-Baum; das dritte kleinere, unter beiden, ein Füllhorn, aus dem Gold- und Silber-Münzen fallen. Ueber diesen Schildern ist eine Bürgerkrone und zu den Seiten sind die Nationalfahnen angebracht.

Oberhand gewinnen, für die Wissenschaft Manches geschehen werde, woran früher aus Indolenz oder missverstandener Politik mit keiner Sylbe gedacht wurde.

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Vereinigte Staaten. Am 11ten März starb, 10 Meilen nordöstlich von Philadelphia, bei Cranbury, Canton Middlesex, New Jersey, Herr David Stout, 92 Jahr alt; die Wittwe des Verstorbenen ist 82 Jahr und beide lebten 66 Jahr in glücklicher Ehe; von ihnen stammen 12 Kinder, 63 Enkel und 63 Urenkel, und von diesen Abkömmlingen sind 110 am Leben. David Stout war der Enkel der Frau Penelope, einer Dänin, die zur Zeit der Stiftung der Colonie durch die Schweden im Jahre 1628 unter Carl den Neunten einwanderte. Ihr Mann ward mit einem Theil der Mannschaft des Schiffs gleich, so wie sie ans Land traten, von den wilden Naraticons, einem Stamm der Delawaren, welche jetzt in jener Gegend gänzlich ausgerottet sind, überfallen; ihr Mann ward getödtet und sie für todt zurückgelassen; sie erholte sich so weit, dass sie den Rückweg nach dem Landungsplatz antreten konnte. Unterwegs traf sie wieder auf zwei Indianer; der eine wollte sie tödten, der andre fühlte Mitleid; es entstand ein Gefecht; der Grausame ward von dem Menschenfreund besiegt; dieser nahm die Unglückliche in seinen Wigwam (Hütte) und sorgte für sie, bis ihre Wunden geheilt waren. Dann liess er ihr die

Wahl, bei ihm zu bleiben oder zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Sie wählte das letztere und heirathete bald darauf einen jungen Mann, Namens Stout, und ward so die Ahnfrau der zahlreichen Familie der Stouts in New Jersey.

Zu Ost-Windsor, 21 Meilen nordöstlich von New York, im Canton Hartford, Staat Connecticut, starb am 15ten März Doctor Elihu Tudor, alt 93 Jahr. Er war der Urenkel des Owen Tudor, der mit der Puritaner Colonie 1683 aus Wales nach Connecticul kam und einer der ersten Ansiedler in Windsor war. Dr. Tudor ward 1750 im Yale College, der Hochschule von Connecticut zu Newhaven, promovirt und begleitete den General Wolfe als Wundarzt bei der Britischen Armee, welche Canada eroberte. 1762 wohnte er bei der Einnahme von Havana durch die Engländer bei. Fast 4 Jahre hindurch war er der älteste Graduirte des Yale-Collegiums.

Die vormalige Sängerinn Maria Feleiste (?) Garcia, bei der Italienischen Oper in New-York, hat am Ende März ein dortiger Französischer Kaufmann Malibron geheirathet, welcher seiner Gattinn einen Mahlschatz von 20000 Dollars zugesichert hat.

Im Zuchthause von Neu-Hampshire betrug die Gesammtzahl der Gefangenen vom 23. Nov. 1812 bis zum 22. Sept. 1825, 257, von denen nur 11 zum zweitenmale verhaftet waren, 21 waren begnadigt, von denen Einer eines zweiten Verbrechens schuldig befunden worden. Am 22. Sept. 1825 belief sich die Zahl der Gefangenen auf 66, von diesen waren 3 eines zweiten und keiner eines dritten Verbrechens schuldig befunden.

Im Gefängnisse von Auburen, im Staat New-York, befanden sich im August 1825 im Ganzen 400 Gefangene, von denen weniger als 22 zum zweitenmale verurtheilt worden.

Im Zuchthause der Stadt New-York betrug im November 1825 die Zahl der weiblichen Gefangenen 66; von diesen waren 20 zum zweitenmal, 6 zum drittenmal, 2 zum viertenmal und 1 zum fünftenmal verurtheilt.

Im Staatsgefängniss der Stadt New-York wurden im Jahre 1802 von 191 Gefangenen 44 zum zweitenmal und 2 zum drittenmal verurtheilt. Die Gesammtzahl der zu diesem Gefängniss wieder Verurtheilten für ein zweites Vergehen beträgt 494; für ein drittes oder mehrere Vergehen 61; dagegen sind 108 Verbrecher, nachdem sie zwei-, drei- oder mehrere verurtheilt worden, begnadigt worden.

Im Zuchthause zu Philadelphia war am 28. August 1819 die Zahl der Gefangenen 416, von denen 73 zweimal, 25 dreimal, 7 viermal und 2 fünfmal verurtheilt worden waren. In dem Zuchthause für weibliche Verbrecher befanden sich 63; davon waren 17 zum zweitenmal und 2 zum drittenmal verurtheilt. — Die Gesammtzahl der Gefangenen in diesem Zuchthause betrug vom Jahre 1810 bis 1819, 409; 9 wurden zweimal, 54 dreimal und 2 sechsmal verurtheilt. Von 182, welche im Laufe des Jahrs 1820 entlassen wurden, wurden 18, und im Jahr 1823 von 482 Entlassenen 24 wieder verurtheilt. Von 451 Verbrechern, welche sich im Jahre 1817 in dieser Strafanstalt befanden, waren 162 früher entweder schon einmal verurtheilt oder begnadigt worden.

Im Zuchthause von Massachusetts waren im Jahre 1817 von 300 Verbrechern, welche sich zu jener Zeit dort befanden, 90 theils zum zweiten-, theils zum dritten-, theils schon zum viertenmal verurtheilt worden.

Nach dieser Betrachtung dringt sich Einem natürlich die Frage auf, woher der grosse Unterschied?

In Neu-Hampshire und Auburn wird unter 20 Verbrechern kaum Einer zum zweitenmal verhaftet.

Im New-Yorker Zuchthause befindet sich unter 2 Verbrecher beinahe Einer, und im Neu-Yorker Staatsgefängniss unter 4 Einer zum zweitenmal.

In Philadelphia (im Jahre 1817, wie es jetzt ist, lässt sich leicht denken) unter 3 Einer, und endlich

In Massachusetts ebenfalls unter 3 Einer.

Im Anfange des Jahrs 1826 lebten über 5000 Taubstumme in den Vereinigten Staaten. Bis jetzt giebt es nur sechs Institute für diese Unglücklichen. Eins zu Hartford in Connecticut, eins in der Stadt New-York; eine Privat-Anstalt in Philadelphia vom Herr Seixas gegründet; eine von demselben gestiftet in Philadelphia, eine zu Danville im Staate Kentucky, eine zu Conojaharie, im Canton Montgomery im Staate New-York.

Am 4. Febr. starb zu German-town, eine Meile nördlich von Philadelphia, Frau Dorothea Somerlot, eine geborne Deutsche in einen Alter von 100 Jahr, 10 Monat und 2 Tagen.

Der Ertrag der Baumwollen-Erndte in den Vereinigten Staaten im Jahr 1825 wird auf 569,249 Ballen angeschlagen; folglich auf 60,091 Ballen mehr als im Jahre 1824.

Im Staate New-York lässt sich ein Mann für Geld sehen, dessen rechtes Bein seit 5 Jahr dergestalt zu nahm, dass es gegenwärtig 2 Fuss 6 Zoll dick ist,

Das linke Bein fängt seit kurzem an, gleichfalls zuzunehmen. Dabei magert der übrige Körper auffallend ab.

Der Staat Georgien ist seit Anfang des Jahrs 1826 in 7 Congressional-Distrikten eingetheilt.

Aus den Stücken der Cantone Northumberland, Union und Columbia, im Staate Pennsylvanien, wird ein neuer Canton Jackson gebildet.

Zu New-York wurden am 11. Febr, ausser einer ungeheuren Masse von Zeitungen, 6674 Briefe, welche mit den Paketschiffen Canada und Florida von Liverpool angekommen, binnen 6 Stunden abgeliefert.

Aus einem unlängst dem Congresse vorgelegten Berichte erhellt, dass die Quantität Wein, welche von 1801 bis zu Ende des Jahrs 1824 in den Vereinigten Staaten eingeführt und von welchen Abgaben bezahlt worden, sich auf 63,822,482 Gallonen erstreckt. Ungefähr $\frac{1}{10}$ dieser ungeheuern Menge wurde im Jahre 1805 und die geringste Quantität, (nämlich nur 122,459 G.) im Jahre 1814 importirt.

Aus den verschiedenen Berichten der Rechnungs-Revisoren (Auditors) des Staats Ohio entlehnen wir folgende Angaben, welche den Wohlstand des Staats zur Genüge darthun: 15,174,186 Ackerland, taxirt auf 37,244,495 Dollars; Häuser 1,549,889 D.; Stadteigenthum 7,188,198 D.; 138,074 Pferde zu 40 D. 5,522,960 D.; 274,689 Stück Rindvieh zu 8 D. 2,97,512 D.; Handels-Capital 5,202,400 D.; Fuhrwerke 20,885 D.; zusammen 58,926,339 D. — Demnach ist im Durchschnitt jeder Acker Landes im Staate Ohio etwas mehr als 2 Dollars 45 Cents werth.

Zu Friedrichstadt in Maryland hat sich seit kurzem eine Wohlthätigkeitsgesellschaft zum Besten armer Handwerker gebildet.

Die Dampfschiff-Fahrt auf dem Ohio und Missisippi nimmt mit jedem Tage zu. 7 Dampfböte werden gegenwärtig in Pittsburg erbaut, 9 in Cincinnati, 2 in Marietta, 2 New-Albany, 1 in Brownsville und 1 an der Big Bone-Creek — zusammen 22.

Aus Detroit, im Staate Michigan, sind im Anfange dieses Jahrs wieder mehrere Mordthaten von Indianern verübt. Der Haupträdelsführer, ein bekannter Krieger Kisch-kauka, schon mehrerer Schandthaten wegen berüchtigt, ist nebst seinem Sohne gefänglich eingezogen worden.

Im Jahre, welches mit dem 30. September 1825 endigte, wurden für 96,340,075 Dollars Waaren in die V. St. eingeführt; für 91,902,512 D. auf Amerikanischen und nur für 4,437,563 auf fremden Schiffen. Die Ausfuhr betrug 99,535,388 D., wovon für 66,944,745 D. einheimische und für 32,590,643 D. ausländische Waaren. Auf Schiffen der V. St. wurden für 58,316,095 D. auf fremden Schiffen nur für 8,628,650 D. ausgeführt, von ausländischen Artikeln auf Schiffen der V. St. für 30,483,634 Dollar und auf ausländischen Schiffen für 2,106,989 D. Der Tonnengehalt der eingelaufenen Amerikanischen Schiffe betrug 880,754 Tonnen, der fremden nur 92,997 Tonnen; die der ausgelaufenen Schiffe der V. St. 960,366 Tonnen und die der fremden ausgelaufenen nur 95,080 Tonnen. *Fiat applicatio!* —

West-Indien. Alle eingebornen oder sogenannten Creolen-Neger auf den Britisch-Westindischen Inseln pflegt man mit zwei Buchstaben, etwa wie es bei den Pferden geschieht, zu brandtmarken. Man findet diese Zeichen bei den solche Neger betreffenden Anzeigen in den öffentlichen Blättern angeführt. Kein

in Westindien erlassenes Gesetz erklärt sich bis jetzt gegen diese Unmenschlichkeit. —

Am 21. April ward auf der Britisch-Westindischen Insel Grenada um 1 Uhr Mittags eine starke Erderschütterung gespürt, die bis den folgenden Tage anhielt; darauf erfolgte starker Regen, der eine gute Erndte hoffen lässt.

Den sichersten Nachrichten aus Martinique zufolge, war dort die Ruhe bis zum 4. April durchaus nicht gestört. — Es ist aber dort eine Krankheit ausgebrochen, welche man *Robin de bois* nennt, und die dem Uebel gleicht, welches sich 1823 zeigte. Diese Krankheit fängt mit Kopfschmerzen an, welchem Fieber und ein starker Schnupfen folgt. —

Mexico. (Stärke der Mexicanischen Landarmee.) Linientruppen: 3 Compagnien Artillerie 1,178 Mann, 1 Compagnie leichte Infanterie 10,276 M., 2 Bataillons u. 4 Compagnien leichte Infanterie 10,276 M., 14 Regimenter Cavallerie nebst dem von San Fernando 7,826 M., 23 Garnison-Compagnien 2,640 M. Zusammen 22,145 Mann.

Active Miliz: 12 Compagnien Artillerie 1,152 Mann, 17 Bataillons Infanterie 20,587 Mann, 8 Regimenter Cavallerie 6,504 Mann. Verschiedene leichte Bataillons und Compagnien von der Küste der Ost- und Süd-See 6000 Mann. Verschiedene leichte Escadrons und Compagnien an diesen Küsten 2,733 M. Verschiedene Trupps Cavallerie, Hülfsvölker genannt, 3,042 Mann. Zusammen 40,018 Mann. Ganze aktive Macht demnach: 62,163 Mann.

Chile. Nachrichten, die durch einen Eilboten in 21 Tagen aus Santiago de Chile in Buenos Ayres am 11. Febr. eingetroffen sind, bestätigen die wichtige

Nachricht, dass Chiloe die letzte Zuflucht der Spanier an der vormals in ihrem Besitze befindlichen Küste am stillen Meere, die vom Cap Mendocino (42° N. Br.) in Neu-Kalifornien bis zum Chonos-Archipel 45° S. Br. nicht weniger als 1700 Deutsche Meilen misst, um die Mitte des Januars von den unter den Befehle des Präsidenten der Republik Chile Romano Freire stehenden Truppen erobert, und somit Südamerika's Befreiung vollendet sey. Die Landung sey ohne Schwierigkeiten bewirkt, aber die vesten Punkte an der Nordküste der Insel (s. Columbus April 1826, S. 318 flg.) wurden von den Spanischen Veteranen auf das tapferste vertheidigt, besonders das Fort S. Carlos (s. daselbst S. 320). Dort waren nicht nur jene Castilier, sondern auch ein Theil der Eingebornen zu bekämpfen, die unter Spanischem Schutze Seeraub getrieben hatten, und also nun ihr Schicksal theilen mussten. (S. Carlos scheint erstürmt zu seyn, und dann sind wahrscheinlich alle Spanier zusammengehauen, in diesem Berichte wird keiner Capitulation erwähnt, und eben so wenig des Spanischen Generals Quintanilla mit einem Worte gedacht.) Die übrigen Einwohner nahmen an dem Kampfe nicht Theil, und brachen über den Sieg der Patrioten in laute Freude aus. —

1824 wurden aus Bordeaux 304 Schiffe nach Amerika, Afrika und Ostindien expedirt; 1825 nur 282; von dort her langten an, 176 Schiffe. 1824 wurden von dort 35 Schiffe nach Mexico, Colombia, Buenos Ayres und Peru expedirt, die für 14 Millionen Waaren dahin brachten; 1825: 63 Schiffe, mit Waaren von mehr als 20 Millionen an Werth.

Unter dem Titel: Bug Jargal enthält das Tübinger Morgenblatt d. J. vom 30. März und flg. eine wahrscheinlich nach dem Französischen trefflich bearbeitete, höchst anziehende und aus dem frühern Leben der Weissen und Neger auf S. Domingo rein aufgegriffene Erzählung. —

Ein Herr Audoyer in Paris lehrt jetzt, vom Herzog von Orleans aufgemuntert und unterstützt, auf Amerikanische Manier schreiben, d. h. sehr schnell und sehr elegant (*très vite* und *très elegamment*) in 20—25 Tagen. Er ist so ehrlich, sein Verfahren in einer Flugschrift zu schildern, betitelt: *Traité de la methode americaine où l'Art d'apprendre écrire en peu de leçons.*





